

Tribschen

So entstand ein Quartier

Beiträge zur Geschichte der Gegend vor und hinter der Gaß
50 Jahre Quartierverein Tribschen-Langensand

Unter Mitwirkung von:

Paul Affentranger	Adolf Käch	Meinrad Schnellmann
Hermann Bendel	Hans Kurmann	Annemarie Schobinger
Josef Burri	Richard Martin	Felix von Schumacher
Paolo Brenni	André Meyer	Fritz Sigtist
Anton Eggermann	Hans Rudolf Meyer	Robert Sigris
Paul Fäh	Theodor Ottiger	Fredy Schwander
Ulrich Fäßler	Leo Peter	Peter Spreng
Johann Konrad Felber	Fritz Portmann	Anton R. Steiner
Angelo Garovi	Franz Reiser	Joseph Stirnimann
Emil Herzog	Eduard Renggli	Arnold Stockmann
Rudolf Herzog jun.	Ronald Roggen	Josef Troxler
Robert Huber	Isabelle Rucki	Beat Wyß
Robert Kaufmann	Edgar Rüesch	Karl Zbinden

Schriftleitung: Karl Zbinden

Bildredaktion: Arnold Stockmann

Herausgegeben vom Quartierverein Tribschen-Langensand Luzern
gegründet 1925

Copyright 1975
Quartierverein Tribtschen-Langensand in Luzern
Druck: Mengis & Sticher in Luzern

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	7
Vorwort des Quartiervereinspräsidenten	9

I. Abschnitt

Meinrad Schnellmann†, Über den Sinn und die Förderung quartiergeschichtlicher Studien	11
----------------------------------------------------------------------------------------------------	----

II. Abschnitt: Geographischer, geologischer und historischer Überblick

Richard Martin, Zur Stadtgeographie des Tribschen-Langensand-Quartiers	15
Hermann Bendel, Der Baugrund des Tribschen-Langensand-Quartiers . . .	29
Leo Peter, Aus dem Historischen Kataster des Quartiers Tribschen . . .	31
Angelo Garovi, Von alten Flurnamen	42
Karl Zbinden, Quartiergeschichtliches aus alten luzernischen Rechtsbüchern	46
Joseph Stirnimann, Die Familie von Tribschen oder Tripscher	49
Ronald Roggen, Der «meyerhoff ze langensant»	54
Karl Zbinden, Gab es im Langensand und Schönbühl Geister?	56
Isabelle Rucki, Die Kapelle Vorderrain	65
Karl Zbinden, Die erste Karte des Tribschengebietes	67
André Meyer, Herrensitze im Tribschengebiet	71
Johann Konrad Felber, Bäuerliche Bauten im Biregg- und Tribschengebiet	76
Anton R. Steiner, Die eidgenössischen Schützenfeste auf Tribschen von 1832, 1853 und 1901	89
Karl Zbinden, Erinnerungen an den Schulweg meiner Mutter	94
Theodor Ottiger, Zur Geschichte der Luzerner Luftschiffahrt	96
Anton Eggermann, Die Langensandbrücke	103
Beat Wyß, Kühne Luzerner Festspielträume	110

III. Abschnitt: Berühmte Tribschen-Persönlichkeiten

Felix von Schumacher, 700 Jahre Schönbühl	121
Felix von Schumacher, General von Schumacher	127
Robert Kaufmann, Tribschen und Richard Wagner	132
Annemarie Schobinger, Bundesrat Josef Anton Schobinger	144
Peter Spreng, Maler und Bildhauer im Quartier Tribschen-Langensand	147
Hans Kurmann, Minnie Hauk	152
Hans Kurmann, Kunstmaler Karl F. Schobinger	161

IV. Abschnitt: Handel und Gewerbe

Arnold Stockmann, Industrie, Handel und Gewerbe im Tribschenquartier	165
Emil Herzog, Die Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees	188
Edy Renggli, Die St.-Niklausen-Schiffsgesellschaft	192
Rudolf Herzog jun, Geschichtliches über die Bootswerft Herzog	194
Arnold Stockmann, Das Gewerbegebäude – einst und jetzt	196
Adolf Käch, Die Gaststätten im Tribschengebiet	202
Edgar Rüesch, Tribschen und die Schlachthausfrage	206

V. Abschnitt: Aus der baulichen Entwicklung

Robert Sigris, Die PTT im Tribschengebiet	221
Robert Huber, Die Fernmeldedienste PTT im Tribschenquartier	223
Fredy Schwander, Die Tribschen-Schulhäuser	226
Josef Burri, Die Entwicklung der Verkehrsbetriebe in unserm Quartier	229
Josef Troxler, Die Wohnbaugenossenschaften im Quartier Tribschen-Langensand	232
Paolo Brenni, Die Pfarrei St. Anton	242
Fritz Portmann, Der reformierte Pfarrkreis Weinbergli	244

VI. Abschnitt: Das Vereinswesen im Quartier

Peter Spreng, Aus der Geschichte des Quartiervereins Tribschen-Langensand	247
Arnold Stockmann, Das Vereinsleben im Tribschenquartier	256

VII. Abschnitt:

Donatorentafel	267
--------------------------	-----

Zum Geleit

Das Tribschengebiet der Stadt Luzern ist erst in den letzten Jahrzehnten überbaut worden. Noch vor zwei Generationen war das weite Gebiet «Hinter der Gaß» Weidland und Sumpf. In diesem Quartier sind in den letzten Jahren viele Neubauten mit Hunderten von Wohnungen entstanden. Ein großer Teil der städtischen Bevölkerung hat im Tribschengebiet Wohnsitz nehmen können.

Die vorliegende Quartiergeschichte hält Rückschau auf die Besiedlung des Tribschengebietes.

Im Namen des Stadtrates gratuliere ich dem initiativen Quartierverein, der aus Anlaß seines 50jährigen Bestehens die vorliegende Gedenkschrift herausgibt. Ich danke besonders Herrn alt Staatsanwalt Dr. Karl Zbinden für die Gestaltung dieser Gedenkschrift und den zahlreichen Autoren für ihre Beiträge und den Gönnern für die finanzielle Unterstützung.

Möge die vorliegende Quartiergeschichte für die Anwohner des Tribschengebietes ein Band der Zusammengehörigkeit im Quartier und der Verbundenheit zur Stadt Luzern bedeuten.

Nationalrat Dr. H. R. Meyer
Stadtpräsident von Luzern

Vorwort

Der Wanderer macht von Zeit zu Zeit eine Pause, um die zurückgelegte Wegstrecke zu überblicken und die Begegnungen und die gewonnenen Eindrücke im Geiste nochmals Revue passieren zu lassen. So gibt auch das 50jährige Bestehen des Quartiervereins Tribschen-Langensand Anlaß, auf die vergangenen Jahrzehnte zurückzublicken bis in jene Zeit, da Tribschen nur von einigen Bauern und Patriziern bewohnt war.

Das Buch will dem Leser aus der näheren oder weiteren Umgebung vor Augen führen, wie es hier früher aussah, wann, warum und wie es zu den Veränderungen kam, die dem Quartier Tribschen die heutige Gestalt brachten.

Das Quartier Tribschen weist städtebaulich eine vielseitige Struktur auf. Sein ausgedehntes Gebiet ist nicht nur zu Wohnzwecken verwendet worden; das beweisen die vielen dort ansässig gewordenen Industrie-, Handels- und Gewerbe-firmen sowie die Detailgeschäfte, dann auch die Kirchen, Schulhäuser, Sport- und Erholungsanlagen, ganz abgesehen von den großflächigen Betriebszentren der Verkehrsbetriebe und städtischen Werke, des Straßeninspektorates und der PTT.

Die Quartiergeschichte erforderte das Zusammenführen von sorgfältig erarbeiteten Fachbeiträgen gewissenhafter und selbstloser Mitarbeiter. Ihnen gebührt an erster Stelle unser herzlichster Dank. Das vorliegende Buch ist das fünfte quartiergeschichtliche Werk, dem Dr. Karl Zbinden als Schriftleiter seine große Erfahrung mit liebevoller Hingabe gewidmet hat. Ich danke ihm aufrichtig für den wertvollen Dienst, den er uns mit seiner Arbeit erwiesen hat.

Alle Beiträge mußten durchgelesen und wo nötig redaktionell überarbeitet werden. Diese Aufgabe durften wir Redaktor Hans Kurmann anvertrauen. Mit seiner gewissenhaften Arbeit hat er sein Bestes zur Vervollkommnung unseres Werkes beigetragen. Für seine freundschaftliche Mitarbeit verdient Hans Kurmann meinen wärmsten Dank.

Zu großem Dank verpflichtet bin ich auch Stadtarchivar Edgar Rüesch, Anton Steiner von der Zentralbibliothek und Dr. Felix von Schumacher für ihre lebens-würdige Unterstützung und willkommene Beratung. Dankbar erwähnen darf ich

auch die freundliche Überlassung von Klischees durch den Quartierverein Hirschmatt-Neustadt-Biregg und die Firma Keller & Co. AG.

Herzlichen Dank entbiete ich den Behörden, Firmen und Baugenossenschaften, die mit ihren großzügigen finanziellen Beiträgen die Drucklegung dieses Tribschenbuches möglich gemacht haben.

Mögen die Texte dieses Jubiläumsbuches dazu beitragen, daß die Leistungen der darin erwähnten, von schöpferischem Optimismus beseelten Männer von der Nachwelt – und das sind wir als Leser – gebührend gewürdigt und daß die geschichtlichen Kenntnisse unserer lokalen Heimat noch weiter vertieft werden.

Luzern, den 27. September 1975

Arnold Stockmann,
Präsident des Quartiervereins Tribschen-Langensand

Über den Sinn und die Förderung quartiergeschichtlicher Studien

Meinrad Schnellmann^{1†}

Die Lokalgeschichte der Stadt Luzern, insbesondere die Bau- und Kulturgeschichte, hat seit jeher, besonders aber in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe verdienter Lokalhistoriker und Sammler eine beachtenswerte Pflege gefunden. Viel neues Wissen über das alte Luzern wurde aus den unerschöpflichen Fundgruben und Sammlungen unserer Archive und Bibliotheken oder auch durch das Studium unserer alten Baudenkmäler selber, die ja wie ein großartiges Freiluftmuseum jedem Auge offen stehen, zutage gefördert.

Diebold Schilling hatte in seiner Bilderchronik (1513) das damalige Stadtbild von Luzern auf das Pergament gebannt. Auch Stadtschreiber Renward Cysat (1545–1614), der eigentliche Begründer der lokalen Kulturgeschichte, äußerte sich wiederholt zum Stadtbild des 16. und 17. Jahrhunderts. Zahlreiche Künstler, wie Topographen, Kupferstecher und Maler, hielten das spätere Stadtbild fest. Im 18. und 19. Jahrhundert setzte die systematische Erforschung der Bauten und Liegenschaften des alten Luzern ein. Paul Hilber faßte die Ergebnisse im Jahre 1921 in seiner Studie «Prospekte und Veduten der Stadt Luzern in der Kupferstichsammlung der Bürgerbibliothek» zusammen. Theodor von Liebenau (1881; Neuauflage 1937, bearbeitet durch Kuno Müller) schuf mit seinem Buch «Das alte Luzern» eine fesselnde Topographie der Stadt und ihrer Quartiere. Bald erschienen die Arbeit von J. R. Rahn und die Festschrift des Schweiz. Ingenieur- und Architektenvereins (1893) mit grundlegenden Beiträgen zur Bau- und Kunstgeschichte der Stadt Luzern. Es folgten dann die Schriften von Franz Heinemann, August am Rhy und Franz Zelger. Xaver von Moos und Adolf Reinle wiesen in ihren kunstgeschichtlichen Stadtbüchern auf die kunsthistorischen Schätze Luzerns. 1951 gab Richard Martin seine Stadtgeographie heraus. Adolf Reinle folgte 1953/54 mit den beiden Stadtbänden der «Kunstgeschichte des Kantons Luzern».

Im Mittelpunkt obiger Arbeiten stand die Stadt Luzern als Ganzes.

¹ Auszug aus «Über den Sinn und die Förderung quartiergeschichtlicher Studien» von Meinrad Schnellmann, in «Zwischen Reuß und Biregg», Quartierverein Hirschmatt-Neustadt-Biregg (Luzern 1964, S. 8–15).

Je mehr die Stadt Luzern ihre peripheren Gebiete siedlungsmäßig einschloß und in ihren Kulturbereich einfiel, um so mehr weitete sich auch das ehemals mehr auf das Kerngebiet konzentrierte lokalgeschichtliche Interesse auf die quartiermäßig organisierten Außenzonen aus. Es ist deshalb nicht abwegig, wenn mit der Förderung und Pflege des stadtgeschichtlichen Gedankens und der allgemeinen Kulturpflege auch den heimat- und ortskundlichen Bestrebungen im Bereiche der Quartiergebiete ihre Aufmerksamkeit geschenkt wird im Sinne einer vertieften und systematischen Pflege der quartierverbundenen Tradition, der Rückwärtsbesinnung auf das, was früher war, und der Verfolgung alles dessen, was aus dem früheren Zustand das heutige Luzern und das bauliche Bild unserer Stadt geformt hat.

Während das wissenschaftliche Schrifttum über die Baugeschichte der Stadt naturgemäß mehr kunstgeschichtlichen Charakter aufweist, dürfen aber auch jene teils anspruchsloseren literarischen Erzeugnisse nicht übersehen werden, welche sich mit der Ortsbeschreibung, der lokalen Kulturgeschichte, der Häuser- und Personengeschichte, den Sitten und Gebräuchen usw. befassen. Staatsarchivar Dr. h. c. P. X. Weber lenkte durch Vorträge und Veröffentlichungen das Interesse weiter Kreise – im besondern der gewerblichen und der Quartiervereine – auf den Sinn und Wert topographischer Studien und lokaler Forschungen, im besondern der noch wenig bekannten neuen und peripheren Stadtgebiete. Er betrat damit Neuland. Webers Darbietungen befaßten sich mit den Veränderungen des Bildes unserer Straßen, Plätze und Häuser. Seine Arbeiten über das Bruchquartier (Quartierverein Säli-Bruch-Gibraltar), über die Musegg (Quartierverein Mühle- gaß-St. Karli) und über das Hirschmatt- und Neustadtquartier (Quartierverein Hirschmatt-Neustadt-Biregg, 1. Bd. 1949) und über den «Obergrund und seine Umgebung, ein altes Stadtquartier» (Quartierverein Hirschmatt-Neustadt-Biregg, 1964) gaben der quartiergeschichtlichen Forschung einen erfreulich starken Auftrieb. Das Samenkorn, das P. X. Weber gesät hat, ist auf guten Boden gefallen.¹ Die Quartiervereine müssen das Interesse nicht nur an materiellen Tagesfragen wachhalten, sondern auch auf den Wert ideell heimatlicher Probleme hinweisen. Die sich ergebenden Fragen der Interessengemeinschaft sind in größere geschichtliche und rückblickende Zusammenhänge zu bringen. Denn nur die vertiefte Kenntnis des örtlichen Bodens, des Werdens einer Siedlung und das Wissen um die Überlegungen früherer Generationen geben uns die Sicherheit, sinnvoll und traditionsbewußt zu planen und zu projektieren, so auch Straßen und Häuser richtig zu be-

¹ Aus der Feder von Teamworks erschienen die Quartiergeschichten Hirschmatt-Neustadt-Biregg (1. Band: 1949; 2. Band: 1964), «Vom Gütsch zur Reuß» des Quartiervereins «Wächter am Gütsch» (1965) und anfangs September 1975 «Hochwacht und Hof» des Quartiervereins Hochwacht. Die Quartiervereine Altstadt und Hirschmatt-Neustadt-Biregg (3. Band) planen quartiergeschichtliche Editionen.

nennen. Man verhindert damit manchen Fehlgriff und manche Fehllösung. Die liebevolle Vertiefung in die vergangenen Zeiten, die Erforschung der Überreste, die uns an sie erinnern, und die Versenkung in ortsgebundene Überlieferungen in allen ihren Äußerungen (Sitten und Gebräuche) tragen dazu bei, die Liebe und das Interesse am eigenen heimatlichen Boden zu wecken und zu fördern.

Als erste Aufgabe und notwendige Vorbedingung für jedes geschichtliche Studium und jede Forschung muß die systematische Sammelarbeit betrachtet werden, wie sie in öffentlichen Archiven und Bibliotheken, für Luzern in der Graphischen Abteilung der Zentralbibliothek und im Stadtarchiv, betrieben wird. Die schriftliche Dokumentation besteht aus handschriftlichen Originalquellen, Häuser- und Familienakten, alten Kauf- und Schuldbriefen, Familienbriefen und Tagebüchern, Photographien, Reklameblättern, illustrierten Prospekten, Plakaten, Ansichtskarten usw. Ebenso lohnt sich das Sammeln von Zeitungsartikeln lokal- und baugeschichtlichen und biographischen Inhalts (Nekrologe). Dann wird die Bedeutung der mündlichen Überlieferung unterstrichen, die gerade in quartiergeschichtlichen Studien offenkundig ist.

Die Graphiksammlung der Zentralbibliothek umfaßt Stiche, Lithographien, Handzeichnungen, Aquarelle, Pläne, Plakate, Photographien, Ansichtskarten, Photoplatten, Diapositive usw. mit Ansichten der Stadt Luzern und ihrer Quartiere, ferner eine nicht minder große Sammlung von Bildnissen interessanter Luzerner Persönlichkeiten aller Zeiten vom Ölporträt bis zur bescheidensten Photographie sowie eine Sammlung von Photographien über Festlichkeiten und Anlässe in der Stadt.

Die ungezählten Folio-Schachteln mit Zeitungsausschnitten der Zentralbibliothek und der Historische Kataster der Stadt Luzern, der vom Technischen Arbeitsdienst erstellt worden ist, bilden Hauptquellen für alle Studien auf dem Gebiete der Quartiergeschichte.

Es liegt uns fern, in einseitiger Betrachtungsweise nur ein Lob auf die Vergangenheit und die sogenannte «gute alte Zeit» zu singen. So einseitig darf der *Begriff der Heimatkunde* nicht gefaßt werden. Selbstverständlich soll nicht nur für das Altertümliche und Bodenständige das Interesse geweckt werden, sondern ebenso sehr für die modernen und zukunftssträchtigen Fragen, die das Bild der Heimat und die mannigfaltigen Äußerungen ihres Brauchtums mit- und umgestalten. Es gilt immer wieder erneut, *Altes und Neues sinnvoll zu einem Ganzen zu verbinden*, ohne die Entwicklungsfähigkeit des einen oder die Beharrung des andern einseitig zu hindern. Der retrospektiven Betrachtungsweise, so wertvoll und notwendig sie als Bildungselement ist, muß daher auch immer eine tatkräftige Förderung der schöpferischen Kräfte zur Seite gehen.

Tribschen – So entstand ein Quartier

Zur Stadtgeographie des Tribschen-Langensand-Quartiers

Richard Martin

I. Die Naturlandschaft und ihre Entstehung

Wir Stadtbewohner haben heute große Mühe, uns unter der Kruste von Asphalt, Beton und Ziegelstein die frühere Natur unseres Quartiers vorzustellen, als es von der Überbauung noch unberührt war. Auch Ziergärten und Parkanlagen müssen wir uns bei der Rekonstruktion der frühern Naturlandschaft wegdenken. Demgegenüber nahmen See und Sumpf in unserm Quartier einen viel größern Raum ein als heute. So wird der Name «Tribschen» sprachgeschichtlich von «Triblen im See» (vergleiche den Ortsnamen «Treib»!) abgeleitet; er bedeutet das Trib- oder Fischereiamt, das zeitweilig mit dem Tribschenhof (beim Wagnerhaus) und dem Imfanghof verknüpft war. Auch der Flurname «Langensand» steht mit See und angrenzendem Uferried in Beziehung. Er dürfte eine langgestreckte, sandige Uferpartie andeuten. Der Hof «Langensand» liegt allerdings auf Horwer Gebiet südlich Haslihorn. Eigenartigerweise wird heute noch der Quartierabschnitt «Hinter der Gaß» (Einschnitt bei der St.-Antonius-Kirche) mit «Langensand» bezeichnet. Dies dürfte darauf zurückzuführen sein, daß die Langensandstraße nach Langensand führt. Auch der Name «Langensandbrücke» bezieht sich auf den Weg nach Langensand hinter dem Haslihorn. Früher war das Ufer des Schönbühl- und des Matthofgebietes – zwischen dem felsigen Tribschenhorn im Norden und den Felsrippen von Stutz und Haslihorn im Süden – ein sandiger Naturstrand.

1. Die Hügelandschaft vor der Eiszeit (siehe auch Skizze S. 18)

Schon vor der Eiszeit trennte eine Felsbarriere das heutige Tribschengebiet von der Landschaftskammer «Hinter der Gaß». Gegen Schluß der Alpenfaltung wurde die Hügelkette Hubel (Höhe des Hubelmattschulhauses)–Rodtegg–Obergeißenstein–Weinbergli–Gaß–Wartegg–Tribschen aufgefaltet. Sie besteht teilweise aus

bunten Nagelfluh-Felsschichten, deren Entstehung im Abschnitt über die Geologie erklärt wird. Besonders gut kann man die bunten «Kieselsteine» oder «Nägel» der Nagelfluhbänke am Spazierweg beobachten, der von der Gaß auf der Nordseite des Weinberglis hinaufführt. Die Nagelfluhschichten steigen von Süden gegen Norden an und brechen auf der Nordseite des Weinberglis und der Tribschen-Wartegg-Rippe in einem Steilhang gegen das frühere Tribschenmoos und die untere Luzerner Bucht ab. Von der Seebucht vor der Kantonsschule aus kann man das prächtige Naturufer der Tribschenrippe mit seinen bewaldeten Nagelfluhbänken gut beobachten. Der Wellenschlag hat es teilweise unterhöhlt, so daß hie und da Felspartien mit Bäumen abrutschen.

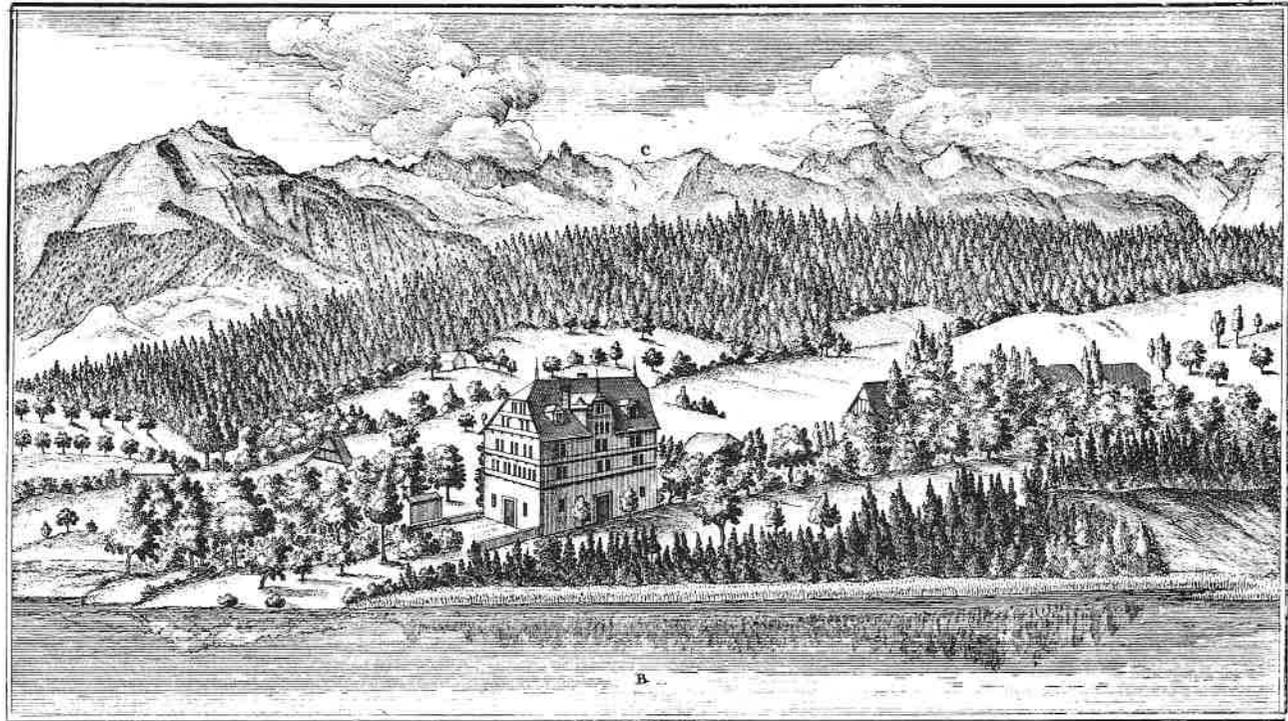
In ähnlicher Weise zieht sich eine Nagelfluhrippe von Breitenlachen südlich des Moosmattschulhauses über Sternegg zum Untern Geißenstein und bricht gegen Steghof und Tiefe steil ab.

Die Südabdachung des Weinberglis und der Tribschen-Wartegg-Rippe ist viel sanfter. Der Schichtverlauf der beiden Hügel bildet gegen Süden eine Faltenmulde. In dieser Einsenkung liegt heute der größere Teil des Quartiers «Hinter der Gaß». Gegen Stutz steigen die Felsschichten wieder an, diesmal Richtung Süden. Dieser Steigung der Schichten folgt die Langensandstraße nach der Stadtgrenze in leichten Windungen gegen Oberhasli. Das Quartier südlich der Stadtgrenze wird wiederum durch Nagelfluhrippen abgeschlossen, die bei Stutz und Haslihorn in den See hinausragen, wie die Rippe des Tribschenhorns beim Wagnerhaus.

Gegen Westen wird die Landschaftskammer «Hinter der Gaß» vom großen, runden Hügel der Biregg begrenzt. Von den Biregghängen zieht sich eine markante Nagelfluhrippe über Studhalden nach Vorderrain hinunter. Auf ihrem Ostrand dominiert das hübsche Bauernhaus Vorderrain. Sie trennt das Quartier in einen nördlichen Abschnitt: Bodenhof–Hirtenhof–Imfang–Schönbühl und in einen südlichen Teil: Waldheim–Zumbach–Matthof. Auch die kleine Kuppe von Schönbühl ist ein Felshügel, der schon vor der Eiszeit bestand.

2. Zeugen der Eiszeit

In der Eiszeit war die ganze Landschaft von Luzern vom Reußgletscher aus dem Urner Reußtal und vom Aare-Brünig-Gletscher bedeckt, der als Seitenarm des Aaregletschers über den Brünig floß. Der Aaregletscher ragte bei Meiringen über die Höhe des Brünigpasses hinaus und ergoß sich durch das Sarneraatal und über den Lopper gegen Luzern. Im Gebiet des Bürgenstocks vereinigte sich der Engelberger Gletscher mit dem Aare-Brünig-Gletscher. Viermal stießen die Gletscher vor. In der dritten Eiszeit oder Riß-Eiszeit waren die Eismassen über Luzern rund 1000 m dick und überdeckten die Pilatusvorberge. In der letzten



TRÜPSCHEN.

A. Ein Edelsitz im Canton Lucerne. B. Der See.
C. SchneGebürg.

J. J. Schellenberg ad. viv. del.



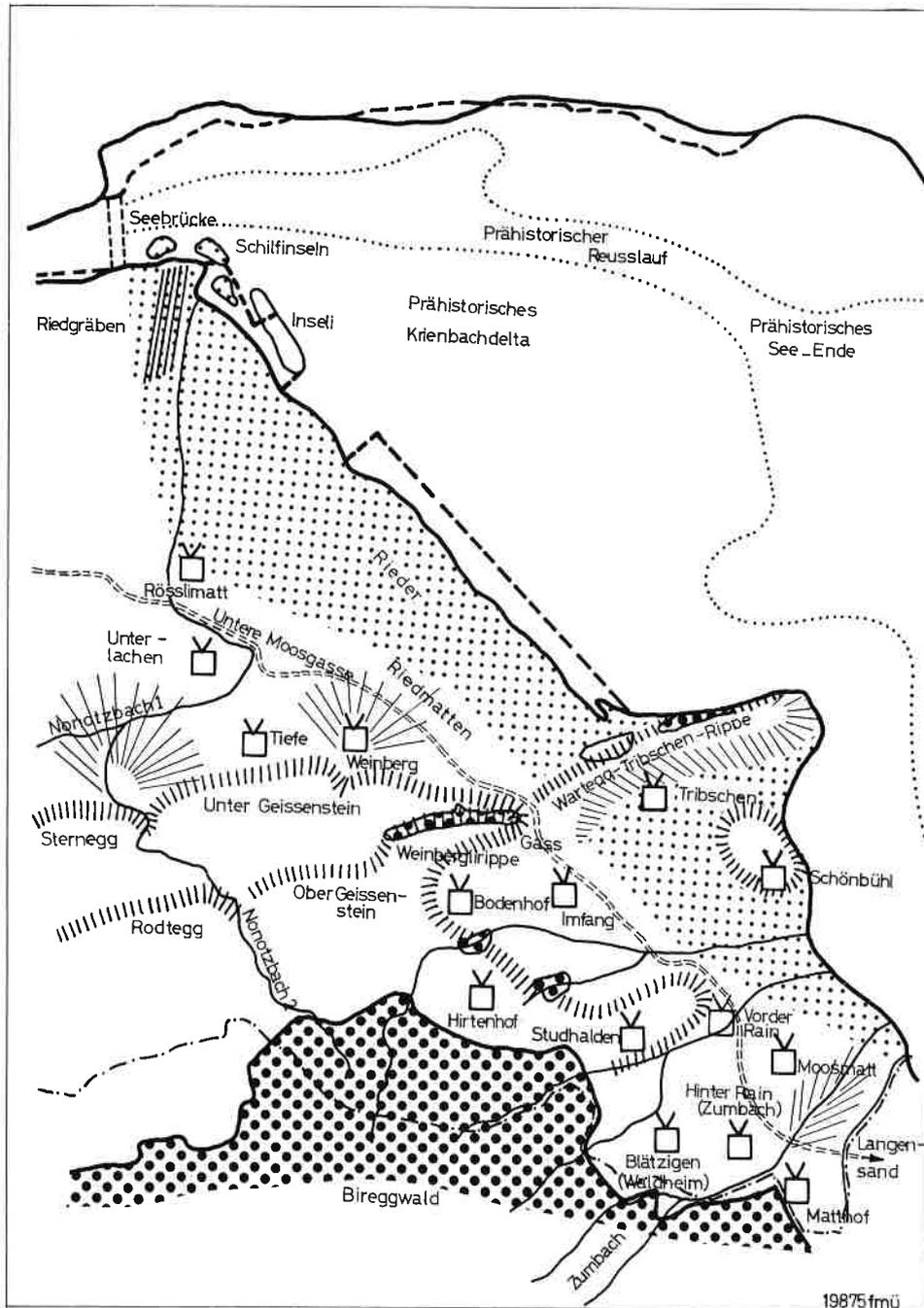
TRUPSCHEN.

A. Ancienne Possession Noble dans le Canton de Lucerne. B. Le Lac. C. Montagnes de Neige.

J. J. Schellenberg ad. viv. del.

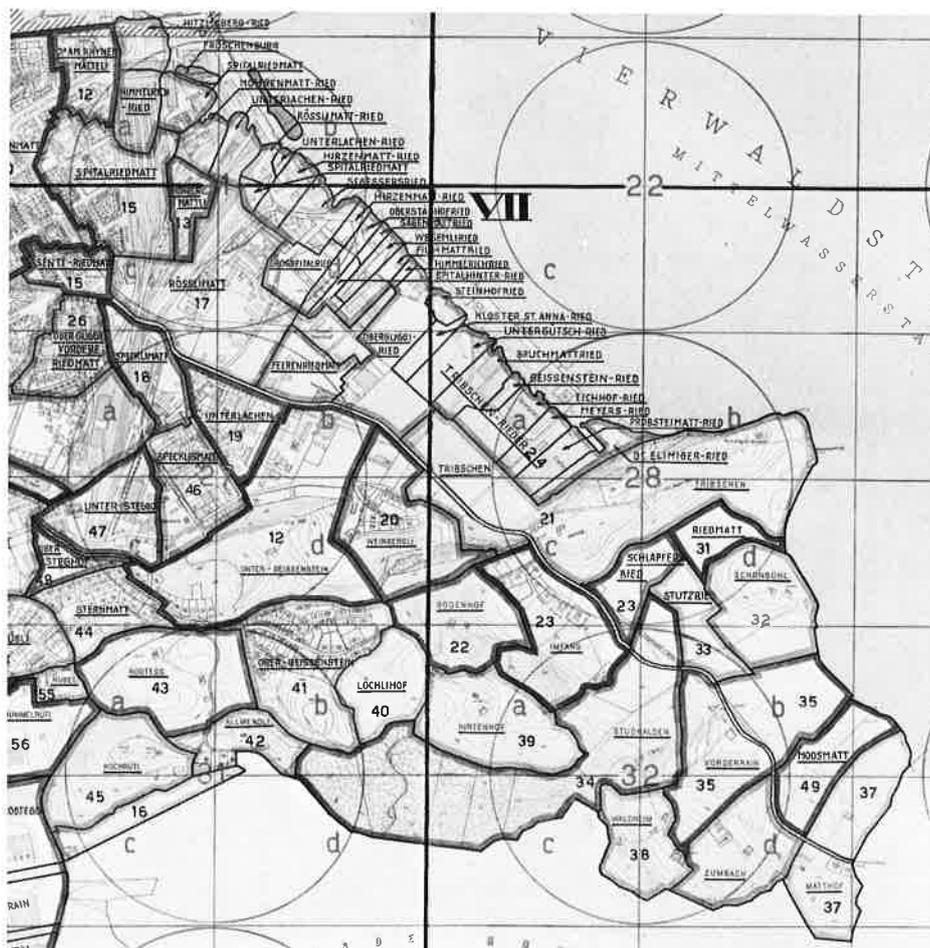
Das Landgut Trüpschen.

Seit dem 18. Jahrhundert Sitz der Familie am Rhyn. Fideikomiß-Stiftung. In den Jahren 1866–1872 Aufenthaltsort des Komponisten Richard Wagner und seiner Familie. Seit 1932 im Besitz der Einwohnergemeinde Luzern. 1933 wurde darin das Richard-Wagner-Museum eingerichtet. (Bild Zentralbibliothek)



Entstehung der Landschaft (nach dem Riedplan der Stadt Luzern von 1790)

- | | | | |
|---------|------------------------------------------------|-------|-----------------------|
| — | Seeufer um 1790 | ~~~~~ | Heutige Waldgrenze |
| - - - - | Heutiges Seeufer (ohne Aufschüttung Alpenquai) | ~~~~~ | Bachlauf |
| | Prähistorisches Seeufer | | Markanter Schuttkegel |
| | Ried (Sumpf mit Schilf) | ☐ | Bauernhof (Scheune) |
| | Steilhang einer Nagelfluhrippe | ----- | Stadtgrenze |



Historischer Katasterplan von zirka 1750, übertragen auf einen Übersichtsplan der Stadt Luzern von 1939. Originalplan im Stadtarchiv.

Eiszeit, der Würm-Eiszeit, ragten die Gletscher bis auf die Höhe der Chrienseregg und der Seebodenalp, wo sie Moränen ablagerten. Ein gutes Bild der damaligen Gletscherlandschaft von Luzern vermittelt das Wandgemälde von Ernst Hodel im Gletschergarten.

In unserm Quartier überdeckten die Eismassen die erwähnten Hügel und die Biregg vollkommen und schliffen sie ab. Die Hügelkrete zwischen Kehrsiten-Station und Kehrsiten-Dorf am Bürgenstock ist ein deutlicher Moränenwall, der sich unter dem Seespiegel gegen den Kreuztrichter fortsetzt. Er trennte den Reußgletscher vom Aare-Brünig-Gletscher. Während der erstere über den Kreuztrichter und die Luzerner Bucht floß, stieß der letztere über die Horwer Bucht und die Allmend vor.

Die Trennungslinie der beiden Gletscher verlief auf der Höhe der Biregg. Demnach ist dieses Quartier in erster Linie vom Reußgletscher überformt worden. Zwei geschützte *Granitfindlinge* zeugen von der Eiszeit: der größte bekannte Findling unserer Gegend steht auf dem Kinderspielplatz an der Hirtenhofstraße, ein weiterer vor dem Bireggwaldrand an der Stadtgrenze; er ist leider durch die Zufahrtsstraße hinter dem Wohnhaus Hirtenhofstraße 52 fast verdeckt worden. Dagegen sind im Quartier keine Moränenreste vorhanden.

3. Land und Wasser nach der Eiszeit

Nach der Eiszeit bildete der Biregghügel mit der Horwer Halbinsel wahrscheinlich eine Insel im Vierwaldstättersee, der über die Allmend und das Tribschenmoos mit der Luzerner Bucht zusammenhing. Damals führten der Krienbach und der Steinibach mit ihren Zuflüssen aus den Tobeln der Pilatusvorberge große Geröll-, Kies-, Sand- und Schlammassen in den See und füllten ihn auf. So entstanden die Schwemmlandebenen der Allmend und des Tribschenmooses. Das flache Tribschenmoos ist ein großes Delta des Krienbachs, der dort wahrscheinlich in den See ausmündete.

Aufgrund der Bodenbeschaffenheit des untern Seebeckens und von Luftfotos unterscheidet der Geologe Dr. J. Kopp einen prähistorischen und einen frühmittelalterlichen Seeuferstand. Noch in frühmittelalterlicher Zeit ragte dieses Delta bei der heutigen Badeanstalt Alpenquai etwa 700 Meter in den See hinaus. Die Landfläche war also bedeutend größer als die neueste Aufschüttung am Alpenquai. In diesem Bereich ist der See nur etwa 2 Meter tief. Der Vierwaldstättersee endete damals westlich des Lidos, von wo die Reuß in breitem Lauf aus dem See ausfloß. Als der Krienbach sein Bett änderte und den heutigen Lauf nahm und somit seine Geröllmassen unterhalb der Reußbrücke ablagerte, staute er sowohl die Reuß als auch den See auf. Dort baute das Stift St. Leodegar Mühlen

und errichtete zur Regulierung des Wasserabflusses eine Schwelle, die schon in der Diebold-Schilling-Chronik von 1513 abgebildet ist. Über den Zeitpunkt der Errichtung des Reußwehrs existieren keine Angaben. Auf jeden Fall wurde durch den Einbau der Schwelle die Schifffahrt nach Luzern im Handel über den Gotthard ermöglicht. Nach Urkunden des Jahres 1585 beschwerten sich die Urkantone über die Überflutung der Seeufer infolge des Aufstaus. Noch heute benützen die Schiffe der SGV im untern Seebecken eine etwa 25 Meter breite und 3,5 Meter tiefe Fahr- rinne, die ausgebaggert worden ist. Sie fahren dort nur mit halber Kraft, um hohen Wellenschlag im untiefen Wasser zu vermeiden.

4. Das Tribschenmoos um 1790 (Vergleiche Skizze S. 18)

Auf der Skizze S. 18 wurde das frühere Tribschenmoos nach dem linksufrigen Riedplan der Stadt Luzern von 1790 (im Stadtarchiv) rekonstruiert. Damals verlief das Seeufer ungefähr längs der Straße des heutigen Alpenquais und bog von der Schiffswerft hinter dem Inseli über das heutige Kunsthaus und den Bahnhofplatz gegen die Seebrücke. Auf dem Inseli stand bereits ein Herrenhaus. Mehrere Schilfinseln waren dem Ufer im Gebiet des heutigen Bahnhofplatzes vorgelagert. Wo also heute der Wagenbachbrunnen plätschert, tummelten sich damals Enten und Frösche im Schilf. In der Bucht vor dem Tribschenhorn war ein Fischteich angelegt.

Hinter dem Seeufer erstreckte sich ein mehrere hundert Meter breiter *Schilfgürtel*, der von der Nähe des heutigen Hauses Rößlimatt (Pferdehandlung Styger) bis unge- fähr an die Bürgenstraße reichte. Damals besaß unsere Stadt ein noch größeres Schilfgebiet, als es das heutige Steinibachried in Horw darstellt. Die Luzerner Schriftstellerin Agnes von Segesser beschreibt dieses Tribschenried mit folgenden Worten: «Hinter der Dampfschiffwerft begannen damals noch die natürlichen Ufer; es war so um die Jahrhundertwende. Die großen Eichen (im Moos), unter- halb der kleinen, von Hecken gesäumten Straße nach Langensand, waren unge- fähr am Ende des Kulturlandes. Von dort weg gingen die Fröschengräben durch das Ried hinab bis in den See und mündeten zwischen weitgedehnten Schilf- und Binsenbuchten, wo die Enten und die Bucheli im Röhricht nisteten und die Frösche quakten. Vom See her gesehen, war es eine grüne Einsamkeit, überragt von der edlen Silhouette des Pilatus.»

Hinter dem breiten Schilfgürtel dehnten sich die *Riedmatten* mit den von der Dichterin erwähnten Fröschengräben (Entwässerungsgräben) bis zur Tribschen- straße aus. Es dürfte sich überwiegend um Streulandwiesen gehandelt haben. Zu den damaligen Herrensitzen im Hirschmatt-Neustadt-Quartier gehörten ein Stück

Ried (Schilf) und ein Stück Riedland (Streue). So gab es z. B. ein Oberguggiried und eine Oberguggiriedmatt. Die «untere Moosgasse» zweigte an der Stelle der heutigen Moosstraße vom Obergrund ab und wand sich teilweise längs der Tribschenstraße über die Rößlimatt zum Einschnitt der Gaß. Die «obere Moosgasse» führte über den Geißenstein und südlich des Weinbergli durch.

Der *Nonotzbach* floß in einem Arm von der Allmend in gewundenem Lauf durch den Unterlachen und an der Rößlimatt vorbei, weiter durch das Gebiet der heutigen Geleisanlagen des Güterbahnhofs zum Inseli in den See. Eine Foto von 1890 zeigt noch, daß sein Lauf bei der Rößlimatt von Ufergehölz und Bäumen gesäumt war. Der Name «Nonotz» stammt aus dem Althochdeutschen und heißt nach Renward Brandstetter «der nahe Genosse» oder Nachbar. Tatsächlich trennte der Bach den Grundbesitz der Nachbarn im Tribschenmoos. Ein Zufluß von der Biregg und vom Geißenstein herunter heißt «Nonotzbach 2»; er floß durch die Senke beim Bauernhaus Rodtegg und den Einschnitt westlich des Untern Geißensteins gegen das Gaswerk hinab. Dort vereinigte er sich mit dem «Nonotzbach 1». Das Gaswerkareal liegt auf dem Schuttkegel dieses Baches.

Ein weiteres Bächlein schnitt sich zwischen der Rippe des Untern Geißensteins und dem Weinbergli ein (wo heute der Treppenweg vom Geißensteinring zum Geißensteinschulhaus hinaufführt) und bildete einen Schuttkegel bei der Einmündung des Geißensteinrings in die Tribschenstraße. Dort lag früher am Fuße des Weinbergli der Landsitz Weinberg. Auf diese Weise haben kleinere Bäche am Fuß der Nagelfluhrippe Geißenstein-Weinbergli Schuttkegel auf dem Delta des Krienbachs, dem Tribschenmoos, aufgeschüttet.

5. Die Landschaftskammer «Hinter der Gaß»

In der Nacheiszeit war die Kuppe von Schönbühl vielleicht eine Felsinsel, die aus der Seebucht aufragte. Dann schütteten die Bäche von der Biregg herunter Schuttkegel und Deltas in den See hinaus auf, so daß die Schönbühlinsel verlandete.

Auch hier lag das Ufer in prähistorischer Zeit über 300 Meter weit im See draußen vor der heutigen Uferlinie. Dann staute der Krienbach mit seinem Schutt die Reuß auf, so daß der Seespiegel anstieg. Durch die Errichtung des Reußwehrs wurde der See nochmals künstlich gehoben; dadurch überflutete er weitere 50 bis 100 Meter des flachen Schönbühlufers.

Auf der topografischen Karte 1 : 25 000 von 1913 sind mehrere offene Bachläufe «hinter der Gaß» zu erkennen (siehe Skizze), die heute größtenteils eingedeckt sind:

- Aus dem nördlichsten Tobel des Bireggwaldes floß ein Bach gegen Imfang hinab und mündete südlich des Landhauses Schönbühl in den See. Wo die

Hirtenhofstraße von der Bodenhofstraße abzweigt, durchfließt dieser Bach noch heute ein kleines Tobelwäldchen unterhalb der Hirtenhofstraße. Ein Zufluß entsprang beim Hirtenhofweg. Auch er durchfließt noch heute dieses Wäldchen, und zwar unterhalb der Einmündung der Studhaldenstraße in die Hirtenhofstraße, wo sich einige Autogaragen aneinanderreihen.

- Ein weiteres Bächlein kam aus einem zweiten Tobel des Bireggwaldes herunter und ergoß sich südlich der Rippe von Vorderrain durch den Einschnitt hinab, wo heute neue Wohnblöcke mit brückenartigen Eingängen stehen. Es erhielt einen Zufluß aus einem dritten Tobel in der Waldnische oberhalb Waldheim an der hintern Hirtenhofstraße und mündete über das Areal der heutigen Firma Bucherer in den See.
- Der Zumbach sammelt sein Wasser aus zwei Tobeln des Bireggwaldes und fließt noch offen gegen die Langensandstraße bei der Gärtnerei Rütter hinab. Bei Gewittern führt er hie und da Hochwasser und tritt über seine Ufer. Die Liegenschaft Zumbach dürfte ihren Namen davon hergeleitet haben. Der Bach mündet beim Matthofstrand in den See.
- Schließlich folgt ein Bächlein der Stadtgrenze und strebt längs der Staudenhecke östlich des Matthofstrandes dem See zu.

Rings um die Schönbühlkuppe erstreckte sich ein Sumpfgebiet teilweise bis an die heutige Langensandstraße. Auf dem Riedplan der Stadt Luzern von 1790 sind u. a. folgende Sumpfgebiete eingetragen:

Riedmatt (Streuland): heutiges Strandbad Tribschen;

Schlapfersried: heute Schönbühlring;

Stutzried: heute Eurogas-Tankstelle.

Die Abhänge des Bireggwaldes bildeten vor der Überbauung eine abwechslungsreiche und reizvolle Landschaft, die durch vorspringende Rippen und dazwischenliegende Mulden mit Bächlein reich gegliedert war.

II. Wie der Mensch die Landschaft des Quartiers verändert hat

1. Die Auffüllung und Überbauung des Tribschenmooses

Bereits auf dem Riedplan von 1790 erkennt man längs des Nonotzbachs beim Landsitz Fröschenburg (auf dem östlichen Bahnhofplatz) eine Reihe von Entwässerungsgräben, die in den See münden. Dort wurde 1859/60 der erste Luzerner Bahnhof errichtet. Auf dem Stadtplan von 1851 finden sich Entwässerungsgräben im hintern Tribschenmoos bei der Bürgenstraße. 1889 wurde die erste Brünigbahnlinie mit dem Brünigbahnhof beim Inseli eröffnet. Sie folgte der heutigen Brünigstraße. In den Jahren 1887–1890 baute man die alte Moosgasse zur

Tribschen-/Langensandstraße aus. Anschließend an das Inseli standen vor 1890 im Tribschenquartier nur die Bauten der Schiffswerften.

Das Tribschenmoos eignete sich für die Landwirtschaft nicht besonders gut. Die Bauernhöfe lagen auf Schuttkegeln der Bäche, so die Rößlimatt (heute Pferdehandlung Styger), der Hof Unterlachen zwischen Industrie- und Kellerstraße und der bereits erwähnte Hof Weinberg am Fuße des Weinberglis. Der Name «Unterlachen» (richtig «in der Lachen») hängt mit dem lateinischen «lacus» = See zusammen und bedeutet soviel wie überschwemmtes Land. Zudem waren diese Höfe gegen Norden exponiert und eher schattig.

Im Jahre 1895 beschloß die Einwohnergemeinde Luzern, es sei längs des Tribschenmooses ein linksufriger Seequai anzulegen. Sie stellte an den Regierungsrat das Gesuch, den Seegrund am Alpenquai auffüllen zu dürfen. Der Regierungsrat genehmigte 1895 das Gesuch unter Auflage einiger Bedingungen. Eine davon lautete: «Die an Stelle des abzutretenden Seegrundes zu erstellende Landanlage darf zu keiner Zeit zu andern als spezifisch öffentlichen Zwecken Verwendung finden.» (In den folgenden Jahrzehnten hat dann allerdings der Stadtrat die Auffassung vertreten, ein Kies- und Seeverlad sei auch ein öffentlicher Zweck!) Bald darauf schloß die Stadt Luzern mit E. Ritter-Egger, Unternehmer am Bahnhofneubau, einen Vertrag. Demnach wurden 100000 m³ Material im Einschnitt des Rangierbahnhofes gegen den Steghof gewonnen und weitere 40000 m³ vorzügliches Steinmaterial aus dem Stadttunnel der Gotthardbahn, die 1897 in den Bahnhof Luzern eingeführt wurde. Damit wurde längs des heutigen Alpenquais ein geradliniger Damm aufgeschüttet. In den angrenzenden Riedern hinter dem Damm entstanden aber sehr unerquickliche sanitärische Verhältnisse. Deshalb stellte der kantonale Sanitätsrat 1899 das Begehren an die Stadt, daß die dortige «Deponie von Güselmist» entfernt werde! (Also schon damals Umweltprobleme!) Der Sanitätsrat verlangte weiter, daß die Sümpfe innerhalb des Dammes von der Schiffswerft bis Tribschen trockenulegen seien. In der Folge mußte die Stadt die Auffüllung des Tribschenmooses in die Wege leiten. Zu diesem Zwecke wurde Seegrund bei der Ausmündung des Würzenbachs und vor dem Damm des Alpenquais ausgebaggert und in den Tribschenriedern abgelagert. Von 1900 bis 1902 schüttete man auf diese Weise 216000 m³ auf. In den folgenden Jahrzehnten wurde immer wieder Bauschutt im Tribschenmoos deponiert, bis 1934 das ganze Moos mit Ausnahme des Eisfeldweiher aufgefüllt war.

Die bauliche Entwicklung, die aber schon früher eingesetzt hatte, sei im folgenden kurz angedeutet:

1891–1911: Neues Gaswerk; Werkhof des Straßeninspektorats; Wohn- und Gewerbebauten im Unterlachenquartier; Luftschiffhalle (an der Stelle der Kunsteisbahn); Fußballplatz des FCL (auf dem Terrain der Betonfabrik Seekag).

1911–1931: Industriebauten am vordern Alpenquai und an der Bürgerstraße;

Wohnbauten an der Tribschenstraße; erster Fußballplatz des FC Kickers an der Tribschenstraße bei der alten Nähmaschinenfabrik Helvetia.

Auf einer Luftfoto von 1928 sehen wir im hintern Tribschenmoos größere Pflanzlandareale im ehemaligen Streuland. Die Luftschiffhalle ist wieder abgebrochen worden. 1930/31 wurden die Tribschen- und die Langensandstraße korrigiert und verbreitert. Sie muteten aber noch idyllisch an im Vergleich zur heutigen Verkehrsader mit ihren zahlreichen Verkehrsampeln.

1931-1951: Industriebauten an der Bürgenstraße; Industrie- und Gewerbebauten an der Tribschenstraße; Reversbauten des Kleingewerbes auf der ehemaligen Rößlimatt; Wohnblöcke an der untern Weinberglistraße; zweiter Fußballplatz des FC Kickers bei der heutigen Kantonsschule.

Noch 1951 stellte die Stadt das heutige Zivilschutzgelände, das Areal der VBL und des heutigen Kickers-Sportplatzes für Familiengärten zur Verfügung. Der Kickers-Sportplatz wurde mit dem Neubau der Kantonsschule 1965 ein drittes Mal verlegt, und zwar an seinen jetzigen Standort. Der Bau der Kantonsschule hat die Sanierung des hintern Tribschengebietes eingeleitet. Es wurde aber auch der letzte Weiher des Tribschenmooses, der Eisfeldweiher, zugeschüttet, um darauf Turnhallen und Sportplätze zu errichten. Damit verschwand der letzte Rest des einstigen großen Tribschenmooses. Doch kann man immer wieder beobachten, wie sich trotz der Aufschüttungen kleine Schilfbestände regenerieren, so z. B. an der Bürgenstraße, als wollten sie bezeugen, daß die Luzerner das Tribschenmoos immer noch nicht besiegt haben.

2. Die Umgestaltung der Landschaft «Hinter der Gaß»

Noch bis zum Zweiten Weltkrieg blieb diese Landschaftskammer vom Zugriff der Stadt vollkommen verschont. Die Abhänge des Weinberglis und der Biregg trugen Wiesen und Obstgärten. Im 15. Jahrhundert, genauer seit 1493, gediehen sogar an den Südhängen des Weinberglis Reben. Noch heute wachsen auf der Warteggrippe Edelkastanien und zeigen damit die milde Lage an. In den Riedern lebte eine reiche Tierwelt, auch brüteten zahlreiche Wasservögel. Angesichts der heutigen Überbauung des Quartiers könnte man durchaus von einem «verlorenen Paradies» sprechen.

1942 wurden noch folgende Landsitze und Bauernhöfe bewirtschaftet: Tribschen-Wartegg: Scheune beim Tribschenschulhaus; Imfang: an der Imfangstraße; Bodenhof: heute Bodenhofstraße 17; Hirtenhof: am Hirtenhofring; Studhalden: Studhaldenhöhe; Vorderrain: heute noch teilweise im Betrieb; Schönbühl: heute noch teilweise im Betrieb; Moosmatt (Hinterrain): bei der Buschleife Matthof; Blätzingen (Waldheim): bei der Autoeinstellhalle unterhalb der

hintern Hirtenhofstraße; Hinterrain (Zumbach): bei der Sauna am Zumbachweg; Matthof: oberhalb der Gärtnerei Rütter.

Noch im Jahre 1957 führte eine Milchseilbahn vom Zumbachhof zur Langensandstraße hinunter. Der Bauer seilte dort seine Brenten voll Milch an die Straße hinunter, wo sie der Milchlastwagen abholte.

Die Langensandstraße war zusammen mit der Tribschenstraße von 1887 bis 1890 erstellt und 1930/31 verbreitert worden. In den Jahren 1935–1942 ließ die Einwohnergemeinde das Imfangried (früher Schlapfersried) auffüllen. Über den Zweck der Auffüllung heißt es im Verwaltungsbericht des Stadtrates von 1935/36: «Die Auffüllung erfüllt hier einen doppelten Zweck, nämlich, die Zudeckung der Brutplätze der Stechmücken und die Umwandlung von Ödland in Kulturland.» Die Einwohnergemeinde verpachtete einen Teil des Imfangrieds an den Städtischen Pflanzerverein. Auf dem straßennahen Abschnitt ließ sie zusammen mit der Gemeinnützigen Holzbaugenossenschaft die Reihen-Einfamilienhaussiedlung erstellen.

Von 1938 an wurden auch das angrenzende Tribschenried und nach 1951 das Schönbühlried (früher Stutzried) aufgefüllt.

Die Überbauung des Quartiers setzte nach dem Zweiten Weltkrieg im nördlichen Teil ein. Schon 1942 standen die ersten Wohnhäuser an der untern Bodenhofstraße. 1951 waren das ehemalige Imfangried, die Imfangstraße, die Bodenhofstraße und die Bodenhof-Terrasse überbaut. Zwischen 1950 und 1960 wurde im Matthofgebiet Streuland aufgefüllt und 1959 in diesem Quartierteil die erste Baubewilligung erteilt. Es folgten die Wohnblöcke der ABL an der Studhaldenstraße, die Schönbühl-Überbauung und die Punkthäuser an der Hirtenhofstraße. Auch auf Vorderrain wird die Landwirtschaft einer Wohnsiedlung weichen müssen. Dann wird der Mensch die einstige Naturlandschaft völlig umgestaltet haben. Leider wurde nicht nach einem einheitlichen Quartiergestaltungsplan gebaut. In dieser herrlichen Uferlandschaft hätte ein Wettbewerb für das ganze Quartier «Hinter der Gaß» wohl eine bessere und einheitlichere Siedlung ergeben. So ist das Quartier nicht zu einer Zierde unseres Stadtbildes geworden.

III. Vergleich zwischen den beiden Quartierteilen Tribschen und Langensand

Es sind zwei ganz verschiedenartige Quartiere entstanden: Auf der Nordseite der «Gaß» das flache Tribschenquartier mit dem geradlinigen Alpenquai, auf der Südseite der «Gaß» die reichgegliederten Abhänge des Bireggwaldes mit ihren Vorsprüngen, Terrassen und Bachmulden, eingebettet zwischen der Tribschen-Wartegg-Rippe und den Rippen von «Stutz» und Haslihorn. Während die Bewohner des Tribschenquartiers nicht in unmittelbarer Beziehung zum See stehen,

können jene «hinter der Gaß» fast von überall auf die Seebucht hinabblicken. Im Tribschengebiet haben sich zahlreiche Industrie- und Gewerbebetriebe niedergelassen, während der Quartierteil «Hinter der Gaß», abgesehen von der Firma Bucherer, keine größeren Gewerbe beherbergt und in erster Linie eine ausgesprochene Wohnzone ist. «Hinter der Gaß» erlauben die Besitzverhältnisse die definitive Überbauung; im vordern Tribschenquartier aber steht noch eine provisorische Barackenstadt des Kleingewerbes in Form von Reversbauten. Hier läßt die städtebauliche Sanierung des Tribschenquartiers noch auf sich warten. Leider ist auch im Tribschengebiet keine Gesamtplanung realisiert worden. Immerhin bleibt unserer Stadt noch die Chance einer guten Ufergestaltung am Alpenquai, welche die schnurgerade Uferlinie der Jahrhundertwende durch Halbinseln und Buchten auflockern wird.

Immer noch warten beide Quartierteile auf die durchgehende Seeuferweg-Verbindung. Hoffen wir, daß sie bis 1978, also bis zum 800-Jahr-Jubiläum unserer Stadt, realisiert werden kann!

Quellen:

Stadtarchiv: Riedplan der Stadt Luzern von 1790; Verwaltungsberichte des Stadtrates; diverse Fotos. Zwischen Reuß und Biregg, 2. Band der quartiergeschichtlichen Veröffentlichungen, Selbstverlag des Quartiervereins Hirschmatt-Neustadt-Biregg, Luzern 1964.

Dr. R. Martin: Stadtgeographie von Luzern, Luzern 1951.

Verschönerungsverein der Stadt Luzern: Karte von Luzern und Umgebung 1 : 25 000, Eidgenössische Landestopographie, Bern 1913.

Eidgenössische Landestopographie: Blatt 205 1 : 25 000 Luzern, Bern 1942.

Der Baugrund des Tribschen-Langensand-Quartiers

Hermann Bendel

Der Baugrund des zur Diskussion stehenden Gebietes weist drei markante Abschnitte auf: Verlandungen im ehemaligen Tribschenmoos, verbunden mit Schüttungen des Krienbaches, die Felsbastion von Biregg-Tribshorn und die Verlandungszone von Schönbühl.

Die felsigen Partien gehören zur Aquitanienformation der unteren Süßwassermolasse, welche sich von Westsüdwesten nach Ostnordosten erstreckt. Im Bereich der Biregg und des Tribshorns tritt sie vorwiegend als polygene Nagelfluh zutage. Darunter steht hauptsächlich Sandstein, durchsetzt mit Mergel und Nagelfluh. Die Schichten fallen nach Süden unter einem Winkel von rund $30-45^\circ$ und streichen unter einem Winkel von etwa 60° von Norden nach Osten.

Petrographisch sind Quarze (30–60%), Feldspat (20–40%), Glimmer und Chlorit (5–10%) sowie weitere Bestandteile bis zu 5% die wichtigsten gesteinsbildenden Minerale der Sandsteine. Die Nagelfluhbildungen sind polygen und weisen dementsprechend einen vielfältigen Geröllbestand auf (karbonatische Sedimentgesteine, Granite und Gneise).

Foundationstechnisch bietet die Molasse keine Schwierigkeiten; auch hohe Fundamentpressungen von Gebäuden sind zulässig. Bei Stollenarbeiten im Tribshorn erwies sich die Molasse als standfest. Die Druckfestigkeit des Sandsteins variiert von 500–1000 kg/cm².

Für den Stollenaushub waren umfangreiche Sprengarbeiten erforderlich. Die Sprengdotationen mußten beschränkt werden, um die um- und obenliegenden Gebäude nicht durch Erschütterungen zu gefährden. Mit permanenten Schwingungsüberwachungen konnte dies erreicht werden.

Die Vorgänge seit der letzten Eiszeit bis in die heutigen Tage prägten die Gestalt des Untergrundes in der Tribschenbucht und im Schönbühl. In der Eiszeit entstanden durch die glazialmechanische und iluviatile Erosion starke Vertiefungen. Nach dem Abschmelzen der Gletscher stauten sich an zurückgelassenen Moränenwällen manchenorts ausgedehnte Seen. In diese ergossen sich mächtige Wildbäche. Es bildeten sich umfangreiche Deltaablagerungen mit unregelmäßi-

gem Aufbau von Sand, Kies und Blöcken. Im Laufe der Zeit wurden diese Materialien stark umgelagert.

Im Tribschengebiet findet man neben den lehmigen Seeablagerungen auch aus dem Krienbach stammende Deltaablagerungen. Die Tiefe des Felsens in der Tribschenbucht ist unbekannt; bei einer Bohrung für die neue Kantonsschule Luzern war noch in 60 m Tiefe feinkörniges Lockermaterial vorhanden.

Der Untergrund der Seebucht besteht aus siltig-sandigem Material. Kiesige Ablagerungen sind selten. Da die Schüttung des Krienbachs eher nach Norden erfolgte, gelangten nur leicht bewegliche, feinkörnige Sedimente in dieses Gebiet, wo eine verhältnismäßig ruhige Ablagerung vor sich ging. Torfige Lagen, die landeinwärts an Mächtigkeit zunehmen, weisen auf zeitweilige Versumpfung und Verlandung hin.

Die Untergrundverhältnisse im See wurden für die Aufschüttung vor dem Alpenquai studiert. Das siltig-sandige Material (keine Seekreide) ist sehr setzungs- und rutschempfindlich. Eine Schüttung über Kopf vom Lande her erwies sich infolge laufender Grundbrüche als unmöglich. Um die Schifffahrtsrinne nicht zu gefährden, wurde rund um die Schüttung vorerst ein gepfählter Damm erstellt. Im Schutze dieses Riegels erfolgte die Schüttung etappenweise landeinwärts. Die Setzungen unter dem Versuchsdamm betragen ~ 1 m.

Infolge des schlechten Baugrundes wurden die Tribschenbucht wie auch die Schönbühlgegend für größere Bauten lange Zeit gemieden. In den letzten Jahren sind jedoch zum Teil schwere Hochhäuser entstanden. Als Foundation kommt fast immer eine Pfählung in Frage, da flachfundierte Bauten große, ungleichmäßige und langdauernde Setzungen erleiden, die zu starker Rißbildung Anlaß geben können.

Der Ramppfahl steht im Vordergrund des wirtschaftlichen Interesses; beispielsweise wurden Ortsbetonrammpfähle für die Seekag, VBL, PTT, Schurter AG, Holzpfähle bei der Kantonsschule und Injektionspfähle bei der Frigorex gewählt. Der Bohrfahl gelangte für den Neubau der Handelsgenossenschaft zur Anwendung. Die Pfahllängen variieren von 15 bis 30 m.

Bei allen Pfahlfundationen handelt es sich um «schwimmende Pfähle», die vorwiegend auf Reibung beansprucht sind, da eine tragfähige Moräne oder Felschicht in wirtschaftlich erreichbarer Tiefe nicht vorhanden ist.

Aus dem Historischen Kataster des Quartiers Tribschen

Leo Peter

Allgemeines

Heute ist das Quartier südlich der Stadt zwischen See und Bireggwald weitgehend überbaut und mit neuen Straßen durchzogen. Es wird im Westen begrenzt von den ehemaligen Grundhöfen Steghof, Sternmatt, Rodtegg (Oberegg), Allmendli, Obergeißenstein und vom Bireggwald; im Süden von der Gemeindegemarkung zwischen Matthof und Stutzhof (Horw), im Osten vom See und im Norden vom Güterbahnhof. Der Einschnitt durch die Nagelfluh des Tribschensporns bei der «Gaß» trennt die beiden Quartiere Unterlachen-Tribschen und Langensand. Die Bezeichnung Langensand bezieht sich auf den gleichnamigen Grundhof an der Seebucht von St. Niklausen (Horw). Langensand war früher ein Umschlagplatz für Schiffsgüter.

Das Quartier war schon seit dem Mittelalter besiedelt. Es bestanden hier nur Bauernhöfe mit Herrnsitzen, Pächterhäusern und Scheunen, die größtenteils alten regimentsfähigen Patriziergeschlechtern gehörten. Nach Liebenau («Das alte Luzern», Seite 45) wohnten hier im Jahre 1332 nur 59 Steuerpflichtige. Auf Tribschen saßen vom 13. bis 15. Jahrhundert die ritterbürtigen Tripscher. Laut einer Urkunde von 1210 war die Burg Tripschen damals habsburgisch. Einige dieser Grundhöfe dürften Schenkungen an das murbachische Benediktinerkloster St. Leodegar, das spätere Stift im Hof, gewesen sein. Andere Höfe waren zum Teil durch Einschlagen der Allmend entstanden und ebenfalls dem Stift im Hof zehnt- und ersatzpflichtig. Auf einzelnen der benachbarten Anhöhen wurden schon im 15. Jahrhundert Weinreben gepflanzt.

Erschließung durch Wege und Straßen

Seit dem frühen Mittelalter wurde das heutige Quartiergebiet Tribschen-Langensand durch die untere und obere, viel ältere Moosgasse erschlossen, ferner durch den alten Kirchweg vom Obergrundweg zum Obersteghof und Klein-

geißenstein. Die untere Moosgasse begann beim Kropftor am Oberen Hirschengraben und zog sich durch die Hirschmatte nach dem heutigen Bundesplatz. Sie hatte also den ungefähren Verlauf der heutigen Hirschmattstraße. Vom Obergrund her (bei der heutigen Moosegg) führte ein Weg zur unteren Moosgasse. Diese nahm den Verlauf der heutigen Tribschen- und Langensandstraße. Gemäß Vertrag vom 28. Februar 1846 baute man die untere Moosgasse auf Drängen der Besitzer des Stutzhofes (Gemeinde Horw) in den Jahren 1846 bis 1849 gemeinsam mit den Anstößern und Mitbenützern in eine sieben Fuß breite Güterstraße von der «Gaß» bis Stutzhof aus.

Die obere Moosgasse oder Allmendgasse zweigte beim «Chuderhüsli», an der nordwestlichen Ecke der Liegenschaft Rodtegg, von der alten Straße nach Horw und Hergiswil ab und zog sich der südlichen Grenze der Sternmatt entlang nach dem alten Wohnhaus 686c auf Kleingeißenstein. Hier kreuzte sie den Kirchweg Obergrund–Oberstegghof–Allmendli–Bireggghof. Die obere Moosgasse führte weiter hinter dem Bauernhaus Kleingeißenstein durch, der Grenze zwischen Rodtegg und Kleingeißenstein entlang bis zu den Schlußmarchen, dem heutigen Dorfeingang von Obergeißenstein. Von hier zog sie sich zwischen den Grenzen des Freihofes Großgeißenstein-Obhalden und dem Hof Löchlimatt («im Holz») nach Osten gegen die Obergebenegg (Weinbergli) mit Kreuzung des Winterweges Biregg–Hirtenhof–Gebenegg–Geißenstein. Entlang dem Südabhang, der anno 1473 mit Weinreben bepflanzten Obergebenegg, führte sie nunmehr als Kirchweg an der Grenze des Hofes «im Boden» (Bodenhof) gegen die «Gaß» nach Tribschen, nicht bevor sie noch im unteren Teil Grenzscheide der Höfe Imfang und Tribschen geworden war.

Die Gaßkapelle befand sich auf Geißenstein östlich des Herrenhauses; sie wurde schon im Almosner Rodel der Propstei im Hof von 1330 bis 1340 erwähnt. Das «hölzerne Chapili», wie die Kapelle auch genannt wurde, erforschte Architekt August am Rhyn anhand von Urkunden, welche bis ins Jahr 1346 zurückreichen. Von kunsthistorischem Belang ist die 1654 erbaute Kapelle im Vorderrain, die heute noch steht. So wie das malerische Bauernhaus in ihrer Nähe, figuriert auch sie auf der Liste des Denkmalschutzes.

Die obere und die untere Moosgasse waren öffentliche Güterstraßen. Der lokalhistorisch interessante alte Kirchweg begann zwischen dem Bauernhaus und dem Haus der Bleiche des Landgutes Himmelrich im Obergrund, etwas unterhalb des heutigen Restaurants Alpenhof. Von da zog er sich quer durch die Grundhöfe Kleinmatt und Moosmatt beim Oberstegghof, zwischen dem Pächterhaus und der Scheune nach der heutigen Sternmattstraße. Die Brünigbahn (eröffnet am 1. Juni 1889) kreuzte in der Moosmatt vor dem Oberstegghof diesen Kirchweg. Der Bahnübergang war mit einer selbstbedienbaren Barriere versehen. Das schöne, alte Pächterhaus Oberstegghof, ein Riegelbau aus dem Jahre 1651, steht restauriert

heute noch (Voltastraße 7, Zimmerei Mörker). Der alte Kirchweg verlief dann analog der heutigen Sternmattstraße und kreuzte oben beim Pächterhaus Unter- geißenstein bzw. Kleingeißenstein die obere Moosgasse und führte hinauf zu Allmendli und Bireggghof. Das alte Pächterhaus Unter- bzw. Kleingeißenstein (Sternmattstraße 43) wurde nach August am Rhyn schon 1643 erwähnt: als Ritterhaus Kleingeißenstein, ehemals «zer Geiß». Die heutige in den Jahren 1885 bis 1888 gebaute Sternmattstraße hieß früher Bireggstraße. Von den Grundhöfen Amlehn, Unterlachen und Specklismatt führte früher ein alter Weg für den Auftrieb nach der Mooser Allmend durch die Grundhöfe Unter- und Oberstegghof.

Zwischen Untergeißenstein (mit Unterhalden) und Weinbergli (Unter- und Obergebenegg) bestand ein alter Verbindungsweg; dieser besteht im oberen Teil heute noch. Die Tribschenstraße, von der heutigen Langensandbrücke bis zum Gaßhüsli, wurde in den Jahren 1887 bis 1890 anstelle der alten unteren Moosgasse verbreitert. Die Langensandstraße, vom Gaßhüsli bis Stutzhof, entstand 1885/88 aus der sieben Fuß breiten Güterstraße.

Die 28 alten Grundhöfe des Quartiers Tribschen-Langensand
(nach dem Historischen Kataster des Stadtarchivs)

Grundhof Nr.	Kataster Nr.		Grundhof Nr.	Kataster Nr.	
17	514	Rößlimatt	22	697	Bodenhof
18	515	Amlehn oder Specklishof	39	699	Hirtenhof oder Hof zum Stein
19	685	Unterlachen	23	690	Imfang
46	685a	Specklismatt	21	688	Wartegg (zu Tribschen), vormals Honegg
47	705	Unterstegghof	21	688,	<i>Tribschen</i> mit Bodenmatte,
48	705	Oberstegghof		688e/i	Gaßhof (mit je einer Scheune) und das
12	685e	Tiefe oder Mooshof (zu Untergeißenstein)			<i>Gaßhüsli</i>
44	702	Sternmatt	32	689	Schönbühl
12	686	Kleingeißenstein (zu Untergeißenstein)	33	—	Stutzried, zum Hof Stutz (Gemeinde Horw)
12	686	Untergeißenstein, früher auch Richlenmatte genannt, mit Ober- und Unterhalden	35	691	Vorderrain, mit Ried- matte
41	695	Obergeißenstein	36	693	Hinterrain oder «zum Bach»
42	698	Allmendli	34	696	Studhalden
20	687	Weinbergli	38	692	Waldheim oder Blätzigen
20	687	Unter- und Obergebenegg (zu Weinbergli)	49	693	Zumbach
39	699	Löchlimatt oder Unterholz (zu Hirtenhof)	37	694	Matthof, früher auch Hüsli genannt

Die Beschreibung jedes einzelnen der im obigen Register aufgeführten 28 Grundhöfe würde zu weit führen. Besondere Bedeutung kommt immerhin dem Grundhof Tribschen zu.

Südlich der Langensandbrücke steht das Haus Rößlimatt (Pferdehändler Styger) mit der alten Rößlimattscheune, die heute als Pferdestall dient. Die Gegend seewärts der Tribschenstraße nannte man «im Moos». Durch den Bau des neuen Rangierbahnhofes (1896) wurden die Grundhöfe Amlehn und Rößlimatt getrennt. Auf dem nördlichen Teil der Rößlimatt, am heutigen Bundesplatz, baute Architekt Heinrich Schumacher die Villa Moos; heute steht an dieser Stelle der Capitol-Block.

Der Bireggwald und die Tribschenrieder

Der Bireggwald (Grundhof Nr. 16 des Historischen Katasters) war ursprünglich Eigentum des Stiftes im Hof. Mit dem Teilungsbrief vom 21. Herbstmonat 1821 wurde er abschnittsweise hauptsächlich den umliegenden Grundhöfen zugeschrieben. Der Hauptteil des Bireggwaldes liegt in der Gemeinde Horw. Die umliegenden Grundhöfe hatten im Bireggwald Holzhaurecht für das Unterholz, das sogenannte Gertelrecht. Auch besaßen die Höfe des Quartiers das Viehauftriebsrecht auf die Luzerner Allmend.

Entlang der unteren Moosgasse, der heutigen Tribschenstraße, seewärts zwischen Rößlimatt und Tribschensporn bei der «Gaß», zog sich das Tribschenmoos. Es war in etliche Abschnitte aufgeteilt, die verschiedenen Grundhöfen auf dem linken Ufer gehörten. Die Tribschenrieder (Grundhof Nr. 24 des Historischen Katasters) erstreckten sich von der Fröschenburg und dem Inseli bis zum Tribschensporn; sie waren wie das Tribschenmoos in viele Parzellen aufgegliedert, die Grundhöfen beider Ufer zugeteilt waren.

Am Seeufer von Schönbühl, südlich des Herrenhauses, befand sich ein Rohrgesellenried. Die eigentlichen Rohrgesellenrieder – im ganzen gab es deren acht – lagen gegenüber, nämlich am Seeufer des Brüelmooses, auf und neben dem Würzenbachdelta. Die Rohrgesellen und die Balenherren (oder Fischmeister) bildeten im alten Luzern Fischergesellschaften (Liebenau «Das alte Luzern», Seiten 277/28, 232). Die Balenherren sind schon 1415 urkundlich erwähnt. Sie überließen den gewerbsmäßigen Fischfang den Lehensfischern. Die Rohrgesellen, deren Statuten der Rat 1473 bestätigte, besaßen das Fischerrecht vom Hoftor bis Wartenfluh und vom Bagharzturm bis Stutz, und zwar bis je 180 Meter Uferentfernung. Die Rohrgesellenrieder als Laich- und Fangplätze wurden 1798 aufgehoben.

Auf dem Hirtenhof, an dessen nordwestlicher Ecke, erwarb am 5. September 1906 Zimmerpolier Fridolin Huber eine Parzelle Land und baute darauf für lange

Zeit als einziges das erste neue Wohnhaus (Kataster-Nr. 699d). Im Tribschenried hatte sich die 1357 gegründete St.-Niklausen-Schiffsgesellschaft niedergelassen. Es ist dies das älteste Unternehmen der Stadt; Franz Haas-Zümbühl hat ihre bemerkenswerte Geschichte beschrieben.

Brunnenleitungen und offene Wasserläufe (Bäche)

Nach den Plänen des Historischen Katasters und den Unterlagen im Stadtarchiv sind uns Brunnenleitungen für Hirtenhof, Tribschen und Schönbühl überliefert. Sie besaßen eine gemeinsame Brunnstube am Bireggwald und einen Teilstock zwischen Haus und Scheune vom Hirtenhof für Tribschen und Schönbühl. Der Hof Imfang besaß eine eigene Brunnstube für Haus, Scheune, Speicher und die spätere Tintenfabrik. Diese alten Brunnenleitungen bestanden ursprünglich aus Holzdünkeln und wurden später durch schmiedeiserne und galvanisierte Röhren ersetzt. Heute sind diese Wasserleitungen außer Betrieb. Ihre Aufgabe hat das neue Wasserleitungsnetz übernommen.

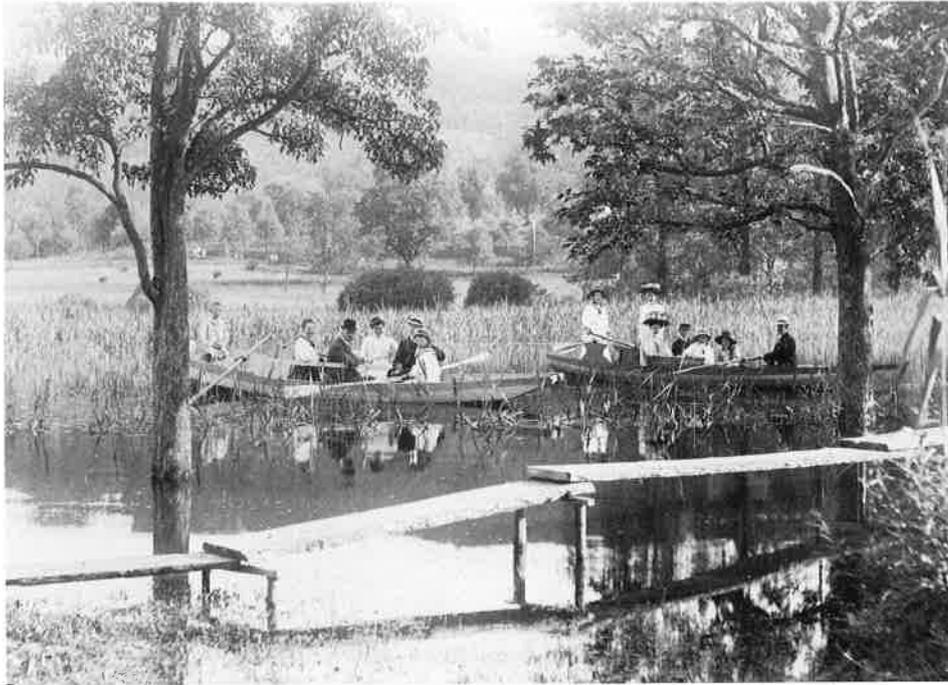
Das Gebiet zwischen Langensandbrücke und Gemeindegrenze Luzern-Horw durchfließen sechs Bäche. Alle entspringen im Bireggwald, der hinterste zwischen dem Matthof und dem Stutzhof; zwei weitere zwischen Hinterrain und Matthof bzw. zwischen Studhalden und Waldheim. Der vierte fließt durch den Hirtenhof und den Imfanghof. Schließlich haben wir noch den Nonotzbach II zu nennen. Er entspringt im Bireggwald beim Allmendli und fließt durch Ober- und Unter-geißenstein zum Untersteghof – daher der Straßename «Am Bächli». Im oberen Teil bildete dieser Bach die Grenze zwischen Unter- und Kleingeißenstein, im unteren Teil die zwischen Untersteghof und Unterlachen. Südlich des heutigen Rangierbahnhofs zwischen Langensandbrücke und Steghof vereinigte sich der Nonotzbach II mit dem Nonotzbach I, der von der Allmend kam und westlich neben der Rößlimattscheune vorbei in den See floß. Beim Bau des Rangierbahnhofs wurden der Nonotzbach I ab Obersteghof und der Nonotzbach II ab Untersteghof korrektoniert und in Röhren gefaßt. Das Wasser der beiden Nonotzbäche fließt nun unter dem Bundesplatz in einem Betonkanal durch die Hirschmattstraße in den Hirschengrabenkanal. – Infolge fortschreitender Überbauung mußten alle Wasserläufe des Quartiers Tribschen-Langensand in Zementrohrleitungen gefaßt und deren Läufe geändert werden.

Das am Rhynsche Fideikommißgut Tribtschen

Tribtschen ist sehr alt. Nach Cysat soll sich dort an der Stelle des heutigen Richard-Wagner-Hauses das frühere Herrschaftshaus der Tribtscher, in der österreichischen Zeit eine Wehranlage befunden haben. Laut einer Urkunde von 1210 war die Burg Tribtschen damals habsburgisch, und ein Rudolf von Tribtschen ist als Zeuge genannt. Der gegenüberliegende österreichisch-luzernische Wacht- und Wehrturm von Unterseeburg und die Burg Tribtschen beherrschten die Seebucht von Luzern. Dr. Franz Heinemann hielt in seiner Arbeit über Luzerner Burgen und Schlösser der Schweiz (Bd. 1, Luzern) folgendes fest: «Edle oder Edelknechte, die <von Tribtschen>, hatten die Halbzunge bei Luzern im 12. Jahrhundert als Ministeriale von Murbach und vielleicht auch von Österreich auserkoren, um die Waldstätte von so exponierter und dominierender Stelle aus wachsam im Auge zu behalten.» Das Schicksal dieser Wehranlage auf dem Tribtschensporn ist zwar nicht überliefert. Immerhin hat die unten beschriebene Entdeckung den Forscher auf eine Spur gewiesen. Kürzlich stieß man nämlich im oberen Keller des Richard-Wagner-Hauses auf einen großen, schöngefügteten Steinboden mit Motiven des Malteser- oder Johanniterkreuzes. Etwa 1,5 Meter darüber befindet sich, auf Zwischenmauern abgestützt, der heutige hölzerne Hochparterreboden. Die alte Wehranlage wurde bis auf diesen schönen Steinboden abgebrochen oder zerstört und darauf das Herrschaftshaus, das heutige Richard-Wagner-Museum, gebaut. Alles spricht für diese Annahme. Im unteren Keller, der mit der Treppe teils bis zur Decke ganz in Sandstein und Nagelfluh ausgehauen ist, sind die Gewölbe mit einer Schalung und hochgestellten Backsteinplättchen (Römerplättchen) erstellt worden. Diese wurden von oben mit Kalkmörtel vergossen, und nach der Bindung wurde die Schalung entfernt. Ursprung und Herkunft dieser ältesten Baureste bleiben einer weiteren Forschung vorbehalten.

Über Tribtschen besitzt die Familie am Rhyn eine umfangreiche Privatsammlung ihres 1788 gegründeten Fideikommißgutes. Durch Großratsbeschluß erwarb der Kanton Luzern am 30. Juni 1919 das am Rhynsche Familienarchiv mit Bibliothek. Diese Sammlung befindet sich heute in der Zentralbibliothek. Die Akten des Stadtarchivs über das Landgut Tribtschen sind nicht vollständig. Nach einer Urkunde vom 29. Jänner 1346 war das Land von Tribtschen verschwiegenes Lehen des Gotteshauses im Hof und der dortigen Propstei je auf den Martinstag zinspflichtig. In bezug auf das Landgut Tribtschen bestehen zwischen 1532 und 1868 nicht weniger als 17 Urkunden und Kaufbriefe. Der Hof Tribtschen hatte um 1844 ein Streurecht von $9\frac{7}{16}$ Jucharten auf der Gemeindeallmend (Mooser Allmend). An die Kosten der Verteilung der Allmend bezahlte Xaver Leopold am Rhyn im Herbstmonat 1804 Fr. 15.26.

Von April 1866 bis April 1872 bewohnte Richard Wagner das Landhaus auf



Hochwasser im Juni 1910.
Angehörige der Familien von Schumacher und von Moos bei einer ungewohnten Bootsfahrt durch das überschwemmte Schönbühlried.



Das Pächterhaus Hinterrain
(Zumbach), Kataster 693, abge-
brochen 1959. Das im Volks-
mund auch «Geisterhüsl» be-
nannte Bauernhaus stand in der
Gegend des heutigen Matthof-
Hochhauses.

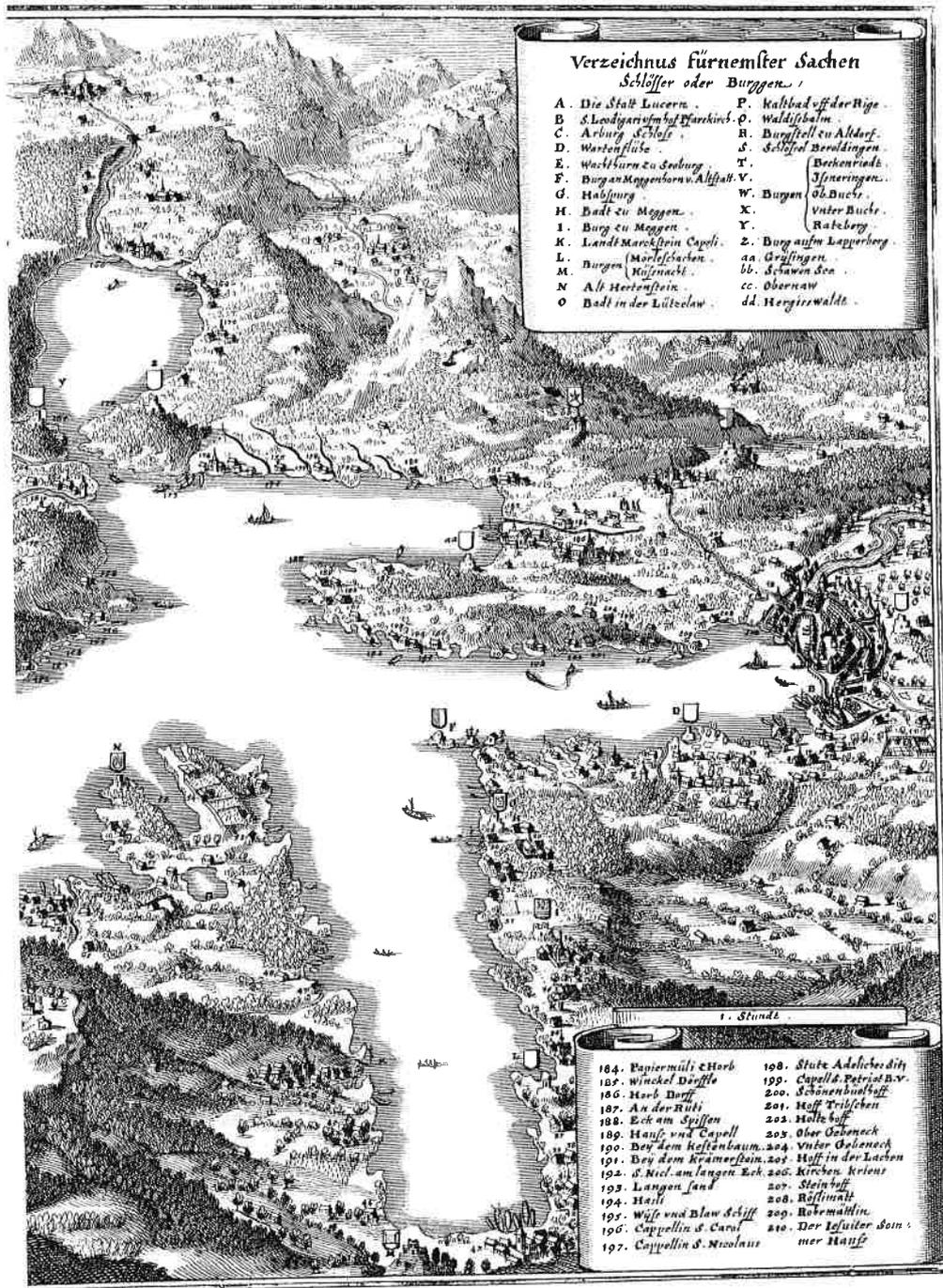
(Photo in Privatbesitz)



In harmonischer Gliederung fügt sich der Vorderrainhof mit Scheune, Ökonomiegebäude, Kapelle und Bauernhaus in das unberührte Landschaftsbild früherer Jahrzehnte. Oben am Bireggwaldrand ist das 1892 von Dagobert Schumacher erbaute Châlet Waldheim zu erkennen, das der hinteren Hirtenhof-Überbauung weichen mußte. (Photo in Privatbesitz)



Von der 1654 erbauten und 1874 vergrößerten, heute unter Denkmalschutz stehenden Vorderrainkapelle erklingt täglich dreimal das Glöcklein. Ab Herbst 1975 wird hier wieder einmal in der Woche eine Messe gelesen. (Photo in Privatbesitz)



Ausschnitt aus der Landkarte von Johann Leopold Cysat aus den Jahren 1645/61.
 (Beilage des Buches «Beschreibung des Vierwaldstättersees») (Vorlage Zentralbibliothek)



Blick von Studhalden auf den Hof Waldheim (frühere Bezeichnung Blätzingen) und den noch niedrigen Bireggwald im Hintergrund. Aufnahme aus dem Jahre 1938.
(Bild Stadtarchiv)



Das bis ins 14. Jahrhundert belegte Gut «Geißenstein» wurde 1623 von Niklaus Schwytzer erworben, der darauf einen Neubau errichtete. 1756 ließ Franz Heinrich Schwytzer den ungefähr quadratischen Riegelbau in ein querrrechteckiges Gebäude vergrößern. Durch seine Tochter gelangte es zu Ende des 18. Jahrhunderts an die Familie am Rhyn, welche es heute noch besitzt. Dieser schön gelegene Luzerner Landsitz ist auch unter dem Namen Schloß Untergeißenstein oder Freihof-Untergeißenstein bekannt.
(Photo aus Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Band III)

Tribschen. Er komponierte hier das Musikdrama «Siegfried», den «Kaisermarsch» und das «Siegfried-Idyll», vollendete die «Meistersinger» und arbeitete an der «Götterdämmerung». In den Jahren 1868, 1872 und 1873 war Oberst Walter am Rhyn Fideikommissar. Gemäß dem Verhandlungsprotokoll des Regierungsrates vom 19. Februar 1872 ließ Oberst Walter am Rhyn auf diesem Gut aus seinem persönlichen Vermögen unter anderem ein Wohnhaus mit Gartenanlage von 17/10 Jucharten erstellen und vom Fideikommiß trennen. Mit behördlicher Genehmigung kam hierüber zwischen der älteren und der jüngeren Linie der Familie am Rhyn eine Übereinkunft zwecks uneingeschränkter finanzieller Wahrung des Fideikommisses zustande. Am 1. Mai 1873 erfolgte die amtliche Zuschreibung dieses vom Fideikommiß abgetrennten Grundstückes mit dem erstellten Wohnhaus Wartegg, «ob der Gaß» (688i). Am 9. August 1894 verkaufte Oberst Walter am Rhyn, der Fideikommissar von Tribschen, zwei Parzellen Land an Regierungsrat Dr. Edmund von Schumacher. Dieser erstellte in den Jahren 1895/96 auf der oberen Parzelle der Tribschenhöhe eine Villa (688 n) und ein Stallgebäude (688 o), auf der unteren Parzelle am See eine Schiffshütte mit Bad (688 o 1) durch Architekt Paul Segesser. Ein Fußweg verband beide Parzellen. Am 16. Oktober 1918 gingen die erwähnten Parzellen mit Villa, Stallgebäude und Schiffshütte an seine Erben bzw. Kinder über. Am 17. September 1926 verkauften die Erben die beiden Parzellen samt Gebäuden einem in Luzern wohnhaften Hamburger namens Waldemar Schröder und dessen Gattin Isabella geb. Mendoza, die ihrerseits die Grundstücke am 10. November 1939 der Stadt Luzern verkaufte.

Erwähnenswert ist noch die Erwerbung des am Rhynschen Herrschaftssitzes Honegg «ob der Gaß», später Wartegg genannt, durch das Künstlerehepaar Geheimrat Ernst von Hesse-Wartegg und seine Gemahlin Minnie Hauk, eine königlich preußische Kammersängerin und k. k. Hofopernsängerin (31. Dezember 1898). Das Paar, das vorher das Schloß Binningen bei Basel bewohnt hatte, war bereits seit 1889 in der Honegg Mieter gewesen. Beide Ehegatten starben in Luzern, er 67jährig am 17. Mai 1918, sie 76jährig am 3. Februar 1929. Die Wartegg ging im Juni 1929 in den Besitz der Stadtgemeinde Luzern über, das Landgut Tribschen mit dem Richard-Wagner-Museum im Januar 1932. Die Anlagen dienen heute der Öffentlichkeit zur Erholung. Das alte Gaßhüsli «vorn an der Gaß» war das Pächterhaus der vorderen Tribschen. Die Scheune weiter hinten, südlich des Sträßchens, ebenso das hintere Pächterhaus samt Scheune wurden 1957 abgebrochen, um der Schulanlage Wartegg Platz zu machen.

Von alten Flurnamen

Angelo Garovi

Für Anne Marie

«Wer einen Ortsnamen zum erstenmal vernimmt, sucht unwillkürlich seine Bedeutung zu erraten, in der richtigen Annahme, daß alle Namen ursprünglich etwas sagen wollten. Mitunter ist die Bedeutung eines Namens unmittelbar verständlich, in den meisten Fällen hingegen verschleiert, so daß die Sprachgelehrsamkeit zu Hilfe kommen muß, um ihn zu enträtseln; in einigen Fällen irreleitend, weil nachträglich entstellt und umgedeutet.»¹

Diese Worte schrieb kein Geringerer als der Dichter Carl Spitteler. Auch er hat sich in seinem Werk «Der Gotthard» mit einigen Ortsnamen befaßt. Daß aber hin und wieder nicht einmal die Sprachgelehrsamkeit Namen enträtseln kann, dafür ist gerade der Name *Tribtschen* ein Beispiel; er wurde bis heute noch nicht überzeugend gedeutet. Es ist mir also unmöglich, von diesem Namen, der um 1182 als *Tribtsche*², 1199 als *Tripscin*³, 1248 als *Thrishe*⁴ und 1324 als *Tripschen*⁵ überliefert ist, eine zuverlässige Deutung zu geben. Meines Erachtens ist dieser Name nicht deutscher Herkunft: er scheint einer vordeutschen Namensschicht anzugehören wie etwa der Ortsname *Luzern*. Ebenso liegt dem 1450 erwähnten Flurnamen *jm tubenmos*⁶ ein vordeutsches Wort zugrunde, nämlich das gallische Etymon *dub-* mit der Bedeutung «schwarz». Die Alemannen werden dieses Wort einst von den Kelten übernommen haben, und zwar sehr früh, da es die althochdeutsche Lautverschiebung zu *tub-* noch mitgemacht hat.⁷ In diesen beiden Namen haben wir also wohl Zeugen aus einer Zeit vor uns, als um den Vierwaldstättersee herum noch nicht deutsch gesprochen wurde.

Es zeigt sich aber im Namenmaterial von *Tribtschen*, daß auch Namen deutscher Herkunft heute nicht mehr ohne weiteres verständlich sind. So etwa der 1318 erwähnte Name *ze Türchlenfluo*⁸, der mit dem mittelhochdeutschen Eigenschaftswort *dürchel*, «durchlöchert»⁹, erklärt werden kann. Er weist also auf einen zerklüfteten Felsen (*Flue*) hin. Ähnlich wie etwa der ebenfalls in *Tribtschen* 1314 bezeugte Name *Am Schorren*¹⁰, der «einen schroffen Felsen, eine Felszacke, felsichtes Ufer»¹¹ bezeichnet. Verschleiert ist ebenfalls der 1352 als *Ougster*¹² und 1331 als

*Oegsteler*¹³ überlieferte Name. In ihm steckt das althochdeutsche Wort *onwist*, «Schafstall»¹⁴, womit also zu Tribtschen in mittelalterlicher Zeit ein Schafstall bezeugt wäre. Ein in der Nähe liegender Acker wurde danach bezeichnet. Oberhalb dieses Ackers, an Gebenegg grenzend, lag der *bindere Sweigakker (unum agrum situm zu Tribtschen ob dem Ogster dictum den bindern Sweigakker contiguum loco, qui dicitur die Gebenegg)*.¹⁵ Mit dem althochdeutschen Wort *sweiga* ward ein Weideplatz bezeichnet.¹⁶ Anhand dieser beiden Namen wird uns also etwas über die mittelalterliche Flurnutzung in Luzern ausgesagt.

Flurnamen nehmen aber auch vielfach Bezug auf die Eigenart des Geländes, so etwa die heute noch verständlichen Namen mit *Berg, Tal, Boden, Halde, Egg, Stad* (1352 *Am Berge*¹⁷, 1352 *Im Tale*¹⁸, 1500 *Im Boden*¹⁹, 1352 *In der Studhaltung*²⁰, 1421 *under tribtschenbalden*²¹, 1352 *Ab der Egga*²², 1352 *Am Stade*²³). Kaum mehr verständlich ist wohl das Wort *Büel* für eine rundliche Bodenerhebung²⁴, wofür das 1313 erstmals erwähnte *Schönbüel*²⁵ ein sprechendes Beispiel ist.

In dem 1421 bezeugten *im lo*²⁶ begegnet uns ein heute nicht mehr bekanntes Wort für niederes Gehölz.²⁷ Bedeutungsverwandt mit *Loo* ist der Name *Studen* (1324 *In Studen*²⁸), womit das Unterholz, das Buschwerk gemeint ist.²⁹ Auf Haselstauden weist der Flurname *Hasle* (um 1450 *daz hasle*³⁰) an der Grenze zu St. Niklausen (Horw).

Flurnamen erlauben aber auch besonders interessante Rückschlüsse auf rechtliche Verhältnisse in früheren Zeiten. So wurde mit dem heute noch erhaltenen Namen *Infang* (1500 *jm Infang*³¹) im Mittelalter ein eingehegtes Stück Land belegt.³² In der *Matte* zu Tribtschen (1352 *von Matta*³³) wurde also ein Teil mit einem Hofzaun eingehegt (*Matt* erhalten in *Matthof*). Ebenfalls auf eine Abgrenzung weist der Ausdruck *Juch*, wie er um 1500 erwähnt ist: *jm boden das guot am Juch*.³⁴ Damit war soviel Land gemeint, als man mit einem Joch Ochsen gespann an einem Tag zu pflügen vermochte.³⁵

Auf Besitzverhältnisse der Stiftschorherren im Hof weist der um 1510 erwähnte Name *ze tripschen von dem güt dem man spricht der herren güt*.³⁶

Ein interessanter Name, der wohl auf die frühe alemannische Landnahme zurückgeht – also auf die Zeit des frühen Mittelalters – wurde aus mir unbegreiflichen Gründen durch das einfalllose *Waldheim* ersetzt. Wie viel schöner und siedlungsgeschichtlich bedeutungsvoller war doch der Name *Blätzigen*, der 1352 als *Blezingen*³⁷ in einem Steuerrodel der Stadt Luzern erscheint, was übersetzt etwa «bei den Leuten des Bletz» heißt.

Mit dieser Namensänderung wurde ein frühes Zeugnis der Besiedlung Tribtschens gedankenlos eliminiert.

Einen weiteren alemannischen Namen haben wir noch erhalten in *Gebenegg* (1325 *Gebenegg*³⁸), das heißt der Egg des Gebo.³⁹

Wenn diese Studie über einige zum Teil noch erhaltene Namen des Tribtschen-

gebietes auf den Wert der Flurnamen als geschichtliche Zeugen hingewiesen hat, wenn sie dazu beiträgt, daß das alte Namengut des Landstreifens «ze Tripschen» weiterüberliefert wird – infolge der unvermeidlichen Überbauungen vielleicht nur noch in Straßennamen –, dann ist der Sinn dieser Studie erfüllt.

Aus dem ererbten, bodenverhafteten Namenerbe vermögen wir – zusammen mit andern Überlieferungen – die vielgestaltige Vergangenheit sinnfällig zu erhellen, denn «Namen sind historische Dokumente, und zwar die zuverlässigsten von allen»⁴⁰ (Spitteler).

Anmerkungen und Literaturhinweise:

¹ Carl Spitteler, *Der Gotthard*, 102. Frauenfeld 1897.

² Quellenwerk zur Entstehung der Schweiz, Eidgenossenschaft (QW), Abt. I (Urkunden), Bd. 1, Nr. 174. Aarau 1933.

Ich beziehe mich in dieser Studie auf die im Mittelalter bezeugten Namen «ze Tripschen», wobei im allgemeinen der ersterwähnte Beleg angeführt wird. Weitere Belege enthält der zweite Band der Beiträge zur Luzerner Stadtgeschichte: «Die Örtlichkeitsnamen der Stadt Luzern im Mittelalter». Luzern 1975.

³ QW I/1, Nr. 205.

⁴ Ebenda, Nr. 582.

⁵ Quellenwerk, Abt. II (Urbare und Rödel), Bd. 3, S. 14. Aarau 1951.

⁶ Staatsarchiv Luzern, Spitalsrechnung 1421–1460, cod. 3030, 17r.

⁷ Vgl. Paul Zinsli, *Im Tuppwald*. Zur alemannisch-romanischen Berührung in Ortsname und Appellativ, in: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 16 (1961), 155 ff.

⁸ QW II/3, 104.

⁹ Schweiz. Idiotikon (Id.), Wörterbuch der schweizerdt. Sprache, Frauenfeld 1881 ff. Bd. 13, 1463.

¹⁰ QW II/3, 62.

¹¹ Id. 8, 1204. Paul Zinsli, *Grund und Grat*, Bern (1945), 337.

¹² QW II/3, 16.

¹³ Ebenda, 25.

¹⁴ Adolf Bach, *Deutsche Namenkunde*, Bd. II/1, § 221, § 236. Heidelberg 1953.

Durch Wandel von w zu g vor Konsonant wird *ougst* (mit Konsonantenerleichterung), daraus denominative -(l)er-Bildung: *ougst(ell)er*; vgl. *Beitr. zur schweizerdt. Mundartforschung*, Bd. 8, § 10, 1; § 233. Frauenfeld 1958.

¹⁵ QW II/3, 16.

¹⁶ Id. 9, 1770.

¹⁷ QW II/3, 286.

¹⁸ Ebenda, 292.

¹⁹ Stiftsarchiv Luzern, *Urbar Vogt*, cod. 104, 61r.

²⁰ QW II/3, 292.

²¹ Staatsarchiv Luzern, *Weißbuch* 1421–1488, cod. 1220, 89r.

²² QW II/3, 292.

²³ QW I/3, Nr. 659.

²⁴ Id. 4, 1094. Zinsli, *Grund und Grat*, 25, 131, 208.

²⁵ QW I/2, Nr. 659.

²⁶ Staatsarchiv Luzern, cod. 1220, 92v.

²⁷ Vgl. Paul Zinsli, *Zum Flurnamenzeugnis für die deutsche Besiedlung der Alpen*, in: *Studia Onomastica Monacensia*, Bd. 4, 804f. München 1961.

²⁸ QW II/3, 9.

²⁹ Id. 10, 1342.

³⁰ Staatsarchiv Luzern, *Spitalurbar*, cod. 2555, 19v.

- ³¹ Stiftsarchiv Luzern, cod. 104, 115.
³² Id. 1, 855.
³³ QW II/3, 292.
³⁴ Stiftsarchiv Luzern, cod. 104, 114r.
³⁵ Friedr. Kluge, *Etym. Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin²⁰ 1967, 333.
³⁶ Stiftsarchiv Luzern, Rodel 16. Jh., cod. 318, 11r.
³⁷ QW II/3, 292.
³⁸ QW II/3, 16.
³⁹ Ernst Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, Bd. 1, 631. Bonn² 1900.
⁴⁰ Spitteler, l.c., 103.

Quartiergeschichtliches aus alten luzernischen Rechtsbüchern

Karl Zbinden

Rechtsbücher sind amtliche oder private Aufzeichnungen aus dem Rechtsleben einer Gemeinschaft.

Die Stadt Luzern mußte im Jahre 1352 zur Deckung von Kriegskosten eine Vermögenssteuer erheben. Das *Steuerrodel von 1352*, das älteste seiner Art¹, hielt die Namen und Betreffnisse der steuerpflichtigen Stadtbürger und der mit der Stadt verbürgerten Landsassen der Umgebung fest. Dem Register entnimmt man die damalige Einteilung der Stadt Luzern: Großstadt, Kleinstadt, dann «Ante portam und Bruch», «In via et curia» und «im Grunde». In diesen fünf Bezirken warf die Steuer 1227 Pfund, 4 Schilling und 4 Pfennig ab.

«Moos und Tribschen» gehörten aber nicht etwa zu den obigen Bezirken, wie z. B. «Ante portam». Vielmehr bildeten sie als «Mooslüt und ze Tribschen» einen eigenen Bezirk. Dort stellte man 1352 dreißig Steuerpflichtige fest, deren Namen indessen seither alle ausgestorben sind. Das Rodel hält hinter jedem Namen den Steuerbetrag fest. Die «Mooslüt und ze Tribschen» lieferten insgesamt 24 Pfund und 23 Schilling ab, nicht viel im Verhältnis zu den durch die Stadtbezirke abgelieferten Beträge, viel aber beispielsweise im Verhältnis zu Küßnacht-Greppen mit 23 Pfund 1 Schilling oder Kriens-Horw mit 26 Pfund 8 Schilling. Dieser Vergleich spricht auch dafür, daß schon im 14. Jahrhundert am Rande des Moooses und auf Tribschen eine respektable Steuerkraft vorhanden gewesen sein muß, übrigens auch ein Hinweis auf die damalige Besiedlung, denn «hinter jedem» Steuerpflichtigen dürften ein Haushalt und ein Hof gewesen sein.

*Luzerns ältestes Ratsbüchlein (1300–1402)*² ist eine der wichtigsten luzernischen Rechtsquellen. Es ist die älteste Sammlung wichtiger Ratsbeschlüsse. So hatte nach Ziff. 118 derjenige, der Eier, Hühner, Butter, Milch und neuen Ziger in Emmen, Kriens und Ebikon für Tribschen einkauft, und zwar mehr, als er in

¹ Staatsarchivar P. X. Weber gab dieses älteste Steuerrodel mit einer instruktiven Einleitung im *Geschichtsfreund* Band 62 (1907), S. 187f., heraus.

² Veröffentlicht von P. X. Weber im *Geschichtsfreund* 65 (1910), S. 1–55.

schloß hatt vor zyten sampt andern schlössern gan Habspurg gedient. Umb dz jar 1425 hatt man dise burg noch schynbarlich sehen können, war allein am gebüw zerbrochen und verbrennt. Wie aber das dorff zergangen, dessen hab jch bißhar kein bericht erfaren mögen.»⁶ – «. . . Tribschen, eine halbe stund ob unser statt am seew gelegen. Da hatt es ein Schloß und adelichen sitz diß namens, sampt einem dorff daby gehept, wöllche beide abgangen und jetz nur einen oder zwen, dry puwrenhöff, und doch wyt von einandern gelegen, behalltend. . .»⁷

In keiner andern historischen Quelle war etwas über dieses verschwundene Tribschen-Dorf zu erfahren. Es ist zu hoffen, daß man sich bei dortigen Tiefbauarbeiten an die Aussage Cysats erinnert.

Die vorliegende Studie erhebt keineswegs den Anspruch, die genannten Rechtsbücher hinsichtlich des Tribschen-Quartiers erschöpfend ausgewertet zu haben. Dazu kommt die große Wahrscheinlichkeit, daß in andern Rechtsbüchern und Akten weitere quartiergeschichtlich wertvolle Fakten vermerkt sind. So möchte die vorliegende Arbeit zu weitem lokalgeschichtlichen Studien anregen. Gerade die überaus wertvolle Studie von Angelo Garovi über «Die Örtlichkeitsnamen der Stadt Luzern im Mittelalter» und sein Beitrag im vorliegenden Band über Tribschen bringen die zahlreichen Akten in Erinnerung, die siedlungsgeschichtlich einer umfassenden Bearbeitung harren.

⁶ Kollektancen A. Fol. 187v; Schmid, I, S. 249.

⁷ Kollektancen E. Fol. 223v; Schmid, I, S. 247.

seinem Haushalt benötigt, so oft er dies tut, einen Schilling zu bezahlen. Ziff. 128 diente zum Schutz des Fischhandelmonopols in der Stadt: Die Bürger durften nicht direkt in Tribtschen – wo damals offenbar viele Fischer ansässig waren – Fische einkaufen, auch nicht in Emmen oder Ebikon. Nach Ziff. 267 wird im «Amt, das bis zum Graben ob dem Weingarten zur Wartenfluh und bis Tribtschen an den Graben» geht, ein Wegpfennig erhoben. Sogar ein Wegzoll erschwerte den Verkehr zwischen der Stadt und ihren Außenbezirken.

Das «Weißbuch der Stadt Luzern 1421–1488»³, ebenfalls ein wertvolles Rechtsbuch des mittelalterlichen Luzern, hat einen vielseitigen Inhalt. Der IX. Teil handelt von den sogenannten Selgeräten, einer Abgabe an die Pfarrkirche für die feierliche Bestattung eines Verstorbenen, für die kirchliche Feier des Dreißigsten sowie für die Eintragung des Verstorbenen im Verzeichnis der abgestorbenen Pfarrgenossen. Es war Brauch, die kirchliche Abgabe für das sogenannte Selgerät wie die Jahrzeitverpflichtungen in Form einer grundpfändlich sichergestellten Annuität zu erlegen. Das führte im Laufe der Jahre zu einer starken Überschuldung der Grundstücke. Bereits 1413 und am 11. Dezember 1420 ergaben sich daher Verhandlungen zwischen dem Rat und dem Kloster. Alle bisherigen wie auch zukünftigen hypothekarischen Verpflichtungen wurden als ablösbar erklärt. Darauf basieren quartiergeschichtlich interessante Eintragungen im Weißbuch auf S. 80, 83, 89 über Tribtschen und das Moos.

Auch das *älteste Luzerner Bürgerbuch* (1357–1479)⁴ enthält quartiergeschichtlich Interessantes. Man vernimmt verschiedenes von Bewohnern des Moooses aus dem Jahre 1385 (S. 246, 283). Der Abschnitt «Jahrzeitstiftung im Spital durch Mechtild Roeist» meldet, daß dem Burger Wernher Seiler im Jahre 1360 auf der Moos-Liegenschaft Schindlerrun⁵ ein Licht erschienen ist. Aber auch von Tribtschen (S. 207, 333, 336) weiß das Bürgerbuch allerhand zu berichten, so über die Ausübung der Fischerei auf der Höhe von Tribtschen (S. 333) und über die dortigen Fischenzen (S. 336).

Renward Cysat (1547–1614) kommt in seinen Kollektaneen zweimal auf ein in Tribtschen *verschwundenes Dorf* zu sprechen: «Item Tribtschen jst vor zaten ein recht dorff gwesen, hatt sin eigen schloß oder burg ghept, die ward jn den österrichischen kriegien mit andern schlössern am see harumb zerstört, jst am see gstanden uff einem felsen, den graben und glegenheit kan man noch sehen. Diß

³ Es wurde von P. X. Weber im *Geschichtsfreund* Band 71 (1916), S. 1–100, veröffentlicht.

⁴ Veröffentlicht von P. X. Weber im *Geschichtsfreund* 74, S. 179f., 75, S. 17ff. und 76, S. 219f.

⁵ Angelo Garovi, *Örtlichkeitsnamen der Stadt Luzern im Mittelalter* (Luzern 1975), S. 149, 154 und 167.

Die Familie von Tribschen oder Tripscher

Joseph Stirnimann

Wie anderswo nannten sich auch im frühen Luzern zahlreiche Personen und Familien nach Örtlichkeiten der nähern und weitem Umgebung. Der Steuerrodel von 1352 verzeichnet eine große Zahl solcher Namen.¹ Es seien hier nur die herausgegriffen, deren Örtlichkeitsbezeichnungen sich bis heute erhalten haben und jedem Luzerner geläufig sind: von Bramberg, von Dattenberg, von Geißenstein, von Geißmatt, von Hitzlisberg, von Schönbühl, von Tribschen, von Winkel. Mit Ausnahme der von Bramberg, von Tribschen und von Winkel verschwanden die meisten dieser Geschlechter oder Namen schon bald wieder. Größere Bedeutung erlangten einzig die von Tribschen oder – wie sie sich später nannten – die Tripscher. Ihnen gilt unsere Aufmerksamkeit. Der Name begegnet in verschiedenen Varianten: de Tribische, de Tripscin, de Tribisschin, de Tribeschin, Trippscher, Tripscher, Tribscher, Trüpscher.

Die ersten, im Zeitraum von 1182 bis 1213 auftretenden Angehörigen des Geschlechts waren Ministerialen, das heißt Dienstmannen, des elsässischen Benediktinerklosters Murbach, dem das luzernische Kloster im Hof, als Vorgänger des heutigen Chorherrenstifts St. Leodegar, gehörte. Als Ministerialen – die unterste Stufe des Adels – haben sie Güter des Klosters zu Lehen, sie ziehen die Abgaben und Gefälle der von ihnen verwalteten Klostergüter ein, sie wirken bei den Verträgen ihres Grundherrn meist als Zeugen mit. So zieht der luzernische Propst Walter von Eschenbach im Jahr 1182 die Brüder Ulrich und Heinrich von Tribschen als Zeugen hinzu bei einem Lehensvertrag mit dem Johanniterhaus Hohenrain.² Im Jahr 1213 sind die Brüder Rudolph und Heinrich von Tribschen in gleicher Eigenschaft bei einem Gütertausch zwischen den Klöstern Murbach-Luzern und Engelberg dabei.³ Ulrich von Tribschen wird 1190 bei einem Güter-

¹ Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (zitiert: QW), Abt. I, Bd. 3, S. 271 ff. – P. X. Weber, Der älteste Steuerrodel Luzerns (1352): Geschichtsfreund, Mitteilungen des Historischen Vereins der V Orte, Bd. 62 (1907), 185–252 (zitiert: Gfr.).

² QW I/1, Nr. 174.

³ QW I/1, Nr. 247.

tausch derselben Klöster als Zeuge erwähnt.⁴ Rudolph von Tribschen erscheint in den Jahren 1210 und 1213 als Zeuge wichtiger Rechtsgeschäfte.⁵ In allen erwähnten Urkunden folgen die von Tribschen in der Reihe der Zeugen gleich nach den Äbten, Priestern und Mönchen, sie haben den Ehrenplatz vor den übrigen Laien. In der Urkunde von 1182 werden Ulrich und Heinrich ausdrücklich Ministerialen – *laici ministeriales* – genannt.

Vielleicht Söhne der Vorgenannten – man beachte die gleichen Namen! – sind Rudolph und Ulrich von Tribschen, die in einer Konstanzer Urkunde des Jahres 1223 als *Chorherren in Zürich*, d. i. des dortigen Großmünsters, erwähnt sind.⁶ Einer der beiden, Rudolph, war gleichzeitig auch Chorherr des Stiftes St. Michael in Beromünster – in einer Zeit, wo der Mißbrauch der Pfründenhäufung weitverbreitet war, nichts Ungewöhnliches. Rudolph stiftete in Beromünster ein Jahrzeit auf den 11. Februar. Wer den Gottesdienst mitfeierte, hatte Anrecht auf eine Spende von Brot und Wein im Wert eines Malters Dinkel und Hafer.⁷ Die Erinnerung an Rudolph von Tribschen hielt im Stift Beromünster auch der von ihm gestiftete Kelch lebendig. Ein Kelchverzeichnis aus der Zeit vor 1770 erwähnt den Kelch an zweiter Stelle und hält die Widmungsinschrift fest: *Hoc opus Rudolphus de Tribschen dat Michaeli anno 1231*. Leider ist der Kelch seit dem Jahr 1798, in dem Beromünster unersetzliches Kunstgut an die von Napoleon erzwungenen Kriegskontributionen hergeben mußte, spurlos verschwunden.⁸ Vom Zürcher Chorherrn Ulrich von Tribschen hören wir ein letztes Mal im Jahr 1248, als Papst Innozenz IV. den Abt von St. Urban beauftragt, dessen Pfründe dem Heinrich von Klingenberg zu übertragen.⁹ Ulrich war offenbar kurz vorher gestorben. In diesem Zusammenhang sei der Johanniter Ulrich Tripscher erwähnt, dessen Jahrzeit am 24. August in Ruswil begangen wurde.¹⁰

Nach einer längern Pause tritt das Geschlecht von 1314 an erneut ins Blickfeld des öffentlichen Geschehens. Während gut hundert Jahren behaupten die Tripscher, wie sie fortan heißen, im politischen Leben Luzerns eine führende Stellung; sie nehmen teil an allen wichtigen Entscheidungen der Bürgerschaft, sie sind reich und angesehen. Ob die Tripscher des 14. und 15. Jahrhunderts von den murbachischen Ministerialen abstammen, ist ungewiß, die gleichen Vornamen machen es jedoch wahrscheinlich. Der politische Aufstieg dieses Zweiges beginnt mit

⁴ QW I/1, Nr. 205.

⁵ QW I/1, Nr. 234 und 235.

⁶ Gfr. 28, 315 ff. (bes. 317).

⁷ Jahrzeitbuch des Chorherrenstifts Beromünster, 11. Februar; Gfr. 5, 93.

⁸ Vgl. Melchior Estermann, Die Stiftskirche von Beromünster. Separatabzug aus Kath. Schweizer Blätter (Luzern 1898), 37 und 59.

⁹ QW I/1, Nr. 582.

¹⁰ Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Ruswil, 24. August; Gfr. 17, 22.

Heinrich Tripschers Sohn Ulrich, der seit 1314 dem Großen Rat angehört. Er ist von Beruf Kaufmann. Im Krieg der Eidgenossen gegen Herzog Albrecht von Österreich wird sein Handelsgut in Straßburg konfisziert. Die Urner nehmen darauf drei Straßburger gefangen, bis der dem Luzerner Kaufmann und andern Eidgenossen zugefügte Schaden gutgemacht ist.¹¹ Bei der Vollmachterteilung an Schultheiß und Rat von Luzern am 8. Juli 1318, in Mailand ein Darlehen von 1100 Pfund aufzunehmen, erscheint Ulrich Tripscher als vierter unter den zahlreichen Zeugen.¹² Er ist einer der 36 Luzerner Bürger, die im zweiten Luzerner Schwurbrief vom 13. Oktober 1330 namentlich angeführt sind.¹³ Die Klöster Eschenbach, Luzern und St. Urban bekunden ihm ihr Vertrauen, indem sie ihn bei Verträgen beiziehen.¹⁴ Er gehört der luzernischen Abordnung an, die gemeinsam mit einer solchen aus Unterwalden im Jahr 1348 eine Grenzvereinbarung zwischen Uri und Schwyz vornimmt.¹⁵ Die letzten Male tritt er 1351 und 1352 zusammen mit dem Schultheißen und andern angesehenen Männern als Zeuge zweier Urfehden auf.¹⁶ Nach dem Steuerrodel von 1352 zählte Ulrich Tripscher zu den damals vermöglichsen Luzernern; er bezahlte 23, sein Sohn Wilhelm 9 Pfund Steuern.¹⁷ Sein Haus stand *in dem Winkel* am Graben, im heutigen Süewinkel, der bis ins 15. Jahrhundert Tripschers-Winkel hieß.¹⁸ Ulrich Tripscher und seine Frau stifteten gemeinsam bei den Mindern Brüdern auf den 1. August ein Jahrzeit. Der Eintrag im Jahrzeitbuch des ehemaligen Franziskanerklosters hat folgenden Wortlaut:

*Mir sond jartzit began mit vigily und selmes junkber Ulrichs des Tripschers und frow Mechtilt von Halten, siner frowen.*¹⁹

Auf denselben Tag errichtete *Mechtbild von Halten, Uolrich Tripschers wirtenne*, ein Jahrzeit im ehemaligen Frauenkloster Engelberg. Die zwei Pfund, die dem Kloster alljährlich auf den 1. August zu entrichten waren, hafteten auf zwei Gärten an der Musegg, die an den dem Kloster Engelberg gehörenden Garten grenzten und Ulrich Tripschers Eigentum waren.²⁰

Ulrich hinterließ zwei Söhne: den im Steuerrodel von 1352 mit dem Vater erwähnten Wilhelm sowie Heinrich, der wahrscheinlich damals noch minderjährig

¹¹ Vgl. P. X. Weber, Der Ammann zu Luzern bis 1479: Korrespondenzblatt der Beamten und Angestellten des Kantons Luzern (Luzern 1930), 7ff.

¹² QW I/1, Nr. 933.

¹³ QW I/2, Nr. 1547.

¹⁴ QW I/3, Nr. 217, Nr. 337, Nr. 402.

¹⁵ QW I/3, Nr. 785.

¹⁶ QW I/3, Nr. 946 (Gft. 1, 180f.) und Nr. 1021.

¹⁷ Gfr. 62, 207.

¹⁸ QW I/2, Nr. 1598; QW I/3, Nr. 866.

¹⁹ Jahrzeitbuch der Mindern Brüder zu Luzern, 1. August; Gfr. 13, 5.

²⁰ Jahrzeitbuch des Frauenklosters Engelberg, 1. August; Gft. 26, 276.

war und deshalb im Steuerregister nicht genannt ist. Die beiden Brüder waren 1368 mit andern angesehenen Luzernern in den päpstlichen Prozeß um Johann zer Kilchen verwickelt, der damals große Wellen warf²¹; 1370 sind sie Bürgen bei der Aufnahme des Ritters Gerhart von Uotzingen als Ausburger der Stadt.²² An Wilhelm, von dem wir nichts mehr hören, und seine Frau Elisabeth erinnerten eine Seelenvesper und Seelenmesse, die am 24. Juni in der Franziskanerkirche begangen wurden.²³ Je ein Jahrzeit für einen Wilhelm Tripscher verzeichnen auch die Jahrzeitbücher des Klosters im Hof (26. August) und der Pfarrkirche zu Geiß (10. Juli).²⁴

Eine unvergleichlich bedeutendere Laufbahn war Wilhelms Bruder Heinrich beschieden, der von 1373 bis 1386 in Luzern das Amt des Ammanns bekleidete. Seit den Anfängen der Stadt bis zum Jahr 1479, wo dieses Amt abgeschafft wurde, war der Ammann der angesehenste weltliche Würdenträger Luzerns. Als Vertreter des Klosters Murbach hatte er alle Rechte der Grundherrschaft zu wahren und vor Übergriffen zu schützen, zugleich übte er die der Grundherrschaft zustehende Zivilgerichtsbarkeit aus.²⁵ Als Ammann von Luzern schwor Heinrich Tripscher im Jahr 1378 vor dem Gericht zu Hagenau bei Straßburg, daß die Luzerner nicht pfandbar seien für Österreich.²⁶ Heinrich Tripschers jähes Ausscheiden aus Amt und Würden im Jahr 1386 wird mit der Schlacht von Sempach in Verbindung gebracht. Es wurde ihm vorgeworfen, er sei vor Sempach geflohen.²⁷ Tripscher vermochte die Anklage offenbar nicht zu entkräften und wurde als Ammann untragbar; von 1387 an erscheint Johann von Owe an seiner Stelle.²⁸ Dies dürfte seine Übersiedlung nach Aarau erklären, wo er 1390 Haus und Hofstatt des Hans Wernher von Küngstein erwirbt²⁹ und sich 1393 endgültig niederläßt.³⁰ Für die Wahl Aaraus mögen seine Familienverbindungen bestimmend gewesen sein: seine Frau war eine Aarauerin aus dem Geschlecht der Sumer, seine Tochter war

²¹ Zum zer-Kilchen-Handel vgl. P. X. Weber in Geschichte des Kantons Luzern von der Urzeit bis zum Jahre 1500 (Luzern 1932), 684f. Gfr. 17, 190.

²² Gfr. 77, 64.

²³ Jahrzeitbuch der Mindern Brüder zu Luzern, 24. Juni; Gfr. 13, 5.

²⁴ Jahrzeitbuch des Benediktinerklosters Luzern, 26. August; Gfr. 4, 236. – Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Geiß, 10. Juli; Gfr. 22, 216.

²⁵ P. X. Weber, Der Ammann zu Luzern (Anmerkung 11).

²⁶ Ebd.

²⁷ Walther Merz, Wappenbuch der Stadt Aarau (Aarau 1917), 289. S. 290 Stammtafel der Luzerner und Aarauer Tripscher. – Im Jahr 1417 mußte sich der Rat von Luzern erneut mit einer Klage befassen, die diese Anschuldigung zum Gegenstand hatte; vgl. hierzu Theodor von Liebenau, Die Schlacht bei Sempach, Gedenkbuch zur 5. Säcularfeier (Luzern 1886), 396, Nr. 20.

²⁸ Vgl. Liste der Ammänner von Luzern bei P. X. Weber, Der Ammann zu Luzern, 23.

²⁹ Vgl. Walther Merz, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau (Aarau 1907), 304f.

³⁰ Vgl. Walther Merz, Wappenbuch der Stadt Aarau, 289f.

mit Johannes Züricher von Aarau verheiratet.³¹ Der ehemalige Ammann bezog von Luzern ein Leibgeding, eine Art lebenslänglicher Rente, die ihm vielleicht als Entschädigung für seinen vorzeitigen, sei es freiwilligen oder erzwungenen, Rücktritt gewährt wurde. Nach dem Luzerner Umgeldrodel von 1397 wurden dem Kleriker und kaiserlichen Notar Johannes Ratzinger 8 Blappart bezahlt, *als er dem Tripscher sin lipding bracht gen Arowe*.³²

Von den vier Söhnen des Ammanns Tripscher errang Heinrich in Luzern eine angesehene Stellung; er war Mitglied des Großen Rates, des Täglichen Rates, wiederholt Vogt in Root, Kriens und Horw.³³ Die andern drei Söhne zogen ebenfalls nach Aarau, wo Johann von 1428 bis 1438 wiederholt Schultheiß war.³⁴ In Zofingen lebte im 15. Jahrhundert ein Zweig der Tripscher, der ohne Zweifel aus Luzern stammte, einen Schultheißen stellte, aber schon bald erlosch. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist das Geschlecht auch in Luzern und Aarau ausgestorben.

³¹ Ebd.

³² Gfr. 78, 303f.

³³ Vgl. P. X. Weber, Der Ammann zu Luzern, 8.

³⁴ Vgl. Merz, Wappenbuch, 290.

Der «meyerhoff ze langensant»

Ronald Roggen

Nicht das Quartier zwischen der vielbefahrenen Langensandbrücke und der Langensandstraße steht im Mittelpunkt des nachfolgenden Textes, sondern das ländliche Gebiet in der Bucht zwischen Haslihorn und St. Niklausen, wo die Seestraße Luzern–St. Niklausen nach Buholz–Felmis abzweigt. Dieser Teil der Horwer Halbinsel, benannt nach dem flachen Streifen am Ufer, gehörte zum Schenkungsgut, das der Edelmann Atha und seine Schwester im 9. Jahrhundert dem Kloster St. Leodegar überließen, um sich ewiges Seelenheil zu erwerben. Wir wissen, daß Murbach-Luzern bis 1291 den Pfarrer bestimmte, dem vermutlich eine Kapelle auf dem Hof Langensand anvertraut war.

Der «meyerhoff ze langensant», ein «dinghoff», muß früher recht viel Boden umfaßt haben. Jedenfalls wurde der Stiftsbesitz aufgeteilt und die Bodenzinsen entsprechend für die Einzelhöfe berechnet. Der «Trager» mußte für die Herrschaft die Bodenzinsen einsammeln; in Abständen von zehn Jahren erfolgte jeweils die Verleihung dieses wichtigen Amtes. Ein vom 15. Hornung 1278 datiertes Schreiben spricht von «quatuor seraciis in curte Langensant que dicitur Sweighof», also von vier Zigern des unter dem Namen «Schweighof» geläufigen Gutes. Eben jener Zins wurde damals zwischen dem Abt von Murbach und dem Luzerner Propst um den halben Anteil am Kernenzins auf den Luzerner Mühlen ausgetauscht. Die Gefälle am Hof Langensand bezeichnete Abt Berchtold am 18. des Brachmonats 1286 mit einem Rind: «in curte Langensant bos unus». Bei jedem Todesfall hatte das Gotteshaus unter anderem Anrecht auf das Besthaupt, «es sy roß oder rind, genß, Huenner, ald welcherhand vichs er hinder im lat». Durch den «Fall» konnten die Söhne das an den Propst zurückgefallene Erbe wieder einlösen.

Am 16. April 1291 verkaufte der in Geldnöte geratene Abt von Murbach die Stadt Luzern mitsamt ihrer Höfe, so auch den Meier- und Dinghof Langensand, und damit ganz Horw, den Habsburgern. Langensand war sowohl ein Meierhof, dessen Verwaltung dem Grundherrn zustand, als auch ein Dinghof, wo Gericht gehalten wurde. Der Hof unterstand den Vögten von Rothenburg. Die niedern Gerichte waren ausgeliehen, so an den Ritter Hartmann von Ruoda. Später ging

die Vogtei an das Haus von Wissenwegen und an Rudolf von Büttikon über, der 1425 Gericht, Twing und Bann über Langensand-Horw an die Stadt Luzern verkaufte. Die hohe Gerichtsbarkeit über Langensand war bereits seit 1395 durch Verpfändung des Amtes Rothenburg in den Händen der Stadt Luzern. Vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis 1798 gehörte Langensand zur Vogtei Kriens/Horw, in der Helvetik zum Distrikt Luzern und von 1803 an zum Amt Luzern.

Schultheiß und Räte von Luzern gaben den Hof Langensand als Mannlehen weiter; nicht weniger als 14 Lehensträger entstammten dem Horwer Geschlecht Buholzer. Im Jahre 1809 kaufte sich Seckelmeister Dominik Buholzer von den auf dem Hof Langensand lastenden Mannlehen los.

Vom Hof Langensand rührt auch der Familienname Langensand her. August am Rhyn vertrat in einem Aufsatz die Auffassung, daß seit 1380 die Brüder Peter und Ulrich Rupinger, die auf dem Langensand und dessen Umgebung «wirkten», sich fortan nach diesem Hof benannten. Über Jenny (Johann) Langensand vernimmt man aus alten Akten, daß er kein zarter Ehegatte gewesen sein muß: 1398 mußte sich der Rat mit einer Klage befassen, wonach er «sin Wip bi den horen gezogen und uf si getreten sei».

Ein Ast der Familie Langensand übersiedelte später nach Alpnach, das damals auch ein Hof des Klosters Murbach-Luzern gewesen ist. Im Jahre 1565 erhielt dort Uli Langensand das Landrecht. Das Geschlecht stellte in Obwalden im Laufe der Jahrhunderte mehrere Ratsmitglieder. Sieben Angehörige der Familie waren von 1643 bis 1736 Mitglieder des Fünfzehnergerichts von Obwalden. Das Geschlecht ist noch heute in Alpnach weitverbreitet.

Gab es im Langensand und Schönbühl Geister?

Karl Zbinden

I.

Alois Lütolf hat in jahrzehntelanger Arbeit die reichhaltige Sagenwelt der Innerschweiz gesammelt und hierüber ein sechshundertseitiges Werk veröffentlicht.¹ Renward Brandstetter² unterstrich ihren volkskundlichen Reichtum. Kuno Müller³ folgte mit zwei Ausgaben der Luzerner Sagen. Diese Autoren wußten u. a. auch von einer besondern Art von Geistern, den «feurigen Mannen» oder «Züsler» im Langensand und Tribtschen, zu berichten. Im folgenden greife ich auf diese wertvollen Sammlungen zurück, insbesondere aber auf die Kollektaneen von Stadtschreiber Renward Cysat (1545–1614).⁴

II.

Die Züsler-Geister, um Cysat⁵ zu folgen, erschienen der Umgebung in der Gestalt von Menschengesperen: «Darumb man dann ouch bißwylen sicht, zwen oder dry gegen einandern jn uffbrünnendem füwr louffen und anputschen, also dz es ein groß füwr und gneisten gibt, ettwan kompt der dritte zwüschen sy. Anfangs hebt es an mit einem kleinen glüßen, glych wie ein blawes liechtlin, dann so fart es gächling uff und gibt ein füwr, wandlet und schießt hin und wider.» Packend fährt dann Cysat weiter: Vor dem Feuer bewegt sich ein menschliches Gerippe; auf der Seite und durch dessen Rippen, durch die Augenhöhlen, den

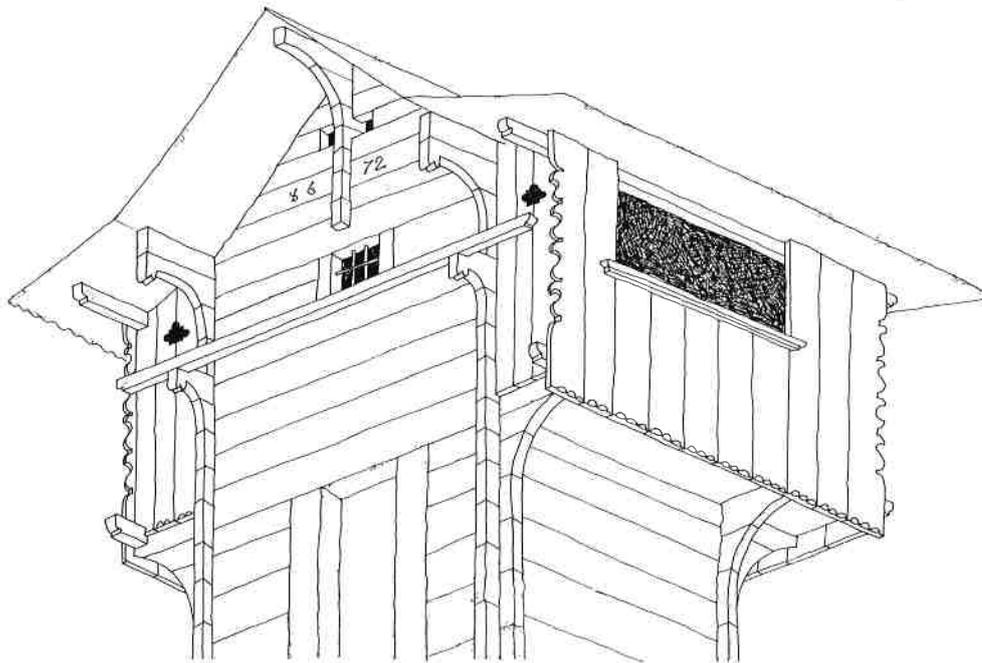
¹ Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug (Luzern 1862).

² in «Renward Cysat, der Begründer der schweizerischen Volkskunde» (Luzern 1909).

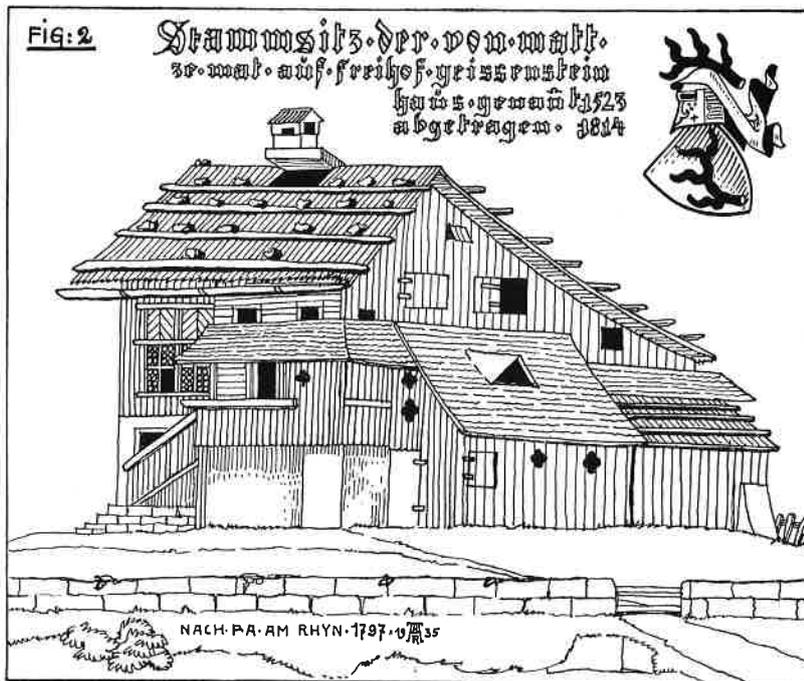
³ Luzerner Sagen (Luzern 1942 und 1964).

⁴ Staatsarchivar Dr. Josef Schmid hat uns die vielseitige Quelle, welche die Kollektaneen darstellen, zugänglich gemacht im Werk «Renward Cysat, Collectanea chronica und denkwürdige Sachen pro chronica Lucernensi et Helveticae» (Luzern 1969f.).

⁵ Schmid, a.a.O. S. 617–618.



Speicher Hirtenhof aus dem Jahre 1672. Diese sehr instruktive perspektivische Darstellung wurde vom Bauernhausforscher Ernst Brunner vor dem Totalbrand von 1973 geschaffen.



«Stammsitz der von Matt ze Mat» auf Freihof Geißenstein aus dem Jahre 1523. Diese Skizze wurde von August am Rhyn 1935 angefertigt. Dargestellt wurde das flachgiebelige, 1814 abgetragene Wohnhaus Obergeißenstein.



Das Gaßhüsli

Nach der mündlichen Überlieferung soll dieses zum ehemaligen Hof «Vordertribschen» gehörende Pächterhaus um 1628 von Landvogt Ludwig Meyer, einem Vorfahre der Meyer von Schauensee, erbaut worden sein. Das Gaßhüsli ist heute im Besitz der Stadt Luzern.

(Photo J. K. Felber)



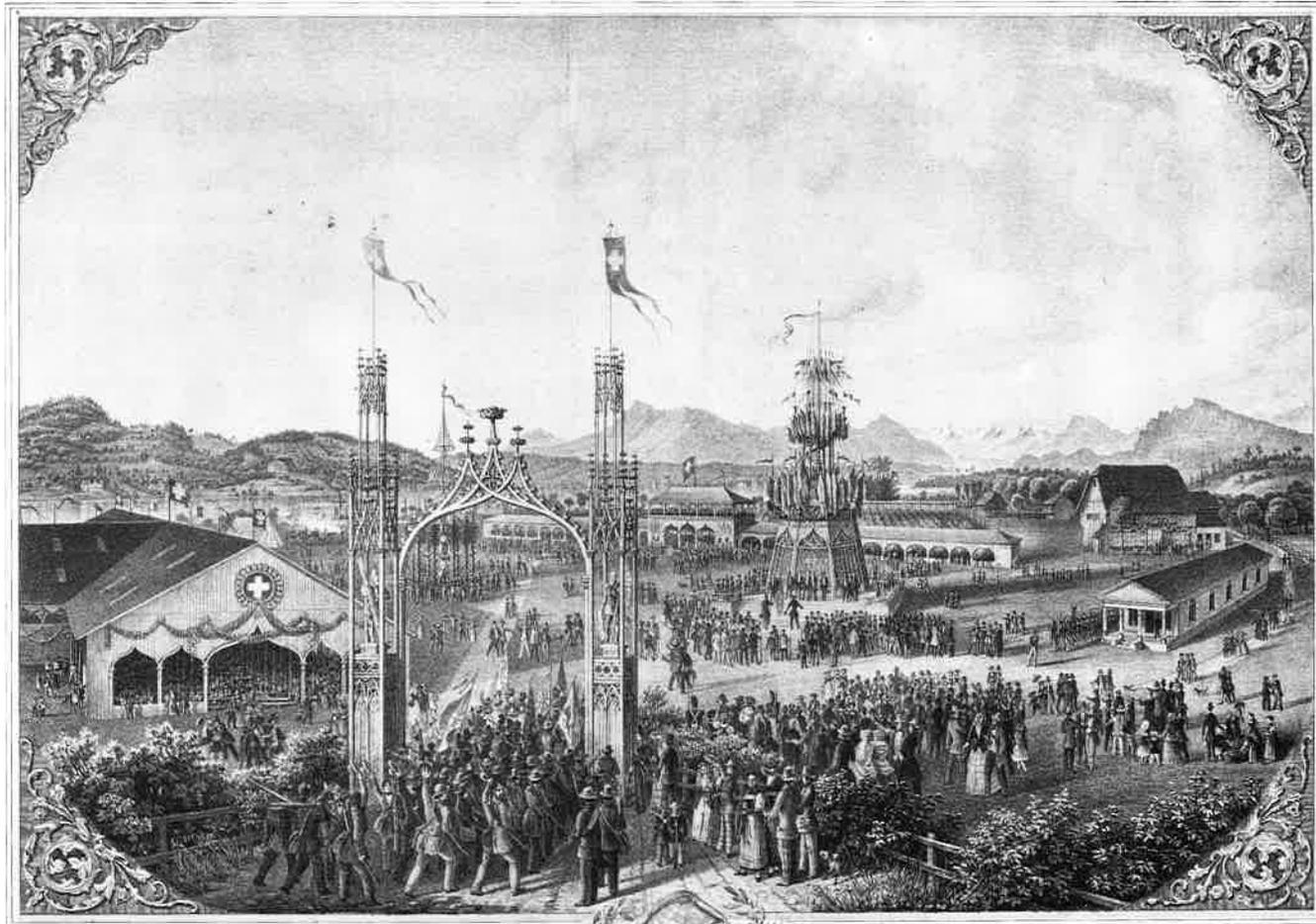
Das am 18. November 1965 einem Brand zum Opfer gefallene Bauernhaus Hirtenhof nach einem Gemälde von Robert Zünd.



Das Bauernhaus Schälhof, genannt «Tiefenhüsli», Geißensteirring 36, abgebrochen 1951.
(Bild Stadtarchiv)



Das Herrenhaus Weinbergli, Kataster 687, stand östlich der heutigen Häuser Weinberglistraße 11 und 13.
Es wurde im März 1936 abgebrochen.
(Klischee QV Hirschmatt-Neustadt-Biregg)



Gilb. bei Rob. Wallis in Luzern.

Labhardt del. & lith.

EIDGENÖSSISCHES FREISCHIESSEN

IN LUZERN, IM JULI 1853.



Während dreier Eidgenössischer Schützenfeste befanden sich der Fest- und Schießplatz östlich des heutigen Bahnhofes auf Rößlimatt und Trib-
schenmoos. (Bild Zentralbibliothek)

Mund, Nase und Ohren lodern Flammen wie durch einen Weidenkorb. Wenn dann die Flammen vergangen sind, liegt der «gluënde» Körper «wie ein abgebrannter Stock in einer rüttj». Also nur noch ein glimmendes Holzstück erinnerte an den nächtlichen Spuk.

Nach dem damaligen Volksglauben mußten jene, die zu Lebzeiten eine unge-sühnte Missetat begangen hatten, nach dem Tod zur Buße am Tatort («an sölchen orten, da der fäl beschehen») wandeln. Von den Züslern hieß es, sie hätten Marchverfälschungen auf dem Gewissen. Bei der Begegnung mit Lebenden sollen die Züsler «mitt wincken und düttèn» die Nachfahren um die erlösende Marchberichtigung gebeten haben.

Für verschiedene innerschweizerische Gebiete ist das Erscheinen solcher lodrender Gerippe überliefert.⁶ Cysat weiß nicht nur vom Hörensagen von den Züslern: Von seiner Wohnung im Mariahilf aus will er häufig beim Einnachten im fernen Moor an der Halde Züsler beobachtet haben.⁷

III.

Bis am 23. Dezember 1609 begegnete Cysat den Beschreibungen Dritter von Züslern mit einigem Zweifel.⁸ Das Erlebnis vom 23. Dezember 1609 beseitigte ihm die letzten Zweifel an der Existenz der Züsler. An diesem Tag fuhr Cysat beim Einnachten in Begleitung vornehmer Stadtherren mit einer Schiffsmannschaft vom Bürgenberg über den Kreuztrichter gegen die Stadt. Beim Kastanienbaum und Langensand, wo weit und breit kein Haus stand und keine Leute in der Nacht mit Lichtern zu gehen pflegten («an orten und enden, da keine hüsler sind, noch lüt nachts mit liechtern wandlent») – ein wertvoller siedlungsgeschichtlicher Hinweis im Vergleich zur heute bald geschlossenen Überbauung –, bemerkten sie am Ufer eine erste Gruppe von drei oder vier Züslern. Anfänglich kleine Gluten gingen in größere Feuer über. In ihrer Mitte schwebten die Züsler. Bei der Weiterfahrt erblickten die nächtlichen «Seefahrer» beim Stutz wieder drei Züsler. Bei ihrem Anblick erzählten die Schiffsleute, daß an diesem Ort auch eine als Grenze dienende Hecke betrügerisch versetzt worden sei. Aber nicht genug: kurz hernach sahen Cysat und seine Begleiter einen weiteren Züsler. Er bewegte sich plötzlich vom Fuß der Biregg bis hinauf zur Höhe des Waldes. Auch dort stand weit

⁶ Lütolf a.a.O. S. 133–138, Brandstetter, a.a.O. S. 46f.; Kuno Müller, 1942, S. 4f. und 1964, S. 12f., Schmid, a.a.O. S. 563, 604, 617f., 645.

⁷ Schmid, a.a.O. S. 618.

⁸ Schmid, a.a.O. S. 617–618: «Ich hab es zwar also jn sinem wert blyben lassen und dannoch noch allwegen ettwas zwyffels ghebt bis letstlich . . . Das beschach den 23ten Decembris des 1609ten jars . . .»

und breit weder ein Haus noch eine Scheune und war nichts als Wildnis («sachen wir einen andern, der gächling uffgieng uff aller höhe dess walds jn der Birchegk, da doch jn söllicher wilde und ruchen, wilden wald weder hüser noch schüwren ze finden, und das zum dritten mal»). Mit dieser Begegnung vermittelt uns Cysat einen weitem siedlungsgeschichtlichen Tip.

Im Tribschengebiet erhob sich noch ein Züsler. Auch er brannte steil auf, wie ein großes Feuer, aber «in krummem Schwung wie eine Rakete». Dann ließ sich der Züsler wieder fallen und glitt über das Wasser. In ungeheurer Schnelligkeit sauste er wie ein Pfeil über den See gegen Kehrsiten hin. Noch lange schaute die Schiffsbesatzung ergriffen dem brennenden Züsler nach. Cysat schließt seinen Bericht: «Disen dingen wir all mit großen verwundern zuogesehen.»⁹ Die Begegnung hinterließ bei Cysat einen nachhaltigen Eindruck. So schrieb er abschließend: «da jchs überflüssig und meer dann gnuog ouch mit guotter mueß jn die 2 stund lang aneinandern sehen können und müeßen, und allem zwyffel damitt ein end gemacht. . .»

IV.

Deutungsversuche

Cysat hat somit auf Grund der Erlebnisse vom 23. Dezember 1609 an die Züsler geglaubt. Was ist davon zu halten? Ist die Existenz von Geistern, und insbesondere von Züslern, zu bejahen oder abzulehnen? Die Parapsychologie¹⁰ bemüht sich um die Erforschung des Hintergrundes der sogenannten Erlebnissagen. Ihre Forschungsergebnisse schließen reale Manifestationen Toter nicht aus. Dagegen soll in den weitaus meisten Fällen der Erlebende Opfer einer subjektiven Täuschung gewesen sein.

War Cysat am 23. Dezember 1609 auch das Opfer einer solchen geworden? Während beim bekannten Thuner Spuk der sechziger Jahre Zeugen und psychologische Sachverständige einvernommen und ein Augenschein unter Mitwirkung von Experten durchgeführt werden konnten, ist man hinsichtlich der Züsler einzig auf die Kollektaneen Cysats angewiesen. Prima facie ist dies dürftig, denn die Kollektaneen sind 365 Jahre alt. Und doch bieten sie beim nähern Zusehen in der Hand des Psychologen und Parapsychologen wertvolles Beweismaterial.

⁹ Schmid, a.a.O. S. 619.

¹⁰ Ranke F., Volkssagenforschung (Breslau 1935); Moser Fanny, Okkultismus, Täuschungen und Tatsachen (Zürich 1935); Moser Fanny, Spuk, Irrglaube und Aberglaube (Zürich 1958); Volmar F. A., Berner Spuk und Mysteriöses aus dem Wallis (Bern 1969); Burkhardt Heinrich, Zur Psychologie der Erlebnissage (Zürcher Diss. 1951).

So hielt Cysat vorab fest, daß ihm schon von Dritten entsprechende Wahrnehmungen über die Erscheinung von Züslern gemeldet worden sind.¹¹

Kuno Müller fragte sich bei der Suche nach der psychologischen Erklärung der Geistererscheinung an anderer Stelle: «Soll nicht der einsame Wanderer, dem von Jugend auf erzählt wurde, daß an einer unheimlichen Stelle des Weges ein Gespenst sein Unwesen treibe, im Geräusch der Blätter, im Schattenspiel der Bäume, im Wetterleuchten des Mondes geisterhafte Gestalten erblicken?»¹²

Psychologisch kommt in diesem Zusammenhang dem Bericht Cysats besondere Bedeutung zu, wonach die Schiffsleute bei Beginn der Fahrt die Ereignisse vorausgesagt haben.¹³ Hat diese Voraussage bei der damaligen Geistergläubigkeit und bei den besondern Umständen der Fahrt – mehrstündige, nächtliche und winterliche Fahrt über den einsamen See – zu einer seelischen Spannung der Bootsbesatzung und der Fahrgäste geführt? Ließ dieser psychische Druck die Besatzung bei der Wahrnehmung einer ungewohnten Naturerscheinung im Widerlicht des Mondes Geister sehen?

Beachtlich ist auch eine weitere Notiz Cysats¹⁴: «War jst es, das nit alle menschen solche ding – oder doch uffs wenigst nit so schynbarlich – sehen könnent, wie es dann grad mir selb begegnet. . .»

Cysat gibt also zu, daß nicht alle Mitfahrer, die die Züsler hätten sehen können, sie wahrgenommen haben.

Trotz des damals weitverbreiteten Aberglaubens gab es schon zu Cysats Zeiten Gelehrte, die die Wahrnehmungen über Geistererscheinungen kritisch aufgenommen und bezweifelt haben. Im C. Fol. 216v hielt nämlich Cysat selbst fest¹⁵: «Von den züsler oder füwrigen mannen, die sich nachts sehn lassent. Von disem handel wäre wol vil ze schryben und ze sagen. Jst ouch ein großer stryt darumb bei ettlichen geleerten, wie jchs dann ettliche malen hab hören disputieren. Ettliche haben wöllen, es seyen ignes fatui oder mortui, todtne füwr und nur exhalationes oder uffbläst uß der erden.»

Das Material, das Cysat in den Kollektaneen selbst zur Verfügung stellt, ist wertvoll. Es wird die Überprüfung der Frage gestatten, ob am 23. Dezember 1609 vorhandene oder durch das besondere Milieu angeregte Spukkräfte mitgewirkt haben.

Versöhnend und bescheiden schließt Cysat seine Notizen über die feurigen Mannen: «Diß stat nun ouch by den geleerten zuo erforschen und ußzelegen».¹⁶

¹¹ Schmid, a.a.O. S. 617f.

¹² Kuno Müller, 1942, S. VIII.

¹³ Schmid, S. 619: «da die schiffslüt uns der sachen anfangs verwarnet.»

¹⁴ Schmid, a.a.O. S. 618.

¹⁵ Schmid, a.a.O. S. 618.

¹⁶ Schmid, a.a.O. S. 618.

Die Frage: Sind Geistererscheinungen – daß es sie geschichtlich gegeben hat und auch heute noch gibt (Thuner Spuk!), ist nicht zu bezweifeln – subjektive psychische Leistungen jener, die sie wahrzunehmen glauben, oder sind sie objektive Wirklichkeiten? – diese Frage ist für die Geister in unserm Quartier noch ungelöst.

Man setzte sich nicht zur Aufgabe – eine parapsychologische Aufgabe –, die Frage zu lösen. Man hat einige Komponenten zusammengetragen, die dem Parapsychologen die Lösung des übersinnlichen Phänomens in unserm Fall erleichtern. Non liquet! Wie die antiken Juristen sagten: Die Sache ist noch nicht spruchreif.

V.

Noch im 20. Jahrhundert soll es im Schönbühl gegeistert haben

Das Schönbühl hatte den prächtigsten Naturstrand weit und breit. Zwar untersagte ein amtliches Verbot des unvergeßlichen Gerichtspräsidenten Melchior Schürmann dort das Baden. Weil wir gelegentlich den dortigen Landwirten beim Heuen oder Emden halfen, galt das Badeverbot für uns von den sonnigen Bireggböden nicht. So zog es die Bireggbuben an schönen Sommertagen nach dem Spruch «Es lächelt der See, er ladet zum Bade» eben an diesen Strand.

Der Weg zur Schiffshütte mit der nahen Pappel und zum Strand führte von der Langensandstraße an einem alten Riegelhaus vorbei. Heute steht an seiner Stelle das Hochhaus Matthof. Das alte Riegelhaus hieß im Volke während Jahrzehnten «s Geisterhüsli».¹⁷ Dort verbrachte ein alter Knecht namens N. S., wohl mit seiner Schwester, den Lebensabend. Er erzählte uns Buben mehr als einmal, daß im Geisterhüsli in gewissen Zeiten ein Geist umgehe. Die ältern Buben lachten ungläubig. Den jüngern gab die Eröffnung zu denken.

¹⁷ Dr. Felix von Schumacher stellte uns liebenswürdigerweise das Bild auf S. 37 zur Verfügung.

Die Kapelle Vorderrain

Isabelle Rucki

Beim Tribschenmoos an der Langensandstraße steht die Kapelle am Rain (auch Hübeli genannt). Bereits 1661 erscheint sie in der Beschreibung des Vierwaldstättersees von Renward Cysat unter dem Titel «Peter und Maria». Die Hauptdaten sind auf einer Votivtafel im Vorzeichen und am Altar inschriftlich festgehalten. Danach geht die Gründung der Kapelle auf eine Entdeckung des Ratsherrn Wendel Schumacher zurück, der an dieser Stelle in einer Nacht drei Lichter gesehen haben will. Bei der daraufhin durchgeführten Nachgrabung fand er im Boden unter altem Gemäuer eine Bildtafel der Muttergottes zum Schnee mit dem heiligen Antonius dem Einsiedler und errichtete 1654 an dieser Stelle die Kapelle. Auf die Muttergottes und den Eremiten Antonius beziehen sich auch Bilder auf der Votivtafel und im Innern der Kapelle. Es handelt sich hier somit um eine Marienkapelle, in welcher der Nebenpatron Antonius als Schutzpatron der Bauern und Hirten den damals ländlichen Verhältnissen der Gegend entsprechend dargestellt ist. (Dem heiligen Eremiten Antonius war auch je eine Kapelle in der Senti und beim Weggistor geweiht.) – 1744 ließen Kaspar Schumacher und 1843 Felix Emanuel Schumacher die Kapelle renovieren. Im Jahre 1874 wurde sie auf Geheiß von General Felix von Schumacher vergrößert und 1923 durch Emilie Schumacher-von Linden restauriert.

Zur Beschreibung der Kapelle: Am Fuße eines steilen Hügels, auf dem sich der zugehörige Bauernhof erhebt, steht in einer Baumgruppe die Kapelle. Auf zwei neuromanischen Säulen ruht das Vorzeichen mit der Votivtafel, die die Auffindung des Gemäuers um 1654 darstellt. In den Wolken erkennt man Maria und Antonius. An das rechteckige Schiff schließt sich ein eingezogenes Chörlein mit halbrunder Apsis an. Beide Räume sind mit einem Kreuzgratgewölbe überdeckt. Der barocke Altar mit einem korinthischen Säulenpaar ist mit großen geschnitzten Akanthusranken dekoriert. Auf der Altarplatte befindet sich ein bewegtes, bunt gefaßtes Holzrelief, Mariä Verkündigung darstellend. Das Altarbild der Muttergottes scheint später hinzugefügt worden zu sein. An den Seitenwänden befinden sich zwei rechteckige Ölgemälde aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt sind die Flucht nach Ägypten in einer Ruinenlandschaft und die Heim-

suchung Mariä, beide mit dem Wappen des St. Urbaner Abtes Malachias Glutz (1706–1726) ergänzt. Die zwei Bilder stammen von Franz Karl Stauder aus Konstanz, der das eine mit «F. C. Studerius pinxit» signiert hatte. Zwei handwerkliche Bilder stellen die Muttergottes und Antonius den Eremiten dar. Die versilberte Ampel trägt die Stifterinschrift des Matthias Ziswiler, Amtsschreiber zu Ruswil 1749.

Die ehemaligen Randgebiete der städtischen Siedlung weisen noch mehr alte Gebetstätten auf. Leider sind sie durch Überbauung fast untergegangen. Vor allem den alten, teils noch lebenden Luzerner Patrizierfamilien ist es zu verdanken, daß diese Bethäuser, um deren Pflege sich diese Familien verdient gemacht haben, noch stehen.

Die erste Karte des Tribschengebietes

Karl Zbinden

I.

Die Beschäftigung mit der historischen Topographie, wie sie Paul Hilber¹ verstanden hat, wäre – nicht nur auf ein Land oder einen Kanton, sondern auf ein Wohngebiet oder Quartier bezogen – zweifellos eine dankbare Aufgabe. Für Tribtschen wäre dabei vom Grundriß der Stadt Luzern aus dem Jahre 1250 auszugehen, wie er in der Festschrift des SIA 1893 auf Grund archivalischer Studien rekonstruiert worden ist. Angesichts der siedlungsgeschichtlichen Bedeutung dieser Rekonstruktion gelangte sie in verschiedenen quartiergeschichtlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre zur Wiedergabe.² Nach diesem Grundriß sind für das Jahr 1250 im Tribtschengebiet keine Wohnhäuser, Scheunen usw. anzunehmen.

Der «Grundriß der löbl. Stadt Luzern» aus dem Jahre 1765 berichtet nur von zwei Bauten im Tribtschengebiet. Von welcher Art sie waren, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich werden es Scheunen oder ähnliche Bauten gewesen sein. Der Kupferstich von David Herrliberger in seiner «Neuen Topographie der Eydgenossenschaft» (1754–1773) ist vom Weinbergli aufgenommen: Im Vorgebäude bemerkt man keine Gebäulichkeiten. Das bestätigt auch Franz Xaver Schumachers Stich «Die Herrschaft Himmelrich» (1785) mit der damaligen freien Sicht in die Tribtschenrieder. Das Aquatinta-Panorama, gezeichnet von F. Schmid und gestochen von F. Hegi um 1835, zeigt die Anfänge der Besiedlung des Hirschmatt- und anschließenden Tribtschengebietes.³

Das sind einige der alten Stadtansichten, die historisch über die Besiedlung der Tribtschen Auskunft geben. Das Gebiet «hinter der Gaß» tritt erst im Zusammenhang mit Darstellungen des Fideikommißgutes am Rhyn/Tribtschen auf Kupferstichen, Lithographien, Radierungen und vor allem auf Photographien in den

¹ Paul Hilber in seinem Werk «Die historische Topographie der Schweiz» (Frauenfeld 1927).

² Hirschmatt-Neustadt-Biregg, Band I, Tafel 3; Hochwacht und Hof, S. 16.

³ Vorliegend auf S. 237.

Vordergrund. Daraus ergibt sich die fast explosionsartige Überbauung des Gebietes in den letzten Jahrzehnten.

II.

Johann Leopold Cysat (1601–1661)⁴, ein Enkel des im vorliegenden Band wiederholt erwähnten Stadtschreibers Renward Cysat⁵, diente dem Staat Luzern in verschiedenen Aufgaben, so als Großrat (1648), Vogt von Weggis (1649–1653) und Beromünster, Gerichtsschreiber, Kleinrat (1659), Stadtschreiber usw. Er hat im Jahr 1661 ein 200seitiges Buch veröffentlicht, nämlich die «Beschreibung des berühmten Lucerner- und Vierwaldstättersees sampt dero Graentzen in Loeblicher Eydgenößschafft catholischer Orten gelegen und dessen Fürtrefflichen Qualiteten und sonderbaaren Eygenschaften . . . , . . . mit einer General-See-Charten sampt andern Kupferstücken geziehret und beschrieben im 1645. Jahr.» Originell und mit viel Fleiß und Sachkenntnis⁶ hatte er dort den Vierwaldstättersee und seine Umgebung beschrieben. Im Anhang enthält das Buch eine großformatige Landkarte, eben die auf dem Titelblatt erwähnte großformatige «General-See-Charten».

Natürlich ist die «General-See-Charten» Johann Leopold Cysats von 1645/1661 nicht maßgerecht. Sie hält den Vergleich mit den modernen Landkarten der Eidgenössischen Landestopographie und anderer Institute der letzten Jahrzehnte nicht aus. Trotzdem ist dieses Werk ein siedlungsgeschichtlich sehr wertvoller Vorläufer, wenn man das Tribschengebiet und seine nähere Umgebung ins Auge faßt.

III.

Johann Leopold Cysat versah auf der Karte wichtige Punkte am Vierwaldstättersee und seiner Umgebung mit großen lateinischen Buchstaben oder mit arabischen Ziffern. Auf dem rechten Ufer ist beispielsweise mit A das Gesamtgebiet der Stadt Luzern markiert, mit B die Hofkirche zu St. Leodegar, mit C die heute bis auf den Sodbrunnen verschwundene Arburg im Allenwindengebiet, über die Walter Steffen kürzlich im Buch «Hochwacht/Hof» (S. 52 ff.) geschrieben

⁴ Historisch-Biographisches Lexikon, Band II, S. 658.

⁵ Karl Zbinden, Renward Cysat (1545–1614), in «Große Verwaltungsmänner der Schweiz», Solothurn 1975, S. 41 f.

⁶ Pfyffer, Geschichte des Kantons Luzern, 1. Band, S. 327. Grüter, Geschichte des Kantons Luzern im 16. und 17. Jahrhundert, Luzern 1945, S. 537.

hat. Unter D sieht man die Wartenfluh usw. Uns interessiert aber das linke Ufer des Luzerner Seebeckens. Darauf beziehen sich die arabischen Ziffern 186–205. Dem Text (S. 254f.) fügt J. L. Cysat bei einigen Ortsbezeichnungen wertvolle Feststellungen an.

Von der Horwer Bucht des Vierwaldstättersees aus folgen wir den dort angebrachten Ziffern. Gelegentlich begnügen wir uns nicht mit der Legende der Landkarte, sondern geben das wieder, was Cysat auf S. 254ff. hierzu zu berichten weiß:

185: «Winckel Dörffli» «sambt Capellen».

186: «Horb Dorff» / «Dorff und Pfarrkirchen zu Horb».

187: «An der Rüti».

188: «Eck am Spissen» / «zu äußerst an dem Ecken, genambt Spissen, an welchem Promontorio oder Vorspitzen man sich gegen Mittag wendet».

189: «Hauß und Capell».

190: «Bey dem Kestenbaum».

191: «Bey dem Krämerstein».

192: «S. Niclaus am langen Eck» / «S. Niclaus am Langeneck».

193: «Langensand». Auf S. 255 spricht J. L. Cysat vom Dorf Langensand.

194: «Hasli», im Text «im Haßlin». Cysat schreibt hierzu: «Hier wendet sich die Schifffahrt nach dem Niedergang gegen die Statt Lucern.»

195: «Wyß und Blaw Schiff». Auf S. 255 ergänzt unser Kartograph diesen knappen Text der Legende: «Wird ein Schiffbruch in der Charten angedütet / da soll vor Jahren ein Schiff / welches weyß und blaw gemahlet und die Obrigkeit der Statt Lucern / für müeßige und liederliche Leuth machen / und selbige mit der zufuhr / Stein und Sands / ihre Fähler abbüeßen lassen / zugrund gegangen seyn.»

Der Kanton Luzern unterhielt im 16. Jahrhundert als Strafmittel eine Art Galeere⁷. Kasimir Pfyffer gibt dort eine Stelle aus dem Ratsprotokoll von 1583 (Fol. 376) wieder: «Wegen liederlichen unnützen Gesellen zu Stadt und Land, die nur ander Lüt ansetzen, alles verludern und nicht arbeiten, von MGH angesehen, daß Hr. Baumeister einen besondern Nawen, in der Größe wie der Knechten Nawen machen lassen und eine Anzahl bestimmter dergleichen Leuten darin getan werden sollen, Stein zu führen und sollen selbe aus dem Spital mit Muoßund Brod auf MGH Unkosten erhalten werden.»

Nach einiger Zeit verunglückte dieses Strafschiff⁸ auf dem Wasser, soll aber wieder hergestellt worden sein. Im Ratsprotokoll von 1610 Fol. 272, wurde letztmals das Strafschiff erwähnt: «Das Ansehen der tütschen Galeeren, wie man es namset, wiederum ernüwert.» – Dieser Schiffbruch, den J. L. Cysat erwähnt,

⁷ Kasimir Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern (Luzern 1850), I, S. 313.

⁸ Pfyffer, a.a.O., S. 313, Nr. 129.

dürfte an das Unglück einer Strafgaleere im Luzerner Seebecken erinnern. Später schickte Luzern, wie auch andere Kantone, seine Sträflinge auf ausländische Galeeren, so auf savoyische, französische, spanische und andere.

196: Capellin S. Carol. «Capellen S. Carols und S. Niclaus».

197: «S. Niclausen Capellin».

198: «Der Stutz, ein schöner Sommer- und Adelicher Sitz, Garten und Güeter».

199: «Capellen S. Petri und V. L. Frawen».

200: Schönenbüel Hoff. «Der Hoff Schönenbühl».

201: Hoff Tribsche. «Der Hoff und Capellen zu Tribschen vor Zeiten der Edlen diß Nammens».

202: Holtzhoff. «Der Holtzhof und Geißbühl».

203: Obergebeneck. «Hoff Obergebeneck».

204: Untergebeneck. «Unter Gebeneck».

205: Hoff in der Lachen. «Hoff in der Lachen».

Josef Anton Felix Balthasar unterstrich in seinem 1785 erschienenen Buch «Historische, topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Kantons Luzern» die Bedeutung der Vierwaldstättersee-Karte J. L. Cysats (I S. 14/15).

Die Karte von Johann Leopold Cysat aus den Jahren 1645/1661 ist siedlungsgeschichtlich interessant. Sie meldet uns zahlreiche Höfe am linken Seeufer vom Spissen bis zur Stadt. Er läßt seine Fahrt über den See fast modern ausklingen (S. 255 f.): «Hiemit haben wir unsere Schiff- und Seefahrt / mit continuierlichem beständigem / schönen Meyen- und Sommerwetter / mit frewden und großer Ergötzlichkeit vollendet / als wir aber zu Land kommen / habent wir befunden / daß uns weder Wein noch Bier ersawert / auch kein Bißcot ergrawet / maßen wir keines austragens der Proviand bedörffen / weilen wir zuvor / bey dem Stutz under einer schattenmachenden grünen Stauden, alles aufgezehrt habend.»

Also, schon die alten Schweizer verstanden großartig zu picknicken!

Herrensitze im Tribschengebiet

André Meyer

I.

In unserer Zeit, wo die Architektur fast nur mehr den Typus des Hochhauses und des erdgeschossigen Bungalow-Einfamilienhauses kennt, üben die behäbigen, sehr oft schloßartig ausgebauten Landsitze mit ihren ausgedehnten Garten- und Parkanlagen jene unbeschreibliche Faszination vergangener Zeiten aus. Dort, wo sich ihre Gartenanlage erhalten hat und der Baukörper durch Um- und Überbauung in seiner Wirkung nicht entstellt ist, entsteht das naturnahe Bild einer Zeit, die wir zerstört haben und von der wir dennoch glauben, sie sei eine glücklichere gewesen.

Die Anfänge der stadtluzernischen patrizischen Landsitze liegen noch weitgehend im dunkeln. Die meisten der auf uns gekommenen Herrensitze datieren aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Seit jeher aber haben wohl einflußreiche Stadtbürger Land- und Bauerngüter vor den Mauern der Stadt besessen und davon Zinsen und Abgaben bezogen. Kleinere Güter wurden von den Besitzern mehrheitlich selbst bewirtschaftet, größere in Pacht gegeben. Die Gebäulichkeiten, Pächterwohnung und Ökonomietrakte, waren noch einfache Holzbauten. Der Begriff des herrschaftlichen Landhauses scheint erst mit der Bildung des Patriziats im 16. Jahrhundert entstanden zu sein. Es ist bezeichnend, daß die Luzerner Herrensitze zu keiner Zeit eine einheitliche Architektursprache gefunden haben. Sehr oft wurden nämlich zu Beginn der Entwicklung bestehende Bauernhäuser und Ökonomiebauten von der Herrschaft übernommen und ausgebaut oder aber einem allfälligen Neubau integriert. Bei Um- und Neubauten fand der Steinbau – lange Zeit ein Attribut herrschaftlicher Bauweise – rasch Verwendung. Es entstanden in der Folge Steinbauten, die in vielen kleinen Details immer wieder ihr Hervorgehen aus der ländlichen Architektur bekunden. Noch im Barock behielt die Landhausarchitektur mit Giebeldach und Krüppelwalm und den malerischen Klebdächlein ihre Bedeutung bei der Gestaltung der Herrensitze. Eine neue Bauform taucht erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Ausländische Einflüsse, welche sehr oft durch einheimische, aus fremden Kriegsdiensten zurückgekehrte

Baudiletanten vermittelt wurden, werden nun deutlich spürbar. Das Hauptmotiv dieser neuen herrschaftlichen Bauweise ist das geradlinig oder konkav gebrochene Walmdach über quadratischem oder querrrechteckigem Grundriß; es entsprach dem französischen Dixhuitième. Noch etwas später treffen wir auf das französisch geprägte Mansarddach, eine Weiterentwicklung des gebrochenen Walmdaches. Viele ältere Häuser wurden diesem neuen Zeitgeschmack entsprechend umgebaut und erhielten erstmals eine etwas reichere Ausstattung. Eine Reihe neuer Landsitze entstand im 19. Jahrhundert. Sie alle unterscheiden sich in ihrer Gesinnung und Bauweise grundlegend von den älteren Herrnsitzen. Bewußt auf Repräsentation gestaltet, entstanden sie in Form einer schloßartigen Anlage (Schlößchen Meggenhorn) oder auch als herrschaftliche, südländisch geprägte Villen (Villa Bellerive). Träger dieser neuen Architekturgattung waren Industrielle mit bedeutenden finanziellen Möglichkeiten sowie Emporkömmlinge des wirtschaftlich und gesellschaftlich erstarkten Bürgertums.

Landsitze entstanden zu beiden Seiten des Luzerner Armes des Vierwaldstättersees. Das nördliche sonenseitige Seeufer, welches von Hügeln umsäumt ist und einen guten Baugrund besitzt, wurde dem flachen südlichen Seeufer immer leicht vorgezogen. Das Tribtschen- und Langensandgebiet war ehemals Sumpf- und Schottergebiet, das immer wieder von Überschwemmungen heimgesucht wurde. Bezeichnenderweise finden sich denn auch hier die älteren Landsitze in erhöhter Lage auf Felsrippen gebaut.

Außerhalb des Stadtbannes, heute auf Gemeindegebiet von Horw, dominiert direkt über dem See der einstige Edelsitz der Herren von Fleckenstein (heute Villa Stutz). An der Stelle des im Jahre 1632 von einem am Rhyn erbauten Hauses soll bereits früher ein Herrnsitz gestanden haben. 1667 kam das Gut an die von Fleckenstein. Das heute völlig umgebaute und aufgestockte Herrenhaus ist uns in einem Stich von David Herrliberger erhalten geblieben, so daß wir genaue Anhaltspunkte über den ursprünglichen Zustand besitzen. Die imposante Anlage umfaßte das turmartige Herrenhaus mit geschweiftem Satteldach und Treppenturm, ein Pächterhaus, eine Kapelle und einen gegen den See von einer hohen Mauer eingefassten Garten mit Pavillon und Ecktürmchen. Der Garten war wohl mit Rabatten und Hecken künstlerisch gestaltet. Von diesem malerischen, hoch über dem See gelegenen Herrnsitz sind der Gartenpavillon, ein zierlicher kleiner Rundbau mit neun toskanischen Säulen, und die kleine Kapelle mit schmuckem sechsseitigem Dachreiter erhalten. Das nahegelegene Pächterhaus, ein alter Luzerner Ständerbau mit Riegelwerk in den Giebelflächen, wurde 1946 verputzt und umgebaut. Am wenigsten ist vom alten Herrenhaus erhalten geblieben. Originale Bausubstanz findet sich hier nur noch in der dicken Fundamentierung. An einigen Stellen sind auch Teile des aufgehenden Mauerwerks alt.

Nicht direkt über dem See, dafür aber in burgähnlicher aussichtsreicher Lage

über einer schroffen Felsenrippe steht das bis ins 14. Jahrhundert zurückreichende Gut «Geißenstein». 1623 hat Niklaus Schwytzer den Edelsitz erworben und sich ein neues, nahezu quadratisches Herrenhaus gebaut. 1755/56 hat dann Franz Heinrich Schwytzer das Haus westwärts verlängert und ihm sein heutiges Aussehen gegeben. Im ältesten Teil des Hauses liegt an der Ostseite im Erdgeschoß die Hauskapelle. Der gedrückte spätgotische Kielbogeneingang trägt die Wappen Schwytzer-von Sonnenberg und die Jahrzahl 1623. Die strenge, wohlproportionierte Hausfront gehört mit ihren sieben Fensterachsen zu den bemerkenswertesten Leistungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Stadt Luzern. Die ruhige äußere Erscheinung ist ganz von Zurückhaltung geprägt; einzig die Eckquadratur und das mächtige geschweifte Walmdach setzen einige wenige belebende Architekturakzente. Irgendwelche Elemente der älteren Landhausarchitektur, wie etwa die malerischen Klebdächlein, haben sich hier nicht mehr entfaltet. «Geißenstein» besitzt keinen organisch gewachsenen, sondern einen systematischen Grundriß und, davon abhängig, eine klare Fassadengestaltung mit axialem Fassadenportal. Dadurch ist freilich bereits ein wichtiger Schritt in Richtung der Verstädterung des herrschaftlichen Landhauses getan. Das gleiche Bestreben, den einfachen Baukubus zu betonen und die Symmetrie zu wahren, zeigt das 1772 erbaute «Himmelrich» an der Obergrundstraße. Das Landgut «Geißenstein» ist das am besten erhaltene und architektonisch bedeutendste Herrschaftsgut des Tribschen- und Langensandgebietes. Das bekannteste Gut des Quartiers ist zweifellos das Tribschengut, welches durch den Luzerner Aufenthalt des bedeutenden Komponisten Richard Wagner internationale Berühmtheit erlangte.

II.

Der Herrnsitz «Tribschen» und das Richard-Wagner-Haus

Von 1182 bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts soll das Tribschengut den «Edlen zu Tribschen», einem Dienstmannengeschlecht des Benediktinerstiftes im Hof Luzern, gehört haben. 1554 starb das Geschlecht aus. Als neuer Besitzer des Gutes «Tribschen» wird Hauptmann Niklaus Cloos genannt, der es im Jahre 1581 erwarb. Unter Niklaus Cloos wie auch unter dem späteren Besitzer Leodegar Pfyffer bestand wohl das Gut als bäuerlicher Hof weiter. Erst mit Ludwig Meyer von Schauensee (gest. 1663), der das Landgut im Jahre 1623 erwarb, besitzen wir sichere Anhaltspunkte, daß er das am südlichen Seeufer gelegene, von einer Felsenrippe durchzogene Landgut zu einem herrschaftlichen Sitz umgebaut hat. Zum Herrschaftshaus gehörte auch eine Kapelle, die er später in seinem Testament ausdrücklich erwähnt hat. Der Kern des heutigen Hauses dürfte mit dem von Ludwig Meyer erbauten identisch sein. Im übrigen müssen wir uns das Wohnhaus als ein

ländliches Giebelhaus vorstellen. Eine erste zuverlässige Ansicht des Herrschaftssitzes «Tribschen» hat uns David Herrliberger in seiner 1754–1773 erschienenen Topographie überliefert. Seine baugeschichtlich exakte Aufnahme zeigt den Zustand, wie er um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestanden hat, nachdem die neue Besitzerin Frau Coelestin am Rhyn-Meyer von Schauensee einige bauliche Veränderungen vorgenommen hatte. Bei Herrliberger erscheint das Haus als ein einfaches, rechteckiges Giebelhaus von drei Geschossen mit Krüppelwalm und als Überbleibsel bäuerlicher Architektur schmale Klebdächlein unter jeder Fensterreihe. Herrschaftliches Gepräge erhielt das Haus durch klare Grundriß-, Achsen- und Symmetriebildung, durch die großen in der Achse liegenden Hauseingänge und durch den von Mauern eingefassten Ziergarten, der die Kapelle in die Gestaltung miteinbezog. Die originelle Mischung von städtischem Patrizierhaus und ländlichem Bauernhaus, wie sie für die älteren Herrenhäuser unserer Gegend so typisch ist, verlieh dem Gebäude einen hohen malerischen Wert und ein harmonisches Sich-Einfügen in die noch fast ausschließlich ländlich geprägte Umgebung. Marie-Sophie von La Roche, eine dem Goethe-Kreis nahestehende Schriftstellerin, schrieb 1784 in ihr Tagebuch über Tribschen: «Eben sehe ich Tripschen, das Schloß des Schultheißen von Amrhyn, es hat, weil nach alter Bauart um jedes Stockwerk ein vorragendes Dach läuft, völlig das Ansehen eines Chinesischen Hauses, welchem nichts als die Glöckchen fehlen, besonders in dem Augenblick, wo man es zwischen zwey Ulmen sieht.» Die für den Fremden ungewohnten Klebdächlein, welche die Dame an die Chinoiserien des Rokokos erinnern ließen, sind hier natürlich von der einheimischen Bauernhausarchitektur übernommene Motive. In diesem ländlich barocken Zustand blieb Tribschen bis um das Jahr 1800 erhalten. Abermals erfolgten tiefgreifende bauliche Veränderungen, die dem Haus sein heutiges Aussehen verliehen. Das hohe Sockelgeschoß erhielt an der Schmalseite drei und an der Längsseite fünf Achsen einfacher Rechteckfenster. Diese Fensterteilung wurde über alle Stockwerke einheitlich durchgezogen. Dem französischen Geschmack entsprechend wurde das ursprüngliche Satteldach durch ein ausladendes, leicht geknicktes Walmdach ersetzt. Seit 1788 war das Haus eine Fideikommißstiftung und konnte demnach nicht mehr veräußert werden. Unter den zahlreichen Mietern, welche hier logiert haben, war Richard Wagner mit Abstand der berühmteste Gast. Er brachte von 1866 bis 1872 das stille Haus am See zu neuem, internationalem Leben. Seither ist der Herrnsitz Tribschen auf immer mit dem Namen des berühmten Musikers Richard Wagner verbunden. 1932 erwarb die Stadt Luzern die Liegenschaft und richtete 1933 ein Richard-Wagner-Museum ein.

Das Rad der Zeit hat sich auch auf dem Tribschengut gedreht. Die in Jahrhunderten vorgenommenen baulichen Veränderungen haben das Äußere des Landhauses vielfach umgestaltet und noch weit stärker das Hausinnere. Von der ur-

sprünglichen Zimmereinteilung blieb kaum mehr etwas erhalten. Die heutige Innenausstattung stammt durchwegs aus dem 19. Jahrhundert. Allfällige barocke Dekorationen fielen dem tiefgreifenden Umbau um 1800 zum Opfer. Der besondere Reiz des Tribschengutes ist heute weniger ein architektonischer als ein historischer, vor allem aber ein landschaftlicher. Das ländliche Idyll, welches Haus und Garten bilden, besitzt mehr als nur Erinnerungswert an die herrschaftlichen Herrensitze um Luzern; es ist noch heute Ausdruck echter Naturschönheit, von der Richard Wagner an König Ludwig II. schrieb: «Wohin ich mich aus meinem Hause wende, bin ich von einer wahren Wunderwelt umgeben: ich kenne keinen schöneren Ort auf dieser Welt, keinen heimischeren als diesen.»

Literaturhinweise:

Robert Kaufmann, Das Richard-Wagner-Museum Tribtschen in Luzern (aus: Luzern im Wandel der Zeiten, Heft 10, Luzern 1958). – *Xaver von Moos*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Bd. 1, Basel 1946. – *Adolf Reinle*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Bd. III, Basel 1954. – *August am Rhyn*, Das Gaß-Käpeli ze Matt auf dem Freihof Geißenstein. In: Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde, Bd. 1, S. 23–33.

Bäuerliche Bauten im Biregg- und Tribschengebiet

Johann Konrad Felber

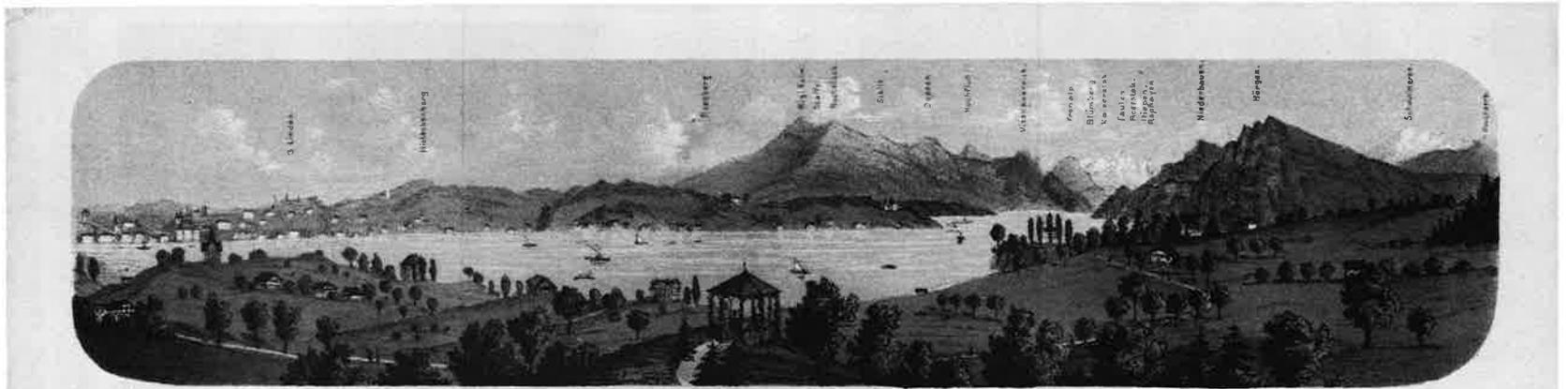
Die heutige Überbauung von Biregg–Tribtschen–Langensand läßt nahezu vergessen, daß weite Teile innerhalb der Stadtgrenzen, im besondern auf dem linken Ufer, bis ins 20. Jahrhundert landwirtschaftlich genutzt wurden. Als die Landwirtschaftsbetriebe längst aufgegeben waren, überlebten einige Wohnbauten und auch Scheunen und Speicher bis in die letzten Jahrzehnte. Von diesen soll hier eine Auswahl beschrieben werden.

Die bäuerlichen Heimwesen im Stadtgebiet unterscheiden sich keineswegs von den Wohnbauten im südlichen Kantonsteil. Es sei hier festgehalten, daß im nördlichen Kantonsgebiet (Verbreitungslinie nördlich vom Napf bis Sursee) das sogenannte «Hochstudhaus» beheimatet war. Merkmale dieses Hochstudhauses sind zwei oder drei mächtige Stüde (Holzsäulen) in der Mittellinie des Hauses vom Boden bis zum First. Die steil abfallenden Dachflächen sind über Wohnteil, Tenne und Stall heruntergezogen. Dieser Haustyp dürfte auf Stadtgebiet nicht nachzuweisen sein.

Wesentlich anders konzipiert ist der Haustyp im südlichen Kantonsteil. Hier verleihen die Außenwände dem ganzen Bau einen festen Halt (Strick- oder Ständerbau). Mit Recht wird diese Konstruktionsweise das Innerschweizer Bauernhaus genannt. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt nämlich nicht nur den südlichen Teil des Kantons Luzern, sondern auch die gesamte Urschweiz, das Zugerland und das aargauische Freiamt.

Die Bauernhäuser im Stadtgebiet ordnen sich demnach ein in diesen Innerschweizer Haustyp. Sie wurzeln in der gemeinsamen handwerklichen Bautradition der Innerschweiz. Der Vorläufer des hochgiebeligen Innerschweizer Hauses war das flachgiebelige Haus, auch «Tätschhaus» genannt. Das letztere ist auf Stadtgebiet zwar nachgewiesen durch die Skizze vom Freihof Geißenstein (Bild S. 57), doch wurde dieses flachgiebelige Bauernhaus auf Geißenstein schon 1814 abgetragen.

Bei den bis ins 20. Jahrhundert erhaltenen Bauernhäusern des linken Ufers handelt es sich ausschließlich um hochgiebelige Innerschweizer Häuser. Als Beispiele sind die hier beschriebenen bäuerlichen Bauwerke, durch ausführliche Doku-



Panorama prise de la maison

von J. G. W. W. W.

À LOUER OU À VENDRE
MAISON DE CAMPAGNE

contenant
*Salle à manger, Salon, 9 Chambres
à coucher, vaste jardin.*

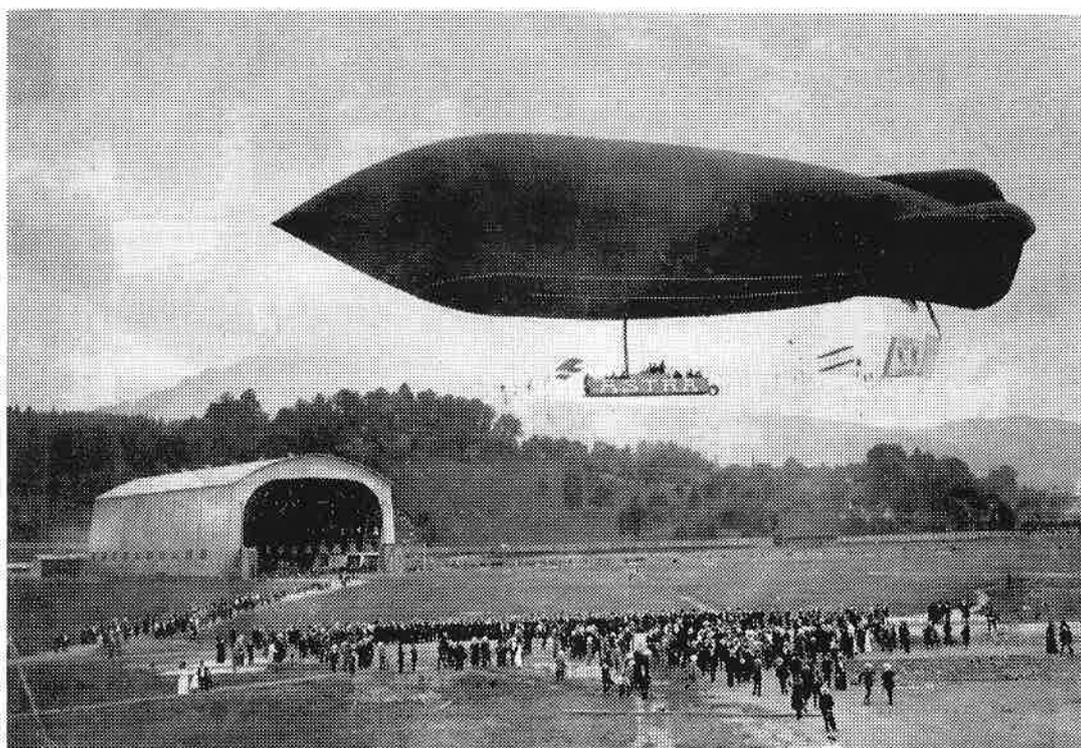


CAMPAGNE STUDHALDEN
 Prop^{te} H. Segesser, Cap^l

TO LET OR TO SELL
A COUNTRY HOUSE

containing
*a dining-room, a saloon, nine bed-rooms
and extensive garden*

Kolorierte Lithographie mit der ein Mieter oder Käufer dieses prächtig gelegenen Landsitzes gesucht wurde. Hauptmann Heinrich Segesser veräußerte ihn 1886 an Alfred Austin von London. 1961 wurde das Haus abgebrochen um einem Kindergarten Platz zu machen. (Bild Stadtarchiv)



Das Luftschiff «ASTRA» über dem Tribtschenmoos.

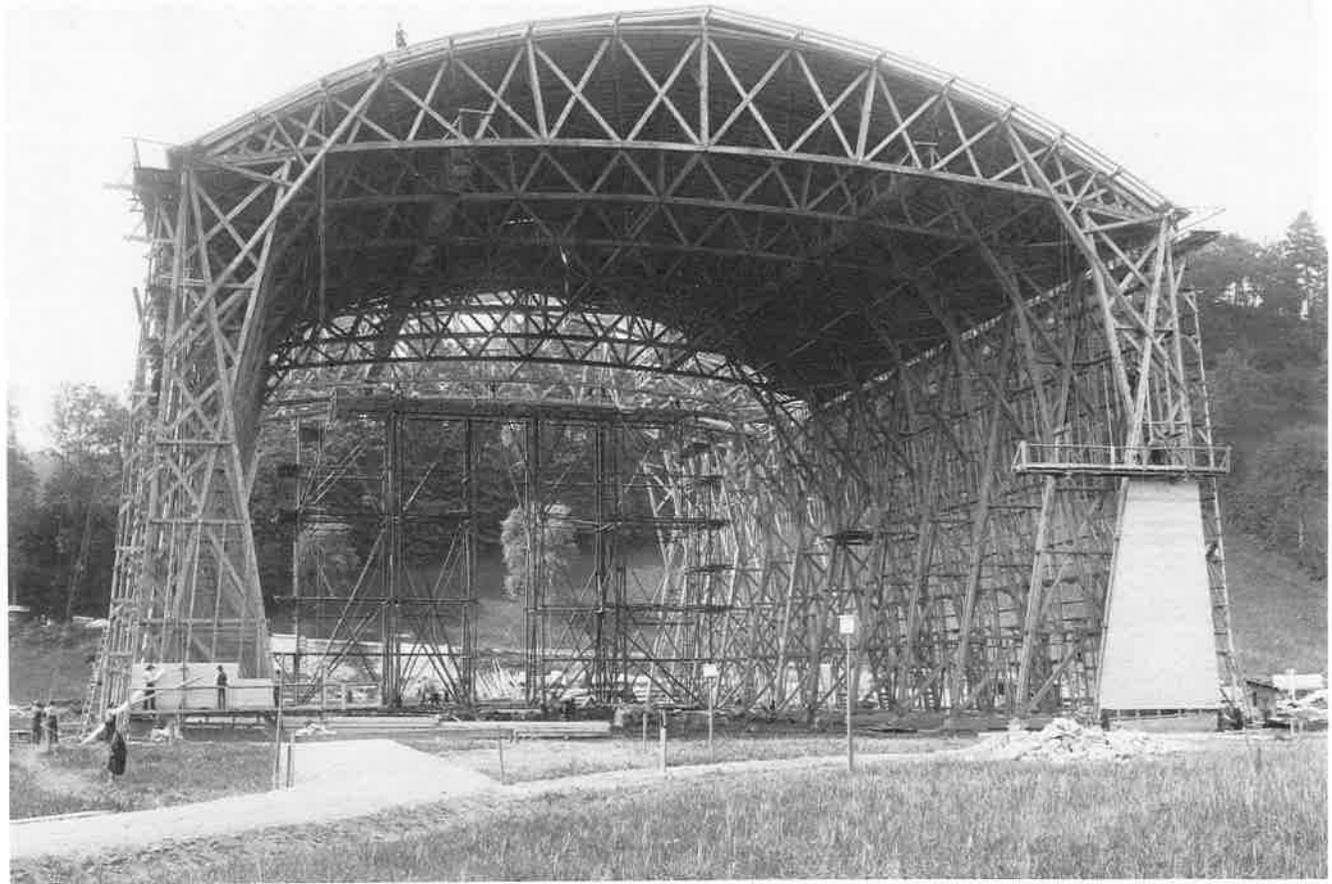
Die Astra wurde später in «Ville de Lucerne» umgetauft. Aufnahme aus dem Jahre 1910.

(Klischee Keller & Co. AG)



Montage des großen Verladekrans der Eisenhandlung J. Willmann-Ronca (Vorgängerin der Firma Stocker & Co.). Im zweistöckigen Haus in der Bildmitte befindet sich die Schreinerei Wobmann & Müller, und im niedrigen Gebäude davor die Werkstätte der Firma O. Meyer-Keller & Cie.

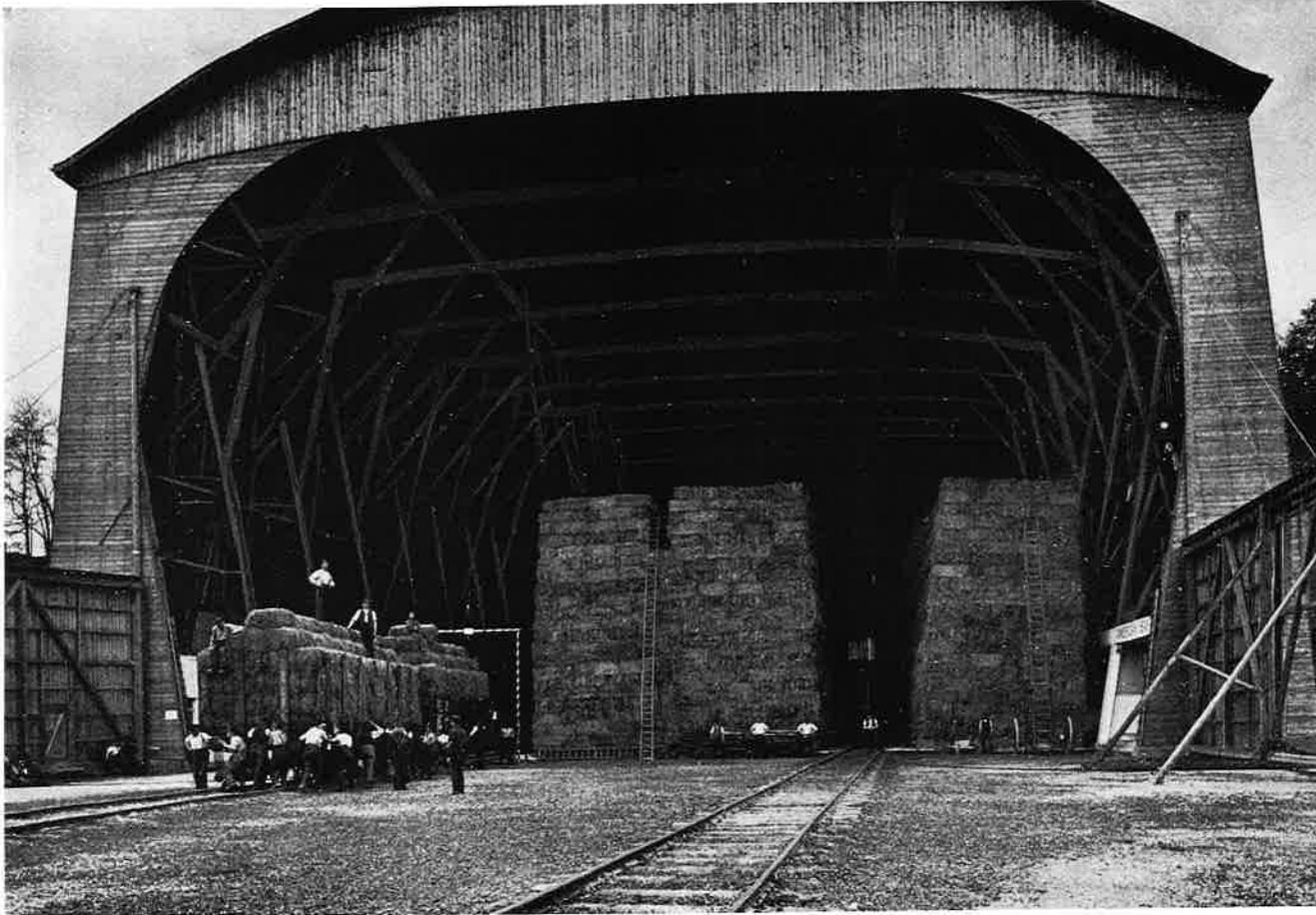
(Bild Stadtarchiv)



79

Die in vollständiger Holzkonstruktion errichtete Luftschiffhalle im Tribschenmoos vor der Verkleidung. Erbaut 1910 von den Luzerner Zimmerergeschäften Eggstein, Sieber und Lohr. Wegen des schlechten Baugrundes mußten Pfahlfundamente erstellt werden.

(Bild Zentralbibliothek)



Die Luftschiffhalle als Eidgenössisches Strohmagazin während des Ersten Weltkrieges.

(Bild Zentralbibliothek)

mentationen belegt, zu verstehen. Doch erheben sie keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Hirtenhof

Der Hirtenhof, auch «Hof zum Stein» oder «Unterholz» genannt, ist im Quartier Moos gelegen.

Der Speicher. Zunächst sei auf einige *Zusammenhänge* hingewiesen. Der verdiente Historiker und Staatsarchivar von Luzern, P. X. Weber, hielt bereits 1923 im Schoße der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Luzern einen Vortrag über die Speicher im Kanton Luzern. In bezug auf die Stadt Luzern hatten seine Nachforschungen ergeben, daß sie bereits ums Jahr 1300 Getreidespeicher besaß. Laut Spitalurbar standen 1575 allein im Bruch und im «undern Grund» sechzehn Speicher. Die Speicher wurden vornehmlich für die Lagerung des gedroschenen Getreides benötigt. Es mag erstaunen, daß – mindestens im 16. Jahrhundert – in der Stadtgemeinde eine ansehnliche Zahl an hölzernen Speichern in Gebrauch war. Allerdings befanden sich diese schmucken Holzbauten, die einem Bauernbetrieb zugehörten, außerhalb der Stadtmauern. Innerhalb von ihnen standen jedoch die gemauerten, großräumigen «Kornschüttenen», so zum Beispiel das Kornhaus an der Spreuerbrücke (Pfistergasse) und jenes auf der Musegg. Diese lagerten das Zehntenkorn, das zum größern Teil aus der luzernischen Landschaft stammte.

Auf der Luzerner Landschaft wurden in den Getreidespeichern hinter Schloß und Riegel auch Truhen aufbewahrt, die handgewobene «Leilachen», aber auch Silberschmuck bargen. Im zweiten oder dritten Stockwerk waren Seile gespannt, an denen die Sonn- und Festtagstrachten der Frauen neben den Sonntagsgwändli für das «Mannevolch» hingen. In den Truhen des Speichers wurden auch Gülten aufgehoben – ein Beweis dafür, daß mit seinem Speicher der Bauer gegen Diebstahl und Feuersbrunst verschiedene Vorkehrungen getroffen hatte. (Vergleiche dazu: J. K. Felber, Luzerner Speicher aus dem Amte Willisau; in der Reihe «Schweizer Heimatbücher», Verlag Paul Haupt, Bern.) Die Tatsache, daß auf der Landschaft die Schätze der Bauernfamilie im Speicher aufbewahrt wurden, läßt vermuten, auch in der Stadt seien dem Speicher, außer Getreide, Kostbarkeiten anvertraut worden.

Wir dürfen es als eigentlichen Glücksfall bezeichnen, daß in der Stadtgemeinde bis in die neueste Zeit ein Speicher erhalten blieb, und zwar auf dem *Hirtenhof* (Bild S. 57). Dieser letzte Speicher der Stadt Luzern wurde bisher kaum gewürdigt. Die Luzernische Bauernhausforschung, die 1958 unter der Leitung von Ernst Brunner eine Bestandesaufnahme anhand von Plänen, Photographien und Beschreibungen erstellt hat, dient als Grundlage für die folgenden Angaben.

Der Speicher Hirtenhof stand in seiner Ffirstrichtung quer zum Hang. An der Giebelwand trägt er die Jahrzahl 1672. Aus dem 17. Jahrhundert datierte Speicher sind heute im Kanton Luzern nur noch selten anzutreffen. Der Unterbau von 1,2 m Höhe ist aus Bruchsteinen und mit Mörtel gemauert. Der eichene Schwellenkranz, auf dem die Holzkonstruktion ruht, ist durch ein zweiteiliges Schwellenschloß abgesichert.

Die Planaufnahme von 1958 weist nach, daß auf der Nordostseite, also auf der Hauptfront, ursprünglich ein Vordächli angebracht war. Besonders bezeichnend ist die Konstruktion des obersten Geschosses. Das Satteldach ruht auf einer Konsole in der Mitte der Frontseite, was besonders zu beachten ist. In Kerbschnitt ist die Jahrzahl 1672 eingegraben, als eindeutiger Beleg für das Baujahr.

In den Archivalien des Historischen Katasters der Stadt Luzern ist dieser Speicher von 1672 ebenfalls erwähnt. Leider ist er 1973 einem Brande zum Opfer gefallen (Assek. Nr. 699b).

Wohnhaus Hirtenhof und Nebengebäude. Robert Zünd hat um 1870 ein Ölgemälde vom Hirtenhof geschaffen (Bild S. 48). Vordergründig ging es Zünd keineswegs darum, die baulichen Merkmale darzustellen. Er wollte vor allem die heimelig-familiäre Atmosphäre einfangen. Durchaus nicht zufällig werden von Zünd einige Hausbewohner ins Bild gesetzt. Da ist einmal der Großätti, der sich mit einer Holzbeige beschäftigt; dann die junge Bäuerin, die wohl dem scharrenden Hühnervolk Futter zuträgt und gleichzeitig einen «Rüetlibesen» lässig handhabt. Zur Rechten tritt vermutlich die Dienstmagd ins Bild, die ein Kind nach Hause geleitet und zugleich lose Äste auf dem Kopfe trägt. Die beiden werden von einem der Hofhunde begrüßt. Durch die Bäume hindurch wird die Scheune sichtbar. Es handelt sich um einen Ständerbau; deutlich erkennbar sind die Eckständer. Die Kanthölzer der Scheunenwand können ebenfalls abgelesen werden. Ihre Zwischenräume dienen der Belüftung des Heustockes. Ins sogenannte «Ifahrhüsli» (Vorbau) führt eine Rampe für die Hocheinfahrt der Heufuder. Knapp rechts der Laube vom Wohnhaus wird zudem ein Dörrhüsli sichtbar mit einer offenen, kleinen Vorhalle.

Das Wohnhaus präsentiert sich nicht etwa von der Hauptfront her, sondern von der Rückseite. An diese Rückseite wurde allerdings ein Waschhaus (mit Kamin) angeklebt. Dank baulicher Details können wir aus Gestalt und Konstruktionsweise des Hirtenhofes einige gültige Schlüsse ziehen.

Die traufseitige Laube krägt kräftig vor. Auch die nördliche Laubenöffnung läßt auf ansehnliche Ausmaße schließen; über der Laubenbrüstung hängen Teppiche oder Kleider. Ein Spalier hat seine Äste über die westliche Laubenverschalung ausgebreitet. Deutlich sichtbar ist ein geschweifeter Vorstoß, der die Laube trägt. Die Laube dient auch als heimeliger «Vorschärme» über dem Hauseingang. Steintreppen führen der Hauswand entlang von beiden Seiten her zum Hausein-

gang. Die dritte Steintreppe geradeaus vom Eingang macht den Eindruck des Improvisierten.

Bei der Dachkonstruktion ist die durch einen Aufschiebling «geschüpfte» Dachfläche abzulesen. Der in den Bildhorizont hineinragende Quergiebel besitzt beträchtliche Ausmaße. Er befindet sich genau über dem Hausflur und ermöglicht eine gute Belichtung des Obergeschosses. An der Rückwand des Hauses hängt eine Sense am «Schärme». – Das Gemälde von Robert Zünd schenkt uns jedenfalls genügend Anhaltspunkte zu folgender Schlußfolgerung: Der Hirtenhof war ein stattliches gewässertes Innerschweizer Bauernhaus.

Den Speicher aus dem Jahre 1672 hat der Maler freilich nicht festgehalten; er war wohl der Wohnstube und dem Eingang gegenüber rechts situiert. Daß der Hirtenhof jedoch einen Speicher besaß, ist nicht nur durch seinen Nachweis bis 1973 erwiesen, sondern auch urkundlich belegt durch einen Kaufbrief vom 7. Februar 1818, als nämlich Martin Karl Alois Ronca die Liegenschaft Hirtenhof an Sebastian und Josef Suter veräußerte. Des weitern ist aus diesem Kaufbrief erwähnenswert, daß zum Besitz des Hirtenhofes auch zwei Riedstücke in Alpnach gehörten. Damit war das benötigte Stroh sichergestellt.

Tiefenhüsli

«In der Tiefe» (Schälhof) gehörte zur Schloßliegenschaft Geißenstein. Ab 1910: Kellerstraße; jetzt Geißensteinring 36 (Assek.-Nr. 685 c).

Geschichtliches. Das Tiefenhüsli gelangte seinerzeit an Familie Pfyffer und Frau Marie Elsbeth Pfyffer von Altishofen, verwitwete Schumacher. 1780 veräußerte letztere das Tiefenhüsli an den Ludwigsritter Peter Agnes Schwytzer von Buonas. Peter Agnes war zusammen mit seinem Bruder Oberst Franz Heinrich zugleich Besitzer der Liegenschaft Geißenstein. Nachdem Peter Agnes Pfyffer (gestorben 1779) keine Erben hinterlassen hatte und nach dem Tode von Franz Heinrich (1809) erbt dessen einzige Tochter, nämlich Elisabet, die beiden erwähnten Liegenschaften Tiefenhüsli und Geißenstein. Diese Liegenschaften brachte sie als Vermögensbestandteil in ihre Ehe mit Junker Leopold am Rhyn. Ihr Gatte war bereits Fideikommißherr zu Tribtschen. Nach dem Tode von Frau Elisabet am Rhyn (1816) erbt ihr zweiter Sohn Oberst Peter Agnes sowohl das Tiefenhüsli als auch den Geißenstein.

Nachdem hier die Grundeigentümer ausführlich festgehalten werden, sollen auch zwei Originale genannt werden, die das Tiefenhüsli bewohnten. Es sind dies der «stelzfüßige» Schumacher Jakob und das Chruselbethli. Das Tiefenhüsli wurde 1951 abgetragen. Einige Hundert seiner Ziegel wurden für die Bedachung der Jesuitenkirche verwendet, die bereits damals eine Restaurierung erfuhr. Diesen

historischen Abriß verdanken wir August am Rhyn, publiziert in den LNN am 11. Mai 1951.

Baubeschreibung. Nach Plänen des Technischen Arbeitsdienstes (1958) hat die Luzernische Bauernhausforschung über das Tiefenhüsli ebenfalls eine Dokumentation erstellt. Demnach handelt es sich um einen freistehenden «gewätteten» Innerschweizer Blockbau. An der Giebelwand war ein Vordach angebracht. Als Baujahr ist mit großer Wahrscheinlichkeit 1680 zu nennen. Es konnten nämlich Ziegel festgestellt werden, die von Ziegelmeister Mauritius Rosmeyer signiert und mit der Jahrzahl 1680 versehen waren. Schriftzeichen konnten eben vor dem Brennen mit Leichtigkeit auf Ziegel (und übrigens auch auf Ofenkacheln) eingraviert werden.

Als Bauhandwerker oder Zimmermann konnte Balthasar Ulrich festgestellt werden. Er galt als tüchtiger Zimmermeister, was sich schon daraus ergibt, daß er sowohl den Vierungsturm der Wallfahrtskirche Hergiswald (1651) als auch das Türmchen der Sentikirche (1659) erstellte. Die Dachflächen stiegen steil an und waren durch Aufschieblinge aufwärts geknickt, «geschüpft». Nachts wurden die Fenster durch Schiebläden geschützt, die seitlich in ein verziertes Rahmenwerk «geschoben» werden konnten. Die Dokumentation der Bauernhausforschung hält auch fest, daß eine Rauchhurd über dem Herd den Rauch auffing. Das Tiefenhüsli überlebte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und wurde, wie erwähnt, 1951 abgetragen.

Obergeißenstein

Dieses bäuerliche Heimwesen wurde auch «Holzhof» genannt.

Geschichtliches: Nach dem von August am Rhyn 1935 erstellten perspektivischen Bild wurde das Bauernhaus Obergeißenstein anno 1523 erbaut. Auf dieser Ansicht wird der Freihof Obergeißenstein «Stammsitz der von Matt ze Mat» genannt. Das Kauf- und Fertigungsprotokoll vom 30. September 1639 gibt uns Kunde vom dortigen landwirtschaftlichen Gewerbe. Damals verkaufte Bürger Hans Hug die Liegenschaft an Niklaus Gilli. Nach dem Protokoll stand schon damals auf diesem Hofe ein Speicher. Das weist auf Getreidebau hin. Bürger Niklaus Bircher kaufte die Liegenschaft am 8. Juli 1679. Am 9. Oktober 1751 ging sie an Pfarrer Anton Thürig in Triengen über. Bereits am 18. August 1787 erwarb Dr. Franz Corragioni d'Orelli, ein Vertreter des Luzerner Patriziates, das Grundstück. Ihm folgte als Eigentümerin seine Tochter Maria Muheim-Corragioni. Deren Gatte, Ständerat des Kantons Uri, erhielt am 30. April 1866 die stadträtliche Bewilligung zu einem Neubau. Das Bauernhaus erhielt eine turmartige Erhöhung des Treppenhauses um zwei Stockwerke, offenbar den Aussichts-

turm, der vor einiger Zeit abgetragen werden mußte. Unmittelbar westlich daneben baute er ein neues gemauertes Haus mit großer Terrasse an der Westseite.

Von den Erben Muheim-Corragioni übernahm der Engländer Ernest Williams den Hof. Im Jahre 1910 erwarb die Eisenbahner-Baugenossenschaft das Grundstück, zu welchem außer dem prächtigen Bauernhof das Doppelhaus an der nördlichen Grenze, ferner der Speicher und die Scheune gehörten. Im Jahre 1967 wurden das Bauern- und Herrenhaus abgebrochen. Aus diesem Anlaß schrieb Dr. Karl Zbinden: «Meine Mutter sel., die auf der Studhalden geboren und aufgewachsen ist, erzählte uns, im Herren- und Bauernhaus Obergeißenstein sei einmal eine Pension oder ein Hotel betrieben worden.» Die Studien von Verkehrsdirektor Othmar Fries und Ernst Lüthi meldeten darüber jedoch nichts. Wie wichtig gelegentlich «in der Geschichte» die mündliche Überlieferung sein kann, belegt ihre Aussage: Max Bucher, der gefeierte, im Februar 1972 verstorbene Fliegerpionier, stellte mir einen Originalausschnitt aus einem Werbeprospekt zur Verfügung, der die Überschrift «Pension Geißenstein Luzern» trägt. Es bleibt offen, ob unter Ständerat Muheim oder Ernest Williams auf Obergeißenstein eine Fremdenpension betrieben wurde.

Bauliches: August am Rhyn hat, wie vorhin erwähnt, 1935 eine perspektivische Ansicht vom «Stammsitz der von Matt ze Mat auf Freihof Geißenstein Haus genannt» geschaffen. Für dieses ursprüngliche Bauernhaus auf Geißenstein wird als Baujahr 1523 festgehalten. Dieses stattliche Haus war der Vorläufer des soeben beschriebenen Hauses und wurde 1814 abgetragen. Die von am Rhyn wiedergegebene Hausansicht schenkt uns eine sehr eingehende Darstellung der baulichen Einzelheiten dieses Stammsitzes. Danach war das frühere Bauernhaus Geißenstein ein flachgiebeliger, gewälteter Blockbau (auch «Tätschhaus» genannt). Die auf der Dachfläche aufgelegten Stangen sind mit Steinen beschwert und verleihen Festigkeit gegen Wind und Sturm. Ursprünglich war es ein Rauchhaus mit Rauchklappe. Das Kamin deutet auf eine spätere bauliche Veränderung hin. Dargestellt werden auch die Stubenfenster, die mit Butzenscheiben ausgestattet sind. Ob über diesen Stubenfenstern Falläden hochgezogen sind, ist nicht klar ersichtlich.

Auf der Traufseite führt eine Stiege zu einer angefügten und eigens überdachten Laube hinauf, die auf der Rückseite des Wohnhauses fortgesetzt wird. Diese Rückseite weist umfangreiche Anbauten auf. Auf der vom Betrachter abgewandten Seite ist die Dachfläche verdoppelt worden. Dies ist ein Grund zur Annahme, daß ein Erweiterungsbau unsymmetrisch angehängt wurde.

Aus einer Tuschezeichnung von Walter Küng ist die Bauweise des im Jahre 1814 errichteten Herrenhauses Obergeißenstein knapp abzulesen. Darauf ist jedoch vordergründig der mit dem hölzernen Bauernhaus durch eine Galerie verbundene gemauerte Neubau von 1866 wiedergegeben (siehe Wiedergabe auf dem Titelblatt des Jahresberichtes 1967 des Quartiervereins Hirschmatt-Neustadt-

Biregg). Die Zeichnung von W. Küng läßt folgende bauliche Einzelheiten des bäuerlichen Hauses aus dem Jahre 1814 erkennen: Es handelt sich wohl um einen sogenannten Ständerbau. Dabei erhalten die an den Hausecken aufeinanderstoßenden Wandgefüge ihren statischen Halt durch stehende Balken oder Ständer. Über einem hohen Kellergeschoß erheben sich drei Stockwerke. Zwei Fensterreihen waren ursprünglich durch die gewohnten Vordächli geschützt. Vom hohen Giebel her wird auf den Frontseiten ein kleines Gerschilt («Krüppelwalm») gebildet. Die Dachflächen sind durch Aufschieblinge «geschüpft».

Im Jahre 1899 hatte sich der Konvent der Kapuzinerinnen «im Bruch» entschlossen, außerhalb der Stadt einen Neubau zu errichten. Die Höfe Unter- und vor allem Obergeißenstein – die Williamssche Liegenschaft also – standen als Bauplatz im Vordergrund. Als jedoch Sandsteinproben in den dortigen Steinbrüchen als Baustoff nicht befriedigten, entschlossen sich die Klosterfrauen für den Gerlisberg.

Untergeißenstein

Bauernhaus am Rhyn; Sternmattstraße 43; Assek.-Nr. 686.

Die Angaben über dieses Bauernhaus sind dem Archiv der Luzerner Bauernhausforschung entnommen. Ernst Brunner datiert dieses bäuerliche Wohnhaus auf etwa 1750. Ein Anbau wurde 1863 angefügt.

Baubeschreibung. Die Firstrichtung stellt sich quer zum Hang, ebenfalls quer zur Straße. Es handelt sich um einen gewätteten Blockbau, das heißt an den Hausecken stoßen die Balken über die Gegenwand vor. Auf diesen vorstoßenden Balken liegt der Dachvorsprung auf. Auf der Frontseite tragen diese Balken auch das Vordächli und auf der gegenüberliegenden Traufseite die Laubenkonstruktion. Der Dachstuhl über den Blockwänden bildet ein stehendes Pfettendach.

Besondere Erwähnung verdient die Sommerstube. Solche Sommerstuben sind bei den Innerschweizer Bauernhäusern recht häufig anzutreffen. Sie befinden sich im Obergeschoß und bilden einen großen Raum ohne Möblierung. Die Zweckbestimmung dieses Raumes ist zwar nicht restlos geklärt. Ernst Brunner deutet ihn mit guten Gründen als Schlafstätte für die vom Bauern zur Erntezeit zusätzlich angestellten Arbeitskräfte. Die erforderlichen Laubsäcke wurden auf dem Holzboden ausgebreitet.

Noch ein Wort zum *Unterbau*. Das Mauerwerk aus Bruchsteinen und mit Mörtel verbunden ragt 1,70 m über den Baugrund hinaus. Auf das Mauerwerk ist ein Schwellenkranz aufgesetzt, der aus wetterbeständigen Eichenbalken von beachtlichen Ausmaßen gefügt ist. An den Hausecken sind diese Eichenschwellen ineinander verzahnt und durch große Pfropfen abgesichert (Schwellenschloß). Dadurch wird ein Ausweichen des Grundgefüges verhindert.

Eine Foto der Bauernhausforschung zeigt auf der giebelseitigen Hauptfront (Zustand 1952) eine heimelige Sitzbank. Über das Bauernhaus Untergeißenstein hat der Technische Arbeitsdienst zehn Planskizzen erstellt.

Gaßhüsli

Früher «In der Gaß», jetzt Richard-Wagner-Weg 2.

Eigentümerin: Stadt Luzern.

Das Gaßhüsli gehört zu den wenigen noch bestehenden Holzbauten bäuerlichen Charakters. Von der heute breit ausgebauten Tribtschenstraße her kann der Fußgänger und sogar der Automobilist das bescheidene, aber heimelig aussehende Häuschen kaum übersehen. Offensichtlich wurde es nicht als bäuerliches Heimwesen erbaut, sondern als Wohnhaus eines Handwerkers und seiner Familie. Nach zuvorkommender Auskunft des heutigen Bewohners Albert Xaver Fuchs wurde in diesem Holzbau eine Seilmacherei und später eine Spenglerei betrieben. Es wäre aber durchaus möglich, daß dieses Haus ursprünglich für eine Angestelltenfamilie des Gaßhofes errichtet wurde.

Die Bauweise des Gaßhüsli läßt zahlreiche Merkmale des Innerschweizer Bauernhauses erkennen. Es stand ihm nur wenig Terrain zur Verfügung. Deshalb wurde das sympathische Häuschen im Osten an die Wartegg-Felswand gedrückt und auf den sichtbaren Naturfels aufgesetzt. Dieses östliche Mauerwerk ist bis auf die Höhe von 65 cm über den Boden des zweiten Stockes aufgeführt. Die Holzwände sind gewättet. Auf der Südseite mit ihrem Treppenaufstieg zieht sich die Laube auf der ganzen Wandlänge hin. Auf der Nordseite jedoch ist die Laube nur bis zur Abschlußwand der Wohnkammer geführt, jedoch in den Baukörper einbezogen. Die Dachform ist hochgiebelig, wenn auch von bescheidener Höhe. Das Satteldach ist leicht «geschüpft» und besitzt als Versteifung gegen den Einfluß des Windes eine sogenannte Freibinderkonstruktion, die sehr dekorativ in Erscheinung tritt. Die beiden Vordächli der Frontseite werden von je drei Wandvorstößen getragen. Die Baumerkmale weisen auf das 18. Jahrhundert hin. Möglicherweise wurde das Gaßhüsli durch den Gutsherrn des Gaßhofes Josef Cölestin am Rhyn um 1730 erbaut (vergleiche: Zwischen Reuß und Biregg, 1964, S. 38f.).

Bei den Stubenfenstern (vierteilige Reihenfenster) dürften die Dimensionen unverändert geblieben sein. In die beiden Keller- oder Werkstatt Räume führen ebenerdig zwei Außentüren. Das gemauerte Kellergeschoß mißt 10,80 m. Die Verschindelung der Außenwände (hier auch der Vorstöße) wurde häufig schon im 19. Jahrhundert zur Isolation vorgenommen. Leider sind durch die Verschindelung allzuoft schöne Details der Holzbearbeitung nicht nur verdeckt, sondern auch zerstört worden, wie z. B. dekorative Friese. – Die Innenmaße der Wohnstube

sind nahezu quadratisch, nämlich 5,20 auf 5,25 m und 1,85 m hoch. Die nördlich anschließende Kammer mißt 5,20 auf 3,10 m. Der felswärts begrenzte Raum für Gang und Küche ist 3,65 m breit. Nach Mitteilung des Bewohners A. X. Fuchs wurde die bis 1965 bestehende Rauchhurd in der Küche leider entfernt. Das ver-
rußte Gebälk weist darauf hin, daß das Gaßhüsli ursprünglich als Rauchhaus, also ohne Kamin, erbaut wurde. Die Rußspuren könnten jedoch auch durch die Feuerung in der Küche ausreichend erklärt werden. Die Räume des Obergeschosses entsprechen den beiden Räumen im Hauptgeschoß. Abschließend dürfen wir uns darüber freuen, daß das bescheidene Gaßhüsli mit seiner bäuerlichen Konstruktionsweise bis in unsere Tage erhalten geblieben ist.

Zu großem Dank verpflichtet bin ich dem Bauernhausforscher Ernst Brunner, der mir sein Archiv zur Verfügung gestellt hat; außerdem verdanke ich ihm zahlreiche Hinweise. Bibliothekar Anton Steiner von der Zentralbibliothek hat mir durch Bereitstellung von Bildmaterial in nicht geringem Maße gedient. Ein besonderer Dank gebührt Dr. Karl Zbinden für seinen persönlichen Beitrag.

Die eidgenössischen Schützenfeste auf Tribschen von 1832, 1853 und 1901

Anton R. Steiner

Über die Bedeutung und Geschichte unseres Schützenwesens und der Schützenfeste zu schreiben, hieße Wasser in die Reuß tragen. Unsere Geschichtsbücher und zahlreiche Monographien geben darüber eingehend Auskunft. Daß schon im 15. Jahrhundert, als neben der Armbrustwaffe die Feuerbüchsen aufkamen, fast jährlich gemeinsame Schießen stattfanden, zeigt in seiner Luzerner Chronik von 1513 unser Diebold Schilling auf anschauliche Weise. Die eidgenössischen Schützenfeste, wie wir sie heute noch feiern, sind eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Sie hängen eng mit der Gründung des Eidgenössischen Schützenvereins zusammen. Diese erfolgte anlässlich des ersten Eidgenössischen Freischießens in Aarau vom Jahre 1824.

Das Eidgenössische Schützenfest 1832

Das vom 1. bis 7. Juli 1832 in Luzern abgehaltene Freischießen war das sechste dieser Art und galt für die Luzerner als Erinnerungsfeier an den vor 500 Jahren erfolgten Eintritt in den Bund der Eidgenossen. Die politische Situation war einem eidgenössischen Fest nicht günstig. Es war die Zeit der Regeneration, während der in Luzern eine freisinnig-liberale Regierung herrschte. Deshalb untersagten die konservativen Regierungen der Urkantone ihren Schützengesellschaften den Besuch des Schützenfestes. Dennoch gingen viele Schützen ohne Fahne hin. «Der lebensfrohe, gemütliche Sinn der Luzerner verlieh diesem Feste sein eigentümliches Gepräge und eine vorwiegend politische Färbung der Volksredner, spiegelte die mächtige Bewegung wieder, welche damals das Volk durchdrang» (M. August Feierabend: Die Geschichte der eidgenössischen Schützenfeste).

Der Festplatz befand sich am südwestlichen Ufer des Sees auf einer weiten Wiese, zu der eine mit Nußbäumen beschattete Straße führte. Nach dem damaligen Situationsplan und nach dem Stadtplan von ungefähr 1850 (beide Pläne befinden sich im Bildarchiv der Zentralbibliothek) muß sich der eigentliche Schießplatz mit dem Scheibenstand östlich der heutigen Hirschmattstraße auf dem Areal

Bundesplatz–Geleiseanlage SBB–Güterbahnhof befunden haben. Eine von Jakob Schwegler gezeichnete Lithographie zeigt das Volkstreiben auf dem Festplatz, während ein Rundpanorama den Festplatz mit einer «Rundsicht über den blauen See, auf den schönen Alpenkranz von der lieblichen Rigi bis hin zu dem zerklüfteten Pilatus» darbietet. Der Schießstand ermöglichte 500 Schützen, auf 37 Scheiben zu feuern. In der Festhütte hatten etwa 2000 Personen Platz.

Das ganze Fest, an dem 4146 Schützen teilnahmen, wurde von einem Festkomitee mit Staatsrat und Oberst Schumacher-Utenberg an der Spitze geleitet. Am «Offiziellen Tag» – den gab es damals schon – hielt Tagsatzungspräsident Eduard Pfyffer von Luzern den Toast fürs Vaterland. Weiter sprachen Pfarrer Bion für die St. Galler und Appenzeller, Landammann Schmid von Solothurn und der «volkstümlichste» Redner der damaligen Zeit, Landammann Sidler von Zug, der «in packender Rede» eine neue Bundesverfassung forderte. «Das war die erste öffentliche Tagsatzung», schrieb ein Chronist jener Tage.

Die Schlußrechnung der eidgenössischen Schützenvereinskasse ergab einen Reingewinn von 4354 Franken, für die damalige Zeit eine schöne Summe. «Weit bedeutungsvoller war die ideale Errungenschaft eines neu erwachten Lebens auf dem höheren Standpunkt eidgenössischer Zusammengehörigkeit zu einer neuen, ihrer Unabhängigkeit wohl bewußten Nation, und darin lag der Schwerpunkt des durch keinen Unfall getrüben und wohl gelungenen Nationalfestes» (Feierabend).

Das Eidgenössische Schützenfest 1853

Um das Eidgenössische Schützenfest dieses Jahres hatte sich neben Luzern noch St. Gallen beworben. Dieses war dann bei der engen Wahl von der Mitbewerbung abgestanden, «damit im Herzen der Schweiz, am Fuße des Pilatus, da wo vor wenigen Jahren Eidgenossen sich feindlich gegenüberstanden, selbe sich wieder im traulichen Kreise sammeln, sich herzlich begrüßen, in Liebe und Eintracht die Hände reichen und die Kunst des Scharfschießens, so Gott will nie mehr gegen sich selbst, sondern einzig gegen den äußern Feind üben» (Feierabend). In der Festnummer des «Luzerner Tagblatts» zum Eidgenössischen Schützenfest von 1901 können wir aus retrospektiver Sicht dazu folgendes lesen: «Was die besten Männer des Landes von einer Wiedergeburt der Eidgenossenschaft geträumt hatten, und was am Schützenfest von 1832 in zündender Rede verlangt wurde, war Wirklichkeit geworden. Der neue Bund war gekommen, nicht ohne Kampf. Aber die Narben begannen zu heilen. Die Erfüllung patriotischer Träume und das Gefühl der Sicherheit stimmten zur Versöhnung. Die Gegner der Bundesreform schickten sich ins Unvermeidliche, das, wie sie sehen konnten, kein so großes Unglück war, wie sie gemeint hatten.»

Dem Zentralkomitee gehörten u.a. an: Regierungsrat Isaak als Präsident, Seminardirektor Niklaus Rietschi, Kriminalgerichtspräsident Vonmatt, der spätere Nationalrat. Der Festplatz war der gleiche wie 1832. Damals gab es weder Bahn noch Bahnhofgebäude. Die große weite Wiese, auf der heute Geleise an Geleise neben schönen und weniger schönen Industriebauten liegen, bot einen herrlichen Ausblick auf See und Berge. In der Festnummer des «Luzerner Tagblatts» zum Schützenfest von 1901 finden wir eine von Labhardt lithographierte Abbildung des Festplatzes von 1853. Da fällt uns zuerst der hohe Triumphbogen im neugotischen Stil der damaligen Laubsägeli-Architektur auf, die typisch für die meisten Festbauten der Zeit sind. Neben der etwa 2600 Personen fassenden Festhütte steht im Mittelpunkt des Festplatzes der sogenannte Gabentempel in der Form eines achteckigen Saales mit neugotischen Bogenfenstern. Mit seinem im gleichen Stil gebauten Aufsatz bildet er zugleich die Fahnenburg, auf der sämtliche Kantonsfahnen flattern. Als Pendant dazu erhebt sich zwischen Festhütte und Schießstand ein von Arkaden umgebener hoher Fahnenmast mit der Luzerner Flagge. Hier waren sämtliche eidgenössischen Schützenfeste mit den Jahreszahlen verewigt. Der Schießstand selbst zählte 42 Ladbänke. «Durch einen kleinen Tannenwald piffen die Kugeln hinaus zu den 59 Scheiben.»

Das am 3. Juli eröffnete Schützenfest brachte während der ganzen Dauer jeden Tag Schützen aus allen Kantonen des Schweizerlandes nach Luzern. Der 7. Juli galt als Höhepunkt des Festes, an dem vor allem Schützen aus der Ostschweiz und dem Wallis nebst Schützen aus dem Suren- und dem Wiggertal teilnahmen. «Über alles erhaben war der Eindruck, den der Einzug des Sternenbanners von Amerika machte. Ungeheuer war die Teilnahme des zahlreich herbeigeströmten Volkes, welches den Handschlag der Schwester-Republik im fernen Westen, jenseits des Ozeans reichen wollte. Das Schweizerherz brach fast vor Freude und Rührung. Der Einzug der Amerikaner war ein Ereignis von großer Bedeutung.» So der Ausdruck in schweizerischen Blättern. Das «Luzerner Tagblatt» berichtet dazu folgendes: «Das Prachtvollste, das Glänzendste unter all den großen Erscheinungen des Tages war unstreitig der Empfang des Sternenbanners von Amerika, welches von sieben Schützen begleitet über den Ozean herbeigeschwommen war, um das heilige Banner der Schwester-Republik zu küssen. Es war ein ergreifender Anblick, als Herr Schieß von Neuyork den Gruß der Amerikaner an das zu einem gewaltigen Knäuel zusammengescharte Volk brachte, und ein stürmischer Jubel folgte einem jedem seiner Worte. Die Herren Professor Schild, Seminardirektor Dula und Schultheiß Jakob Robert Steiger sprachen nacheinander, und Pfarrer Schnyder aus Sursee riß in höchster Begeisterung die Fahne an sich und küßte sie. Das Freudengeschrei des Volkes übertönte den Kanonendonner. Die wackern Amerikaner alle, sie mußten den Gabentempel hinaufsteigen, das Volk wollte alle diese Männer sehen. . . »

Die konservative Presse war in ihren Äußerungen etwas zurückhaltender. Die «Luzerner Zeitung», das spätere «Vaterland», erwähnt aber anerkennend, daß von den Reden und Toasten beim Schützenfest nur wenige für Andersdenkende Beleidigendes enthielten.

Das Eidgenössische Schützenfest 1901

Am 8. Mai 1899 wählte das Zentralkomitee des Schweizerischen Schützenvereins Luzern erneut zum Festort für das vom 30. Juni bis 11. Juli 1901 auszu tragende Eidgenössische Schützenfest. An die Spitze des Organisationskomitees wurde Nationalrat und Stadtpräsident Dr. Hermann Heller gewählt. Fürsprech A. Gurdi und Regierungsrat Heinrich Walther standen ihm als Vizepräsidenten zur Seite. Dr. L. F. Meyer amtete als Generalsekretär und F. Schiffmann betreute die finanzielle Seite.

Der frühere Festplatz stand nicht mehr zur Verfügung, da inzwischen auf diesem Areal im Jahr 1859 der erste Bahnhof und 1896 der heutige erstellt wurde. Der Schießstand mit den 190 Scheiben befand sich auf dem heutigen Alpenquai, während die Festhütte, erbaut von Architekt H. Siegwart, mit einem Fassungsvermögen von 4500 Bankettgästen (oder 6000 eng zusammengedrängten Seelen) auf dem Bahnhofplatz Raum fand. Das Baukomitee mit Architekt O. Schnyder und Baumeister J. Blattner führte die Oberaufsicht. Die von Architekt Emil Vogt ausgeführten Hochbauten mit ihren Türmen und Mauern, in denen die Wirtschaftsräume Unterkunft fanden, sind wegen ihrer romantischen Gestaltung der ältern Generation heute noch in bester Erinnerung geblieben. Hier fand später das erste Kriegs- und Friedens-Museum Platz, das 1910 auf die Musegg ins heutige Fluhmattschulhaus verlegt wurde. Seither diente die Halle für verschiedene Anlässe und Ausstellungen. 1930 wurde sie niedergerissen. An ihrer Stelle steht heute das Kunst- und Kongreßhaus.

Nach dem offiziellen Festalbum, in dem die wichtigsten Reden – insgesamt wurden 80 Begrüßungs-, Bankett- und Empfangsreden gehalten – und die Berichte der einzelnen Komitees samt einem eingehenden Bildteil enthalten sind, verlief das Fest ohne nennenswerte Beeinträchtigung. Der Andrang der Festfreudigen war ein gewaltiger, beförderten doch die Züge von und nach Luzern in diesen Tagen ungefähr 310000 Personen. Leider war das Fest durch das stürmische und regnerische Wetter stark beeinträchtigt. Der ungünstigen Witterung ist wohl zuzuschreiben, daß das finanzielle Ergebnis des Festes kein glänzendes war; immerhin konnte ein kleiner Vorschlag erzielt werden. – In Verbindung mit dem Eidgenössischen Schützenfest wurde am 10. Juli ein internationaler Gewehrmatch durchgeführt, an dem sieben Nationen teilnahmen. Die Schweizer gingen,

wie in früheren Jahren, als Sieger hervor. Weltmeister in allen Stellungen wurde Kellenberger – tempora mutantur!

Daß in Luzern den vielen Besuchern des Festes auch kulturelle Genüsse geboten wurden, ist selbstverständlich. In der Zeit vom 31. Mai bis zum 18. Juli wurde in fünfzehn Nummern eine offizielle Festzeitung herausgegeben, die neben vielen interessanten Artikeln auch wissenschaftlichen Arbeiten Raum bot. Hier veröffentlichte erstmals der damalige Bürgerbibliothekar Dr. Franz Heinemann seine ikonographisch-literarische Studie über «Tells Apfelschuß». Für die musikalische Unterhaltung der Gäste von nah und fern war neben der Stadtmusik und der Feldmusik die beliebte Konstanzer Regimentsmusik engagiert. Die vereinigten Chöre der Stadt Luzern mit über 550 Sängerinnen und Sängern führten unter der Leitung des städtischen Musikdirektors Peter Faßbaender mehrere gut aufgenommene Liederkonzerte auf.

Die gesamte Presse war sich einig, daß das Eidgenössische Schützenfest 1901 ein wohlgelungener patriotischer Anlaß war. In der Festnummer vom 30. Juni schrieb das «Vaterland»: «Als im Jahre 1853 die schweizerische Schützengemeinde in Luzern tagte, war kurz vorher der neue Bundesstaat unter schweren Erschütterungen erstanden. Die Erinnerungen an diese, das Gefühl, daß es im Lande Sieger und Besiegte gebe, machte es schwer oder unmöglich, daß alle sich aufrichtig des Festes freuen, warmen Herzens der öffentlichen Kundgebung sich anschließen konnten. . . Die Zeit heilt Wunden und die Zeit ist die beste Lehrmeisterin. Die Einrichtungen, die bestimmt waren und sind, den Bund der Eidgenossen zu befestigen, die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation zu fördern und zu erhalten, sie sind heute allem Volk wert und teuer geworden. So wird denn auch das Eidgenössische Schützenfest von 1901, wie seine letzten Vorgänger, in Wahrheit ein Fest aller sein, ein freudig-feierlicher Anlaß, die gemeinsame Liebe zum schönen freien Vaterlande, die stets in allen gelebt hat und leben wird, gemeinsam zum Ausdruck zu bringen.»

Erinnerungen an den Schulweg meiner Mutter

Karl Zbinden

Meine Mutter sel. erblickte anfangs der achtziger Jahre auf dem Hof Studhalden im alten stadtluzernischen Landbezirk das Licht der Welt. Ihr Weg zum Krienbach- und später zum Museggschulhaus führte stadtwärts auf einer einfachen Straße am Imfang vorbei. Dort schlossen sich den Schulkindern der Höfe Studhalden, Zumbach und Matt jene vom Imfang und Bodenhof an. Bei der Gaß, dem Einschnitt zwischen dem Weinbergli, öffnete sich der Blick auf die Stadt. Keine Luftschiffhalle und kein Kühlhaus hinderte die Sicht. Links breiteten sich saftige Matten, rechts von Fröschen belebte Rieder aus. Bei der Liegenschaft Weinbergli gesellten sich zur frohen Kinderschar die Gebrüder Albert und Karl Schobinger, die hier bis 1925 wohnten. Karl Schobinger, der nachmalige sehr begabte Kunstmaler, soll schon damals mit seinen ulkigen Einfällen und seiner Unternehmungslust ein angenehmer und begeisternder Weggefährte gewesen sein. – Im Volksmund nannte man diesen Weg durch das Langensand- und Tribschengebiet «die Moosgaß». – Auf der Höhe der Schumacherschen Liegenschaft Rößlimatt, die sich bis zum heutigen Bundesplatz erstreckte, wandte sich die «Moosgaß» nach dem Obergrund. Hier vereinigten sich die Krienbachschulkinder. Die Sekundarschüler aber gingen durch die Hirschmattstraße gegen das Moos- oder Posttor oder gegen den alten Bahnhof (bis 1896) und über die Seebrücke aufs rechte Ufer.

Dieser Schulweg wies keinen bituminösen Belag auf. Es stoben aber auch keine Autos an den Fußgängern vorbei. Nur vereinzelte Gebäude flankierten den Weg. So wies die Hirschmattstraße in den neunziger Jahren nur einige wenige Häuser auf, zum Beispiel die alte Gasfabrik an der Stelle der heutigen Zentralbibliothek, das Haus der Firma Hofer & Cie. sowie das Fluß- oder Zahnwehkäppeli (heute Frey & Cie., elektrische Unternehmungen).

Bis 1896 hatte der Fußgänger auf der Hirschmattstraße ein Hindernis zu bewältigen: den Bahnübergang zwischen Kellerhof und Hotel Viktoria. Alt-Regierungsrat Dr. Heinrich Walther sel. hat in der «Geschichte des Hirschmatt- und Neustadt-Quartiers» diesen Bahnübergang pikant geschildert. Dort pflegten die Wärter die langen Barrieren von Hand hin und her zu schieben. Man hatte, noch

frei von der Hetze des 20. Jahrhunderts, reichlich Zeit zum Studium des Bahnbetriebes. Es muß wirklich interessant gewesen sein, hier im Geiste den ein- und ausfahrenden Zügen mit ihren rauchenden und zischenden Lokomotiven zu folgen. Hier hielt nicht nur das Bauernmädchen von der Studhalden neugierig an und sah den in die weite Ferne fahrenden Zügen sinnend nach. Auch Frau Bühler-von Moos vom Himmelrich erzählte mir, wie sie als kleines Mädchen an der Hand des Kindermädchens hier manche Stunde verweilte.

Gelegentlich wählte man zur Überquerung der Reuß auch die Kapellbrücke. Der anno 1950 im Alter von mehr als 80 Jahren verstorbene Alt-Konservator Jost Meyer-Schnyder von Wartensee erzählte, daß einer seiner Nachbarn sich beim Stadtrat gegen Schulkinder aus dem Moosgebiet beschwerte, weil diese mit ihren Holzschuhen auf der Kapellbrücke einen Lärm verursachten, der sogar auf der Höhe der Biregg vernehmbar war.

Einige Jahre später erlebten die Schulkinder aus diesem Landbezirk auf ihrem Schulweg eine fast im amerikanischen Tempo geförderte Überbauung der Hirschmatt und ihrer Umgebung, vom Hirschengraben bis zum Bundesplatz und vom Obergrund zur Zentralstraße.

Beliebt war, besonders beim Heimgang vom Gottesdienst in der Franziskanerkirche, bei alt und jung der Umweg über den Steghof und die Höfe Sternmatt, Unter- und Obergeißenstein, Boden- und Hirtenhof. Es war dies für die Bewohner im Langensand der übliche Kirchweg, bis zwei Ereignisse von dieser Gewohnheit abweichen ließen: ein Wegrechtsprozeß und sodann besonders die knapp neben dem Weg im Steghof in den neunziger Jahren erfolgte Ermordung der Lehrerin Degen. Diese Bluttat bewegte noch nach Jahren die Gemüter unserer Stadt, besonders in ihren südlichen Gefilden.

Jeder Schulweg hat seine Eigenart und seine Reize. Vor siebzig und mehr Jahren waren es für die Schulkinder aus dem Tribschengebiet nicht Schaufenster mit verlockenden Auslagen. Die belebte Natur mit ihren grünen Wiesen, mit Fröschen und Störchen fesselte ihre Augen. Jeder Schulweg vermittelte Freundschaften zu Weggefährten aus andern Quartieren. Und mit seinem Schulweg, ob kurz oder lang, verbindet jedes Kind schöne, unvergeßliche Erinnerungen.

Zur Geschichte der Luzerner Luftschiffahrt

Theodor Ottiger

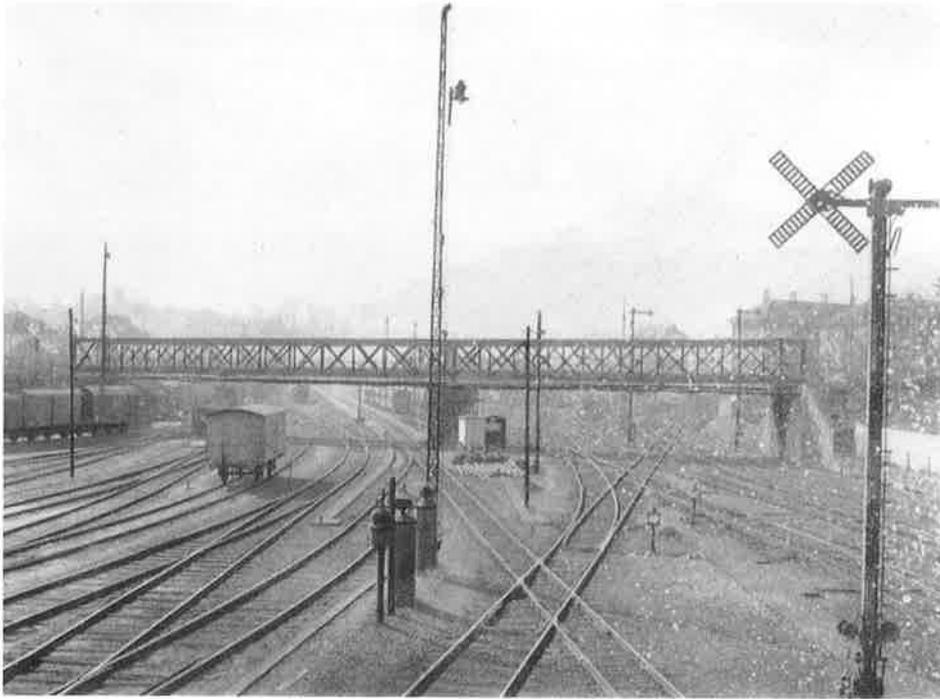
Mit beispielhafter Initiative und großem Einsatz formten die Verantwortlichen um die Jahrhundertwende unsere Stadt zum Zentrum des Tourismus. Man wollte den Gästen den Aufenthalt in Luzern so angenehm und abwechslungsreich wie möglich gestalten; man wollte aber auch die wirtschaftliche Existenz der Stadt sichern und fördern.

Das erste Elektrizitätswerk, das die Gebrüder Troller 1886 in Thorenberg (Littau) errichteten – es war die erste Kraftstation für Elektrizität in der Schweiz überhaupt – stand im Dienste der Beleuchtung der Hotels Schweizerhof und Luzernerhof. Die Luzerner Schwanenkolonie (um 1899), der Wildpark (1900) und die städtische Voliere (1908), deren Pflege die Ornithologische Gesellschaft übernommen hatte, erfreuen heute noch Gäste und Einheimische. Es entstanden heimelige Hotels, Parkanlagen, Spazierwege, Museen, «Etablissements» für Kunst und Kultur, Reglemente für Pferdekutscher und Dienstmänner. Und die Gäste kamen, vor allem die Engländer, und fühlten sich in Luzern geborgen.

Das private Unternehmertum in Luzern suchte immer neue Wege, Luzern als Fremdenstadt attraktiv zu machen. Was lag näher, als die neu aufgekommene Fliegerei in den Dienst des Luzerner Tourismus zu stellen? Es gab aber damals weder Luftschiffe noch Flugzeuge, sondern einzig Ballone. Auf Initiative von Oberst Alois Geißhüsler wurde am 17. Mai 1892 ein Komitee bestellt, das die Ballonfahrerei, sog. «Ballon Captif», abzuklären hatte. Kein Geringerer als der bekannte Ballonkapitän E. Spelterini wurde zur Mitarbeit herangezogen. Dem Komitee stand Alois Geißhüsler als Präsident vor. Als Mitarbeiter wirkten Dr. Gustav Schaller, Karl Kopp, Franz Keller, Dr. Schumacher-Kopp, Robert Schindler und Adolf Dreyer mit.

Unter der Leitung von Kapitän *Spelterini* sollten während der Sommermonate Ballonfahrten ausgeführt werden. Dem Ballonpiloten waren ein monatliches Gehalt von 1200 Franken und 50 Rappen Provision für jeden Passagier zugesichert. Die Anlagekosten des Unternehmens wurden auf rund 30000 Franken budgetiert, die Betriebskosten auf 20000 Franken eingesetzt und der Reinertrag auf 15000 Franken berechnet. Eine Fahrt würde den Passagier 40 Franken pro Stunde ko-

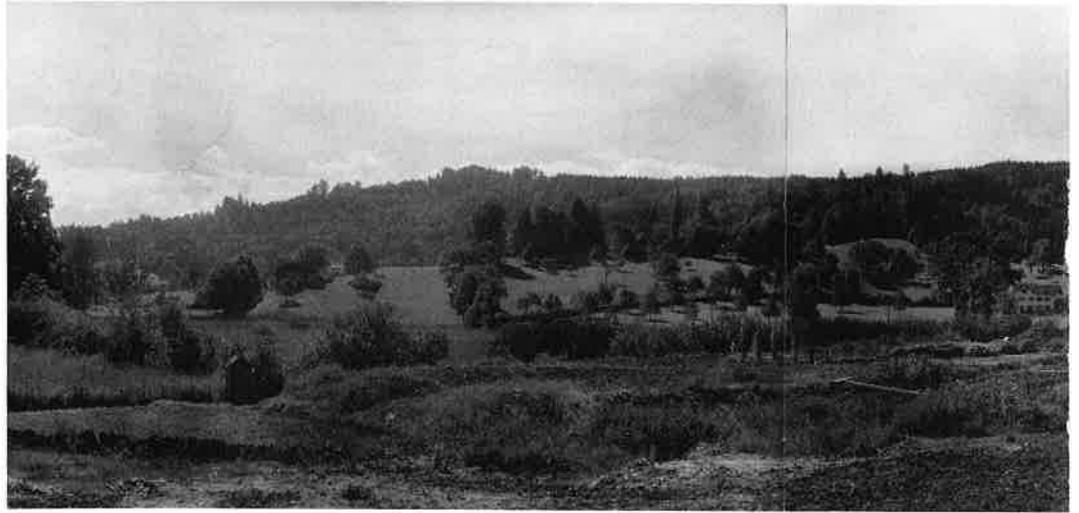
Trotzdem - ...



Die in den neunziger Jahren erbaute Langensandbrücke. Noch fehlt das Spinnengewebe der Fahrleitungsdrahte. Die auf beiden Seiten kräftig heraufschießenden Dampf- und Rauchwolken der Lokomotiven waren für die Buben ein pikantes Erlebnis, brachten aber manches Zug- und Reitpferd zum Scheuen. (Klischee Keller & Co. AG)



Die Langensandbrücke nach ihrer Außerbetriebnahme im Jahre 1939. Während des Baues der neuen Betonbrücke, diente die alte Eisenkonstruktion als Hilfsgerüst für den Neubau. (Photo SBB)



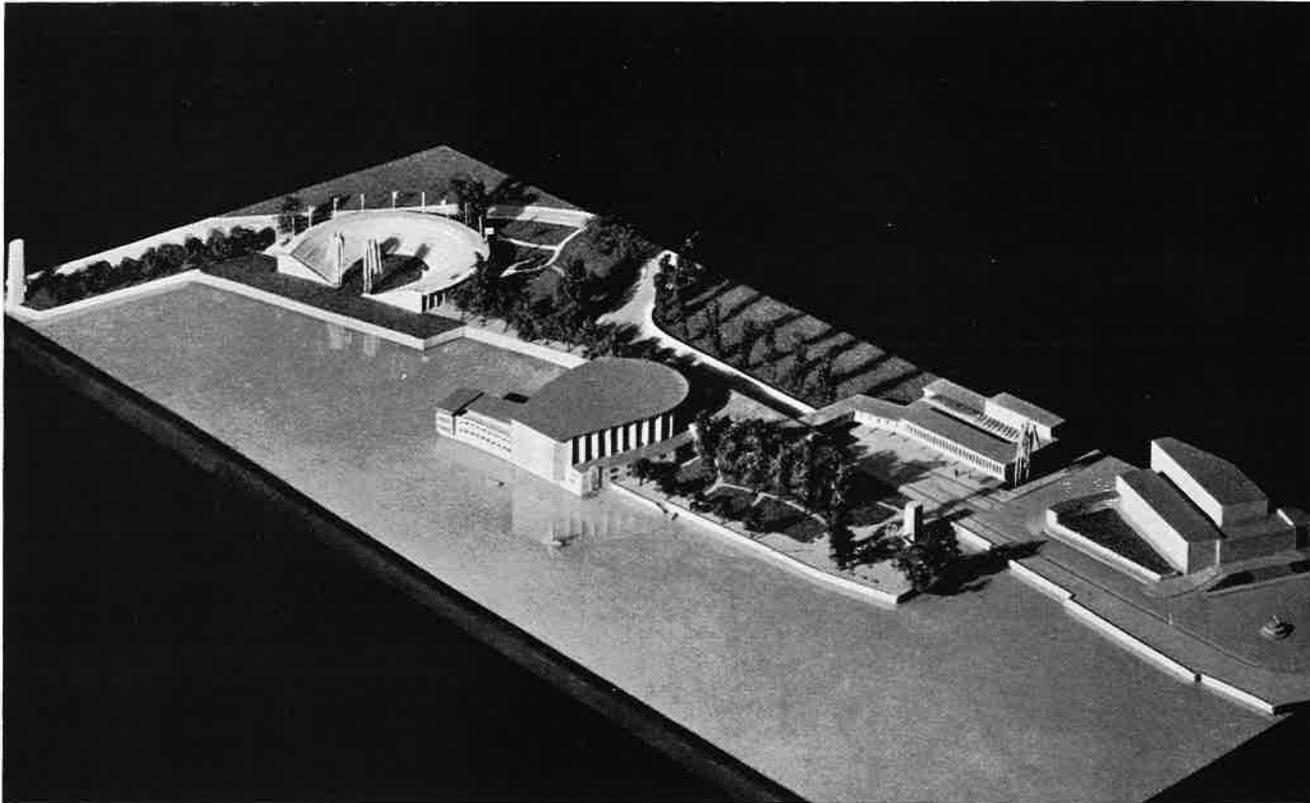
Blick vom Seeufer gegen den Bireggwald. Diese anfangs der dreißiger Jahre gemachte Aufnahme Δ zeigt die von Brachland, Gärten und Riedern gebildete Ebene zwischen der Gaß und der Studhaldenrippe. Die ersten Häuser unten an der Bodenhofstraße erscheinen wie ein kleines, ländliches Dörfchen. In der Mitte rechts ist das Châlet Alpenblick (Lebensmittel und Weinhandlung Studer) zu erkennen. Dahinter links, zwischen den Bäumen, befindet sich das Haus von Kunstmaler Schobinger sel. (Imfangstraße 11) und in der Bildmitte die Tintenfabrik der Gebr. Siegwart im Imfang. (Bild Stadtarchiv)





▽ Blick von Studhalden gegen die Warteggrippe mit dem Haus Richard-Wagner-Weg 11. Zur Orientierung dienen wieder die Häuser Siegwart im Imfang (links) und Studer an der Langensandstraße. Der seeseitig der Langensandstraße gelegene Teil von Schönbühl bestand weitgehend aus Riedland. Die mitte der fünfziger Jahre begonnene, großflächige Aufschüttung konnte bis zu der 1966 angelaufenen Überbauung landwirtschaftlich genutzt werden.
(Bild Stadtarchiv)





Spielring
(Volksfeste, Volkstänze,
Jugendtreffen, Freilicht-
aufführungen
10,000 Plätze)

Spielbau
(Geschlossenes Festspieltheater für
Wort- und Musikdramen im bündischen
Sinn; Raum für vaterländische Veran-
staltungen; 2500 Plätze)

Eingang
(Bibliothek für bündische Literatur,
Ausstellungsräume,
Theaterseminar)

**Bestehendes Kunst- und
Kongressgebäude**

Modellaufnahme der Gesamtanlage der in den Jahren 1937/38 zwischen dem Kunsthaus und dem Alpenquai projektierten «Bündischen Weihestätte». Die ideelle Gesamtplanung stammte vom Schriftsteller und Dramaturgen Max Lieburg, alias Max Eduard Meyer, Bern. Die architektonische Gestaltung entwarf Architekt Dr. R. Rohn Zürich.

Der in den dreißiger Jahren aufkeimende Wunsch nach der Schaffung einer nach deutschem Vorbild gedachten «Bündischen Weihestätte» zeigt uns heute, wie leicht sich damals die klaren Grenzen zwischen deutschem und schweizerischem Zukunftsdenken verwischen ließen.

(Bild aus «Festspiele am Vierwaldstättersee» von Dr. Oskar Eberle, 1939)

sten. Das Unternehmen scheiterte, weil die Rodung des Waldes für den Landeplatz, der auf dem Gütsch vorgesehen war, nicht bewilligt wurde.

Die erste erfolgreiche Fahrt eines Luftschiffes, des «*Zeppelin*»-Luftschiffes LZ 1, am 2. Juli 1900 ließ die flugbegeisterten Männer in Luzern erneut aufhorchen. Graf Zeppelin beabsichtigte sogar, eine Luftschiffverbindung Stuttgart–Luzern einzurichten. Am 5. April 1909 beschloß das Offizielle Kurkomitee Luzern die Schaffung eines Luftschiffhafens in Luzern. Man reiste nach Friedrichshafen, um über die Bestellung eines Zeppelins zu verhandeln, und wählte das Tribschenmoos als Standort des Luftschiffhafens. Doch auch diese Verhandlungen zerschlugen sich. Die Luzerner unter der Leitung des Hoteliers Riedweg ließen sich nicht entmutigen und suchten neue Möglichkeiten. Am 3. Februar 1910 wurde ein Vertrag zwischen dem Offiziellen Kurkomitee Luzern und der Compagnie Générale Transaérienne, Paris, abgeschlossen. Hierin wurde bestimmt, daß diese französische Gesellschaft in Luzern den Flugbetrieb mit zwei Luftschiffen organisieren und durchführen solle. Roman Scherer hatte für die Finanzen zu sorgen und erhielt auf den ersten Aufruf von den flugbegeisterten Luzernern und der Hotellerie 250 000 Franken überwiesen.

Das Unternehmen glückte. Eine «Aero-Genossenschaft» wurde gegründet, damit der Bau einer Luftschiffhalle und einer Gasfabrik begonnen werden konnte. In der Zeit vom 14. März bis zum 22. Juli erstellten die Luzerner Zimmermeister Sieber, Eggstein und Lohr mit 234 Arbeitern die 98 Meter lange, 46 Meter breite und 30 Meter hohe Halle aus Holz. Eine eindruckliche Leistung! Für 35 000 Franken war innert nützlicher Frist auch die Gasfabrik erstellt. Als Betriebschef der Luftschiffstation wurde Ingenieur Friedrich Bell bestimmt.

Am 24. Juli 1910, sechs Monate nach Vertragsabschluß, wurde der offizielle Flugbetrieb mit großartigen Eröffnungsfeierlichkeiten aufgenommen. Ein halbstarreres Luftschiff «*Astra*» stand zur Verfügung. Es wurde auf den Namen «*Ville de Lucerne*» getauft. Das Luftschiff war in Gaskammern unterteilt und besaß, im Gegensatz zu den Zeppelin, kein Innengerüst. Es konnte acht Passagiere und fünf Mann Besatzung befördern. Die Form der Hülle und der Gasdruck gaben dem Luftschiff die Gestalt. Es war 60 Meter lang und verfügte über einen maximalen Durchmesser von 12,5 Metern. Vier kreuzweise angeordnete Wülste am Heck dienten als Stabilisatoren. An der Spitze der Gondel befand sich der Vierzylinder-Benzinmotor mit einer Leistung von 110 PS. Er trieb den für die Fahrt notwendigen Propeller an. – Von den Rundflügen über das Gebiet des Vierwaldstättersees waren die Fahrgäste hell begeistert. Ein einfacher Rundflug dauerte 25 Minuten; dabei wurden 15 Kilometer zurückgelegt. Eine Fahrt kostete 100 Franken pro Person. Ein Rundflug um die Rigi mit einem Abstecher nach Zug dauerte 1 Stunde und 25 Minuten und kostete entsprechend mehr.

Während der Sommermonate 1910 und 1911 flog die «*Ville de Lucerne*» maje-

stätisch ihre Runden ohne jegliche Unfälle oder Pannen. Am 20. Juli 1911 schwebten sogar zwei Luftschiffe über der Stadt: der gewaltige silberfarbene Zeppelin «*Schwaben*» unter Führung von Dr. Hugo Eckener und die gelbe zierliche «*Ville de Lucerne*». Vergebens versuchte «*Schwaben*» in Luzern zu «ankern». Aufwinde und ein Motorschaden verunmöglichten die Landung. – Ende 1911 mußte die «*Ville de Lucerne*» ersetzt werden, da die Hülle undicht wurde. Dabei wurde auch der Vertrag mit der französischen Gesellschaft gelöst. Auf die Saison 1912 erhielt die «*Luftverkehrs-Gesellschaft GmbH Berlin*» den Auftrag, den Flugbetrieb durchzuführen. Die Berliner setzten ein Parsival-PVI-Luftschiff ein. Es war wie die «*Astra*» ein halbstarres Luftschiff. Zwei Sechszylinder-Benzinmotoren zu je 100 PS trieben über eine Kette zwei mächtige Luftschauben, die einen Durchmesser von etwa 5 Metern aufwiesen und dem mit Leuchtgas gefüllten Flugkörper eine Geschwindigkeit von ca. 50 km/h gaben. Bei einer Länge von 73 Metern und einem Durchmesser von 13 Metern belief sich das Fassungsvermögen auf 6800 Kubikmeter. In der offenen, mit Korbstühlen versehenen Gondel konnten zwölf Passagiere Platz nehmen. Die Besatzung zählte fünf Mann.

Auch die Saison 1912 verlief sehr erfolgreich und unfallfrei. Doch stand der Erste Weltkrieg vor der Tür. Kriegsgefahr und finanzielle Schwierigkeiten bereiteten in der Folge der Luzerner Luftschiffahrt ein Ende.

Noch zweimal erhielt Luzern Besuch von Luftriesen. Am 26. September 1929 donnerte der schmucke LZ 127 «*Graf Zeppelin*» über die Dächer der Stadt, und Dr. Hugo Eckener grüßte erneut Luzern von oben. Weniger Freude hatten die Luzerner in den Jahren 1936/38, als der mächtige Zeppelin «*Hindenburg*» die Hakenkreuze an den Stabilisierungsflächen über dem Schweizerland zeigte (wobei vermutlich unser Land von der Gondel aus für militärische Zwecke gründlich fotografiert wurde!).

Nach der Liquidation der Luzerner Luftschiffahrt wurde die mächtige Halle auf dem Tribschenmoos andern Zwecken zugeführt. Am 10. August 1913 fand zum Gedenken an die hundertste Wiederkehr von Richard Wagners Geburtstag in der mächtigen, 5000 Sitzplätze umfassenden Halle ein Konzert statt. 150 Musiker unter der Leitung des städtischen Musikdirektors Robert F. Denzler gaben den Gästen ein großartiges Konzert. Während des Aktivdienstes 1914/18 diente die Halle der Eidgenössischen Etappenverwaltung als Magazin. Riesenmengen von Heu und Stroh wurden hier gelagert. 1920 war die Halle wieder leer, die Unterhaltskosten stiegen, und niemand mehr zeigte Interesse an dem mächtigen Bau. 1923 wurde sie um 10000 Franken versteigert und abgebrochen. Noch jahrelang blieben aber die 250 Betonsockel sichtbar als allerletzte Zeugen längst vergangener Luftschiffromantik. Heute führt die Eisfeldstraße über das einstige Flugplatzgelände, und die Kunsteisbahn beansprucht Teile des Landes, wo einst «*Astra*» und «*Parsival*» hausten.

Die Langensandbrücke

Anton Eggermann

Die Langensandbrücke ist Bestandteil des städtischen Straßennetzes; sie überquert nicht weniger als 15 Geleise, also sämtliche Zufahrtslinien zum Bahnhof Luzern. Hier führte schon vor Jahrhunderten ein Weg durch, der die Verbindung zur Liegenschaft «Langensand» herstellte. Daher hieß der Weg «Langensandweg». Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trugen sich einzelne Anlieger mit dem Gedanken, den holprigen und für Fuhrwerkverkehr unzulänglichen Weg zu einer ordentlichen *Fahrstraße* auszubauen. Diesem Bestreben schloß sich der Verschönerungsverein der Stadt Luzern an mit der Begründung, daß die Gelegenheit zu Vergnügungsfahrten mit Kutschen von der Stadt bis Kastanienbaum längs dem linken Seeufer die fremden Gäste noch mehr an Luzern fesseln würde; zudem könnte den zahlreichen Lohnkutschern, deren Verdienst durch den Bau der Brünigbahn geschmälert werde, eine neue Erwerbsquelle erschlossen werden. Das Stadtbauamt setzte sich für dieses Anliegen ebenfalls ein und nahm die Vorstudien für den Bau besagter Fahrstraße tatkräftig an die Hand. Im Dezember 1886 war der Stadtrat in der Lage, der Einwohnergemeindeversammlung ein ausgearbeitetes Detailprojekt bei einem Kostenvoranschlag von 35 000 Franken zur Beschlußfassung vorzulegen, und zwar für die Strecke Luzern (Neustadt)–Langensand (3,6 km). Damit würde der Anschluß an die bereits von dort bis Horw bestehende Güterstraße hergestellt.

Auf Grund des Stadtbauplanes hätten bei der Projektierung von der Abzweigung Langensand-/Moos- und Hirschmattstraße bis zu der Stelle, wo sich die Wege nach Tribschen und Unterlachen trennten, die Normalien für eine 12 m breite Gemeindestraße angewendet werden können. Dafür lag aber nach Auffassung des Stadtbauamtes einstweilen kein Bedürfnis vor; stelle sich einmal die Notwendigkeit ein, den Stadtbauplan für die Neustadt ganz zur Ausführung zu bringen, so lasse sich die Langensand-Fahrstraße ohne Mehrkosten erweitern; somit habe eine solche mit vorläufig nur 4 m Breite keine Nachteile im Gefolge. Dieser aus Ersparnisgründen gefaßte Entschluß sollte die Stadtgemeinde später noch teuer zu stehen kommen. Denn damit begann eine Leidensgeschichte.

Leidensgeschichte der ersten Langensandbrücke

Man stand am Vorabend der Neugestaltung des alten, 1859 in Betrieb genommenen Bahnhofes Luzern, der das Tribschengebiet nicht oder nur am Rande tangierte. Seine Zufahrten und Rangiergeleise, im besondern die Güterdienstanlagen, beanspruchten nämlich nur westlich davon liegendes Gebiet sowie das Ufergelände unweit der heutigen Seebrücke und der Schiffsländen. In den Jahren 1892/93 erfolgte die Planaufgabe für den neuen Bahnhof Luzern, welche die Verlegung der von Norden her eingeführten Linie in einem nach Süden ausholenden Bogen und mit dem neuen Güterbahnhof im Bereich des Tribschengebietes vorsah. Zu diesem Zwecke mußte in das neue Geleisefeld eine Wiese einbezogen werden, in der die Langensandstraße stadtseits ausmündete, was eine Überführung nötig machte. Diese ging in der Folge als «Langensandbrücke» in die lokale Orts- und Bahnhofsgeschichte ein.

Hatte schon der Umstand, daß in den Situationsplänen, welche der Projektierung des neuen Bahnhofes zugrunde lagen, die Langensandstraße noch als «Weg» eingezeichnet und benannt war, die ortsfremde Planungsstelle der Centralbahngesellschaft in Basel als Bauherrin und Expropriantin über den wahren Charakter jener Straße offenbar irreführt, so kam noch ein weiteres hinzu: Die Bahnverwaltung stellte sich auf den Standpunkt, daß sie gesetzlich nur dazu verpflichtet sei, für das untergehende Wegstück im gleichen Ausmaß Ersatz zu beschaffen. Mit einer 5 m breiten Langensandbrücke, wie projektiert, sei sie bereits um 1 m darüber hinausgegangen. Die Bahnverwaltung verhielt sich daher gegenüber dem Ansinnen der Stadtgemeinde, die Langensandbrücke mit einer Fahrbahnbreite von 8 m zu erstellen, schroff ablehnend. Daß die Lage der neuen Güterdienstanlagen zwangsläufig zu einer stärkern Straßenbelastung und zu einer dichtern Besiedlung des benachbarten Gebietes führen mußten, scheinen die Expropriationsorgane und mit ihnen die Bau- und Betriebsfachleute der in Basel domizilierten Bahnverwaltung völlig verkannt zu haben.

Alle Vorstellungen der Stadtbehörden, daß sich bei einer Fahrbahnbreite von nur 5 m zwei Fuhrwerke nicht einmal kreuzen oder überholen könnten, fruchteten nichts. Als sich schließlich die Stadtgemeinde mit einer Breite von 6 m zufriedengeben wollte, wurde sie von ihrem Verhandlungspartner mit der Mitteilung überrascht, daß die eisernen Konstruktionsteile der Brücke nahezu fertig bereitlägen und daß nichts mehr geändert werden könne. Bahnseits verstand man sich lediglich dazu, die Steigung der beiden Zufahrtsrampen von den beanstandeten 5 auf 4% zu reduzieren. Die Befürchtungen der Stadtbehörden bewahrheiteten sich nur zu bald. Der Stadtrat verlangte daher kategorisch, daß beidseits der Fahrbahn Gehwege von je 1,5 m Breite erstellt würden, was zugestanden und im Jahre 1898 verwirklicht wurde, drei Jahre nach Fertigstellung der Brücke. Für die Ko-

sten hatte gemäß Entscheid des Eidgenössischen Eisenbahndepartements in Bern die Stadt aufzukommen.

Durch dringliche Anfragen und Interpellationen im Großen Stadtrat und Eingaben aus Bevölkerungskreisen wurde auch in den darauf folgenden Jahren die Langensandbrücken-Misere immer wieder zur Sprache gebracht. Dies bewog den Stadtrat, den Verlauf der Dinge in einem gedruckten Exposé 1908 der Öffentlichkeit vor Augen zu führen. Nur vermied man es, begreiflicherweise, die Grundursache der Kalamität namhaft zu machen: Hätte nämlich die städtische Baubehörde Ende der achtziger Jahre den Langensandweg nach Maßgabe des Stadtbauplanes gleich auf 8–12 m Breite ausgebaut, statt nur auf 4 m, so wäre es auch nie zu dieser leidigen, Jahrzehnte sich hinziehenden Kontroverse mit der Bahnverwaltung gekommen.

Eine *sympathische Episode* in dieser sehr betrüblichen Geschichte dürfte hier, soweit sie das Expropriationsverfahren berührt, der Erwähnung wert sein: In der Wiese, die wegen der von der Langensandbrücke zu überquerenden neuen Geleiseanlagen enteignet werden mußte, stand ein Wohnhaus mit Gärtchen, das dem Telegraphisten A. Haas-Fluder gehörte. Da er sich mit der ihm vom Expropriationskommissar zugesprochenen Entschädigung nicht zufriedengeben wollte, hatte sich mit diesem Fall auch das Schweizerische Bundesgericht zu befassen. Dieses hielt dafür, daß der Expropriat bei Wegnahme seines eigenen Wohnhauses eine Menge von Annehmlichkeiten entbehren müsse, die ihm eine künftige Mietwohnung nicht mehr bieten könne. «Auch sei der Umstand zu berücksichtigen, daß sein kranker, gelähmter Knabe, der sich bis anhin im Hausgärtchen habe aufhalten und erholen können, mit der Enteignung seines Vaterhauses dieser Wohltat entsagen müsse», eine Erwägung, die gewiß mitmenschliches Verständnis unseres obersten Gerichtshofes bekundet. Anwalt von Vater Haas-Fluder war der wegen seiner sozialen Einstellung im Volk hochgeschätzte Luzerner Fürsprecher Josef Albisser, der nachmalige erste Präsident des Eidgenössischen Versicherungsgerichtes.

Heute, da Handänderungen auf dem Liegenschaftsmarkt zu phantastischen Preisen an der Tagesordnung sind, mag es von Interesse sein zu vernehmen, daß damals (anfangs der neunziger Jahre) im Neustadt- und Tribtschenquartier der Quadratmeter Gelände die Bahnverwaltung auf 6 bis 12 Franken zu stehen kam!

45 Jahre Dienst am Verkehr

Alarm wegen der Eisenkonstruktion der Langensandbrücke gab es während ihres 45jährigen Bestehens nur einmal. Mit Eingabe vom 25. April 1910 machte der Quartierverein Hirschmatt-Neustadt den Stadtrat zuhanden der Bahnverwal-

tung aufmerksam, es seien von verschiedenen Passanten beim Befahren der Brücke mit schweren Fuhrwerken bedenkliche Schwankungen beobachtet worden. Es bestehe Grund zur Befürchtung, daß eine allfällig ungünstige Belastung der Brücke zu einer Katastrophe führen könne. Zu bedenken sei doch, daß die Brückeneisenteile beständig ätzenden Dämpfen der Zugs- und Rangierlokomotiven ausgesetzt seien. Eine sofortige technische Expertise über Zustand und Tragfähigkeit der Langensandbrücke dränge sich auf. Darauf die Kreisdirektion der SBB in Basel als Rechtsnachfolgerin der privaten Centralbahn-Gesellschaft: Die Eisenkonstruktion basiere auf der Annahme einer gleichmäßig verteilten Last von 244 Tonnen. Es treffe zu, daß einzelne Konstruktionsteile schon wenige Jahre nach Inbetriebnahme durch Rauchgase mehr oder weniger gelitten hätten, weshalb der anfängliche Sicherheitskoeffizient nicht mehr vorhanden gewesen sei. Im Herbst 1907 seien aber eine statische Nachrechnung sowie Ersatz der angegriffenen Teile, gründliche Reinigung und Neuanstrich angeordnet und vorgenommen worden. Eine mit der großen Gemeinde-Dampfwalze vorgenommene Belastungsprobe habe ein sehr günstiges Resultat gezeitigt, nämlich eine maximale elastische Einsenkung der Hauptträger von 3 mm und eine seitliche Schwankung von maximal 2 mm. Diese autoritative Auskunft, die an Präzision nichts zu wünschen übrig ließ, vermochte denn auch die Gemüter und den Quartierverein zu beruhigen.

Doch ungeachtet aller berechtigten Bemängelungen, die sich die 1939 abgebrochene eiserne Langensandbrücke¹ in der Öffentlichkeit gefallen lassen mußte, steht sie für die damalige Bubengeneration, soweit sie noch am Leben ist, in bester Erinnerung. Es war jene Zeit, da es noch keine Automobilfans unter der Jugend gab und Modelleisenbahnen eher selten zu den Spielzeugrequisiten zählten. Dafür bezogen die Luzerner Stadtbuben ihre Kenntnisse und Erfahrungen als begeisterte Eisenbahnamateure sozusagen aus erster Hand: auf der alten eisernen Langensandbrücke, die eine ideale Aussichtstribüne darbot. Von hier aus verfolgten sie das Geschehen auf dem unten liegenden Geleisefeld. Eine Wagen- oder gar eine Lokomotiventgleisung – und kam sie auch nur selten vor – bedeutete für die jugendlichen Kiebitze auf der Brücke eine erregende Augenweide und eine Sensation höchsten Grades.

¹ Als eiserne Trägerbrücke spannte sie sich über zwei Öffnungen von 37 m Stützweite auf der Seite Trübschen und 27,5 m auf der Seite Bundesplatz. Als Mittelstütze diente ein eisernes Joch. Die beiden Längsträger zwischen Fahrbahn und Gehsteig waren als doppeltes Fachwerk ausgebildet, das die Fahrbahn um 3,11 m überragte. Das totale Eisengewicht betrug 150 Tonnen.

Die heutige Langensandbrücke

In der Zeit zwischen dem Bau der ersten Langensandbrücke 1895 und den dreißiger Jahren hatte die Einwohnerschaft um das Doppelte, der Güterverkehr wesentlich zugenommen. Die Zu- und Abfahrten erfolgten zum größten Teil über die Langensandbrücke und nicht mehr über den Bahnhofplatz, nachdem sich die Schwerpunkte des Straßenverkehrs und der baulichen Entwicklung in das Obergrund-, Neustadt- und das vorher nur schwach besiedelte Tribschenquartier verlagert hatten. Unter diesen Umständen konnte sich die Kreisdirektion II der SBB in Luzern den immer dringlicheren Ansuchen der Stadtgemeinde um Ersatz der eisernen, viel zu schmalen Langensandbrücke durch ein neues, den veränderten Verkehrsbedürfnissen entsprechendes Bauwerk nicht mehr länger verschließen. Im Frühjahr 1932 ließ sie ein generelles Projekt in zwei Varianten aufstellen. Die Alternative sah eine zweite Brücke neben der bestehenden vor in der Meinung, daß die neue Brücke für die eine, die alte für die andere Fahrriichtung zu dienen hätte, wodurch die beiden Auffahrtsrampen zweigeteilt worden wären. Von der Stadtbehörde wurde eine solche Lösung, weil unübersichtlich und nicht in das Stadtbild passend, abgelehnt; für diese Einwände brachten schließlich auch die SBB Verständnis auf.

Bis zum Neubau verstrichen jedoch einige Jahre, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die SBB und die Stadtgemeinde über die Art der Konstruktion sich nicht einigen konnten. Während die SBB-Kreisdirektion als Bauherrin am Projekt für eine Eisenkonstruktion festhielt und darüber eine Submission eröffnete, an der sich 26 Unternehmer beteiligten, trat die städtische Baudirektion für eine Eisenbeton-Variante ein. Im Grunde genommen ging es dabei um den Zusammenprall zweier Zeitepochen der Bautechnik. – Dieser recht polemischen Auseinandersetzung, der auch die Luzerner Tagespresse ihre Spalten öffnete, wurde schließlich, im Februar 1938, durch das Machtwort der Generaldirektion der SBB in Bern ein Ende gesetzt, und zwar zugunsten der *Eisenbeton-Bauweise*. Für diese wurde in Luzerner Kreisen – man befand sich ja mitten in einer schweren Wirtschaftskrise – neben den rein bautechnischen Gründen auch das Argument ins Treffen geführt, daß bei gleichem Kostenaufwand, im Gegensatz zu einer Eisenkonstruktion, mehr ungelernte Arbeitskräfte beschäftigt werden könnten und keine Devisen für Eisenbeschaffung in das Ausland abgeführt werden müßten. Den Ausschlag für den Entscheid gaben aber zweifellos der bestens gelungene vierspurige Eisenbeton-Bahnviadukt über die Aare in Bern und der in gleicher Bauweise zur allgemeinen Befriedigung kurze Zeit vorher erfolgte Umbau der Seebrücke in Luzern.

Vor Inangriffnahme der Bauarbeiten für die neue Langensandbrücke wurden an Ort und Stelle vier Sondierbohrungen vorgenommen, deren Ergebnis es als unbedingt ratsam erscheinen ließ, daß der Fundation größte Beachtung geschenkt

werde. Man stieß nämlich erst in 14 m Tiefe auf tragfähigen Kiesgrund. Auch war Bedacht zu nehmen auf Erschütterungen bei lebhafter werdendem Zugverkehr und immer größeren Achsdrücken. Man entschloß sich daher zu einer *Pfahlfundation*, bestehend aus insgesamt 77 Eisenbetonpfählen. Mit den Arbeiten für die Fundation konnte anfangs Oktober 1938 begonnen und die vollendete Brücke Anfang September 1941 dem Verkehr übergeben werden. *Es war dies die erste über einem SBB-Bahnhof in Eisenbeton erstellte Straßenbrücke.* Im Querschnitt weist sie sechs Hauptträger auf, welche die gesamte nutzbare Brückenbreite von 14 m, das heißt die 8 m breite Fahrbahn und die beiden je 3 m breiten Trottoirs stützen. Wie schon die alte eiserne, weist auch die Eisenbetonbrücke zwei Öffnungen auf, aber mit etwas größeren Stützweiten, dies, um zwischen Widerlagern und Geleisen mehr Platz und einen größeren Sicherheitsstreifen zu gewinnen, vor allem aber deshalb, um eine einwandfreie Fundation zu gewährleisten. Konstruktiv interessant ist, daß das Auflager auf Seite Bundesplatz beweglich, dasjenige auf der gegenüberliegenden Seite unverrückbar angeordnet ist, um den Längenveränderungen infolge von Temperaturschwankungen und Betonverlust Rechnung zu tragen. Die Brücke erforderte 1240 m³ Betonmasse und 184 Tonnen Armierungseisen. Für die Armierung wurden damals noch glatte Rundstäbe verwendet, was die Konsistenz zwischen diesen und der Betoneinfüllmasse etwas beeinträchtigte. Scherzweise verlautet denn auch in SBB-Fachkreisen – ohne damit aber die Solidität des Bauwerkes auch nur im geringsten in Frage stellen zu wollen –, die Langensandbrücke sei die «gerissenste» aller SBB-Brücken.

Projektverfasser der neuen Brücke war Ingenieur Hugo Scherer, der während und nach dem Ersten Weltkrieg selber einmal im Dienste der SBB gestanden hatte. Die Pfahlfundation führte die Firma Losinger in Bern aus, während der Brückenbau, das heißt die damit verbundenen Eisenbetonarbeiten, der Firma Josef Vallaster in Luzern übertragen wurde. Die Bauleitung hatte der Sektionschef für Brückenbau bei der Kreisdirektion II SBB in Luzern, Ingenieur Bolliger, inne, dem als Genieoberst auch der Notbrückenbau der Armee unterstellt war. Verdienter Exponent der Stadtgemeinde um das Zustandekommen der heutigen Langensandbrücke war Baudirektor Louis Schwegler, der seine Laufbahn als Ingenieur ebenfalls bei den SBB begonnen hatte.

«Offene Tür» des Tribschengebietes

Die lange Bauzeit von fast drei Jahren (Anfang 1939 bis Herbst 1941) hat unter der Luzerner Bevölkerung gelegentlich Unmut hervorgerufen. Sie war aber bedingt durch die sehr umfangreichen Fundationsarbeiten sowie durch das System der Brücke selber, was zeitraubende Verhandlungen zwischen den Bauorganen

nötig machte. Die Verwendung der alten Brücke als Gerüstträger, zwei in die Bauzeit fallende, außergewöhnlich lange und strenge Winter sowie die beiden Mobilmachungen unserer Armee im September 1939 und Mai 1940 – alle diese arbeitshemmenden Umstände haben zur Verzögerung beigetragen.

Die neue Langensandbrücke wurde am 7. September 1941 dem Verkehr übergeben. Bei diesem Anlaß fand ein Jugendfest statt, das vom Quartierverein Unterlachen-Tribschen unter Präsident Dr. Louis Bendel und seiner Gattin organisiert worden war. Stadtrat Anton Muheim sen. hielt namens der städtischen Behörde eine gehaltvolle Ansprache. Kritik, so meinte er, sei recht, sofern sie nicht in persönliche Verunglimpfungen ausarte – eine Anspielung auf die vorausgegangene Brückenbaupolemik. Mit dem Fest übernehme die Jugend des Tribschengebietes die Patenschaft über die neue Brücke, was ein glückhaftes Omen sei und zu Optimismus in die Zukunft berechtige, so ließ sich der Kreisdirektor der SBB in Luzern, Ingenieur Lucchini, in seiner schriftlichen Botschaft vernehmen.

Man wird der Langensandbrücke zugestehen müssen, daß sie den Vorwurf, der bestehende Bahnhof habe einen Keil zwischen linksufrigen Stadtteil und Tribschengebiet getrieben und dieses abgeschnürt, zu entkräften vermocht hat. Beweis hiefür ist nicht nur die erstaunliche bauliche Entwicklung des Tribschengebietes als Gewerbe- und Wohnzone, sondern auch die Verlegung der Kantonschule, womit es zum «Quartier latin» von Luzern geworden ist. An dieser Aufwertung hat auch das unmittelbar «hinter der Gaß» sich anschließende Schönbühlquartier teil. Die in ihre Umgebung sich gefällig einfügende Langensandbrücke darf mit Fug und Recht als «offene Tür» des Tribschengebietes gelten.

Kühne Luzerner Festspielträume

Beat Wyß

Berufene Fachleute, Idealisten und Phantasten haben in gleicher Weise versucht, aus Luzern eine nationale oder gar europäische Theater-Festspielstadt zu schaffen. Tribtschen sollte zur Weltbühne werden. Die Pläne mußten scheitern. Sie waren zu hoch und Luzern war zu gering.

Luzerner Schauspieltradition

Keine Schweizer Stadt hat eine Theaterkultur aufzuweisen, die jener Luzerns gleichkommt. Während in vielen Gebieten die Reformation für das Bühnenspiel eine harte Zäsur bedeutet hat, verfügt Luzern als Kapitale der altgläubigen Orte über eine ungebrochene Tradition: von den kultbedingten Fastnachts- und Passionsbräuchen des Mittelalters, die im Osterspiel des 16. Jahrhunderts ihre Vollendung fanden, zum Jesuitenspiel der Gegenreformation und zum Theater der Aufklärung. In den reformierten Städten konnte sich das Schauspiel erst im Liberalismus des 19. Jahrhunderts gegen den puritanischen Geist der Staatskirche durchsetzen. In Luzern hingegen wuchs ein von Patriziat und Klerus stets gepflegtes Erbe organisch hinüber zur bürgerlichen Komödie und zum Trauerspiel. Hier entstand 1846 das erste stehende Theater unter städtischer Leitung in der Schweiz. Allerdings erklärt sich der Bau des Stadttheaters Luzern (1839) nicht nur aus kulturgeschichtlichen Motiven. Handfeste wirtschaftliche Interessen standen ebenso sehr hinter dem für die damaligen Verhältnisse recht großzügigen Projekt: die Fremdenindustrie.

Während der Hochblüte der Luzerner Hotellerie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, da hier noch Könige, Kaiser und der Finanzadel abstiegen, unternahm man verschiedene Vorstöße, die Kundschaft nicht nur mit dem Alpenpanorama, sondern auch mit Kultur zu verwöhnen. Bereits Richard Wagner, welcher von 1866 bis 1872 das Landhaus Tribtschen bewohnte, soll sich mit dem Gedanken getragen haben, in Luzern Festspiele zu veranstalten. Ein konkreteres Vorhaben, der Bau eines Festspielhauses zu Ehren von Arnold Ott im Jahr 1897, kam nicht zustande; ebensowenig ein zehn Jahre jün-

geres Projekt von Rudolf Lorenz, dem Leiter des Meininger Hoftheaters: zusammen mit Architekt Robert Elmiger plante er eine 5000plätzig Freilichtbühne, die – wie eine Gralsburg anzusehen – im Gigenwald hoch über der Stadt zu stehen gekommen wäre. Die Idee scheiterte. Als Ersatz wurde 1909 das Naturtheater in Hertenstein eröffnet. Nachdem jedoch Lorenz ein Jahr später nach Deutschland zurückkehrte, wurden die Pforten dieser Freilichtbühne schon bald wieder geschlossen. Noch 1912/13 erwogen Theater- und Musikkoryphäen wie Max Reinhardt und Richard Strauß Luzern als Festspielstadt. Der Krieg ließ keinen Raum für solche Pläne. Er bereitete der Belle Epoque ein jähes Ende, von dem sich die Luzerner Fremdenindustrie nie mehr ganz erholt hat.

Was in Bayreuth und Salzburg wirklich wurde, sollte in Luzern nicht zustande kommen. Die Festspielidee blieb längere Zeit vergessen und tauchte erst wieder in den zwanziger Jahren auf. 1924 wurde in der alten Festhalle beim Bahnhof ein Passionsspiel aufgeführt. Die Organisatorin nannte sich «Bekrönungsbruderschaft» in Anlehnung an jene Bürgergenossenschaft, welche im Mittelalter die Osterspiele inszenierte. Dieselbe Vereinigung spielte 1929 ein Mundartstück über Bruder Klaus. Im Gegensatz zu den Festspielprojekten vor dem Krieg waren diese Aufführungen im volkstümlich-religiösen Rahmen gehalten: Oberammergau und nicht Bayreuth lag hier vorbildlich zugrunde. An ein internationales Touristenpublikum hingegen wandten sich die Inszenierung des «Jedermann» vor der Hofkirche im Jahr 1925 sowie die Wiederaufnahme der Freilichtaufführungen im Naturtheater Hertenstein 1924/25 durch Otto Boßhard. Letztere wurden für die Spielzeit von 1926 auf den Dietschiberg verlegt. Die Launen des Voralpenklimas und der Sparwille der Behörden zwangen jedoch das Unternehmen schon im folgenden Jahr zur Auflösung.

Tribschen als «Bündische Weibestätte»

Waren alle Vorstöße bisher vereinzelt und unkoordiniert erfolgt, so begann sich die Festspielbewegung in den dreißiger Jahren auf nationaler Ebene zu organisieren. 1932 entstand die «Festspielgemeinde Luzern». Ihr Zweck bestand laut Statuten in der «Veranstaltung großer festspielartiger Aufführungen schweizerischer Bühnenwerke (Drama, Oper, Tanz) und Kompositionen, zu denen Bühnenkünstler und Musiker schweizerischer Nationalität herangezogen werden sollen». Die Besinnung auf nationale Kulturwerte stellt, verglichen mit den meisten früheren Festspielen, die sich nach internationalen Maßstäben richteten, eine Neuheit dar. Mitverantwortlich für diese Tendenz war Oskar Eberle, einer der Hauptinitianten der Luzerner Festspielgemeinde. Dr. Eberle hatte als Schüler des deutschen Literaturhistorikers Josef Nadler in seiner Dissertation von 1929 über

«Theatergeschichte der innern Schweiz» erstmals die Tradition des schweizerischen Schauspiels vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert aufgearbeitet. Er wurde in der Folge zu einer Schlüsselfigur bei vielen Versuchen, altes Brauchtum im Volkstheater zu regenerieren. Die wirtschaftliche Depression und der politische Umschwung in Deutschland vereitelten Eberles kühne Pläne. Ein bescheidener Ersatz war 1934 die Eröffnung des Kunst- und Kongreßhauses mit einem Passionspiel, aufgeführt von der Bekrönungsbruderschaft. In den Herbst desselben Jahres fiel die Gründung der «Luzerner Spielleute»; die von Eberle geleitete Laienspielgruppe gab im Sommer 1935 ihr Debut mit der Komödie «Messer Pomposo de Frascati oder die Launen des eifersüchtigen Harlekin», welche als Freilichtaufführung im Inselipark inszeniert wurde.

Eine folgenschwere Wende nahm die Luzerner Festspielplanung mit dem Auftauchen von Eduard Lieburg, alias Max Eduard Meyer. Der als Schriftsteller und Dramaturg Tätige erregte in Theaterkreisen bereits 1932 durch seine Schrift «Neuordnung der Theaterverhältnisse» einiges Aufsehen. Lieburg sagte allen herrschenden Gepflogenheiten der Bühne den Kampf an. Seine Losung war das «funktionelle Theater», in welchem die Grenzen von Zuschauer und Bühnengeschehen durch ein übergreifendes «Gemeinschaftserleben» gesprengt werden sollten. Seine zu diesem Zweck geplanten «Großdramen» – Massenaufmärsche mit «sakralpolitischer» Bedeutung – gedachte er im Rahmen der Luzerner Festspiele zu verwirklichen. Prominenteste Gönner in Staat, Armee und Wirtschaft fand Lieburg in seinem Ansinnen: Kein Geringerer als Bundesrat Philipp Etter empfahl ihn direkt dem damaligen Luzerner Stadtpräsidenten Dr. Jakob Zimmerli; Gottlieb Duttweiler und Oberstkorpskommandant Henri Guisan unterstützten seine Idee. Im Frühjahr 1937 verliefen die ersten Kontakte mit der Festspielgemeinde, und bereits am 15. April wurde über diesen alten Verein ein neuer gestülpt: die «Stiftung Luzerner Spiele». Die «Stiftungsurkunde», welche die Statuten der Festspielgemeinde ablöste, definierte die Zielsetzung: «Der unbeirrbar Gedanke . . . ist der bündische Gedanke. Von ihm muß alles seinen Antrieb, seine innere Berechtigung, seine Ordnung erhalten. Das Ziel ist: eine Stätte bündischer Spiele zu schaffen. Hier sollen die schweizerischen Stämme zusammenkommen; hier sollen sie sich fühlen als Genossen einer durch einen Eid zusammengebundenen Schicksalsgemeinschaft, geprüft und bewährt in einer Jahrhunderte alten Geschichte. Hier sollen die abendländischen Völker zu einem geistigen Rütli sich zusammenfinden: als freie, gleichberechtigte Glieder einer Familie, als Träger der gemeinsamen europäischen Kultur.» Hochtrabende Töne ließen sich hier vernehmen! Ihre politische Tendenz kam im Emblem der «Stiftung Luzerner Spiele» zum Ausdruck: Das langgezogene Kreuz im Wappenschild war dem Frontenbanner zum Verwechseln ähnlich.

Diese geheime Verwandtschaft schien den Luzerner Stadtvätern nicht verdäch-

tig. Als Lieburg im Sommer 1937 sein Festspielprojekt vorstellte und zu seiner Ausführung ein Kreditbegehren stellte, kam man ihm mit Worten ungewöhnlichen Überschwangs entgegen: Der Stadtrat «verneigt sich vor Ihrem Projekt zugrunde liegenden großen Gedanken. . .» Er «würdigt dankbar die kulturelle und wirtschaftliche Vorzugsstellung, die Luzern dank seiner günstigen verkehrstechnischen Lage und der Schönheit seiner Landschaft, dank aber vor allem der durch großes vaterländisches Geschehen geheiligten Stätten am See, als Spielort zudedacht ist». Bereits arbeitete Architekt Dr. Roland Rohn detaillierte Pläne aus für eine ausgedehnte Festspielanlage. Als Gelände bestimmte man die Uferzone südlich des Kunst- und Kongreßhauses. Ein 10000plätziges Freilicht-Amphitheater wurde auf dem Werftareal projektiert. Ein zweiter, gedeckter Spielbau für 2500 Personen mit Personal- und Garderobentrakt wäre im südlichen Teil des Inseli zu stehen gekommen.

Das Vorhaben blieb aber nicht unangefochten; die «Neue Zürcher Zeitung» trat im September 1937 in einer breit angelegten Artikelserie öffentlich gegen die geistigen Urheber des Luzerner Festspielplans auf. Der Autor – er zeichnete mit dem Pseudonym «Lynkeus» – enttarnte den «Bündischen Gedanken» als verkappte Anschlußtheorie ans Dritte Reich. Wenige Tage später erschien dieselbe Artikelreihe auch im «Luzerner Tagblatt»; sie wirkte wie eine Bombe. Verschiedene Protektoren distanzieren sich schleunigst von der Sache. Am 1. April 1938 kam es zu einer entscheidenden Unterredung zwischen Vertretern der Stiftung und einigen hochgestellten Persönlichkeiten. Lieburg vermochte den Vorwurf nicht von sich abzuweisen, er habe die Luzerner Festspielplanung für eigene Zwecke mißbraucht und zu einer deutschen Nachahmung abgebogen. Den Todesstoß gab dem Projekt ein bundesrätlicher Entscheid: am 31. Mai lehnte die Landesregierung ein Subventionsbegehren der «Stiftung Luzerner Spiele» in der Höhe von 60000 Franken ab. Grundsätzlich wurde zwar die Schaffung von Festspielen in Luzern vom Standpunkt der «geistigen Landesverteidigung» begrüßt. Den «Großdramen» Max Lieburgs wurde aber die Eignung hierfür abgesprochen. Jetzt endlich, nachdem vom Bund eine offizielle Stellungnahme vorlag, zog man allenthalben tapfer vom Leder gegen die nationalsozialistischen Tendenzen des Lieburg-Plans.

Die IMF und das «Theater der Völker»

Nachdem das Projekt Lieburg aufgefliegen war, kam ein neuer Anstoß zur Schaffung von Festspielen in Luzern von ganz anderer Seite her. Bereits 1937 hatte Ernest Ansermet für die Musiker seines Orchestre de la Suisse Romande eine Sommerbeschäftigung gesucht. Durch die Vermittlung von Stadtpräsident Dr. Zimmerli gelang es, für das folgende Jahr eine Konzertreihe zu veranstalten;

am 25. August wurde im Tribschenpark die Tradition der «Internationalen Musikfestwochen» (IMF) begründet mit der Aufführung des «Siegfried-Idylls» unter dem Taktstock Arturo Toscaninis. Eine große Zahl der internationalen Musikprominenz strömte hier nach Luzern – nicht zuletzt deswegen, weil viele sich geweigert hatten, im nationalsozialistisch beherrschten Salzburg oder Bayreuth aufzutreten.

Oskar Eberle, der zuvor noch vom autokratischen Planungsstil Max Lieburgs in den Hintergrund gedrängt worden war, präsentierte 1938 wieder ein Konzept eigener Prägung. Architekt Gebhard Utinger zeichnete dazu einen gewaltigen Festspielbau, der vom Inseli bis zur Wartegrippe reichte. Nach diesem Plan sollte die linke Uferseite Luzerns «in längeren Zeitabschnitten nach und nach mit Bauten bestellt sein, die zur Pflege rein künstlerisch-kultureller Aufgaben gedacht sind. Sie bilden, ihrem Zweck gemäß und auch formal, das ergänzende Gegenstück zur rechtsufrigen Seite, an der heute hauptsächlich die großen Hotels und auch die offiziellen Bauwerke des Verkehrs stehen. . . Wir erreichen durch die Bebauung des alten Tribschenmoores den Abschluß des Städtebildes in einwandfreier und ununterbrochener Weise von Seeburg bis Tribschen.» Kernstück des Gebäudekomplexes bildete ein «Theater der Völker», ein überkuppelter Rundbau nach dem antiken Vorbild von Epidauros. Axialsymmetrisch zu ihm stehend waren ausgreifende, langgestreckte Seitenflügel mit Vorhallen und Kolonnaden geplant, welche einzelne Parkgevierte umschließen. Wohl unter dem Eindruck der IMF, sowie in bewußter Distanz zu den nationalistischen Vorgängerprojekten war das künstlerische Repertoire für den Spielbau betont international gehalten. Alle Jahre sollten die neun Symphonien von Beethoven aufgeführt werden. Im skizzierten Spielplan stellen sich schweizerische Festspiele neben Opern, Theaterwerken der Weltliteratur und Mysterienspielen. Als neuer Gedanke trat das «Gastspiel der Bühne der Welt» auf: «Jedes Jahr soll ein Land eingeladen werden, eines seiner bedeutendsten dramatischen Werke mit seinen besten Kräften in Luzern darzustellen. Es soll eine Ehrenpflicht der Völker werden, im Laufe der Jahre in Luzern zu spielen. Damit wäre der Gedanke Form geworden, der mit dem Werk des Friedens «Forum der Kunst aller Völker» den Willen bekundet, die Völker der Welt im Geiste und im edlen Wettstreit der Künste zu verbinden und zu einigen.» Nichts weniger stand Eberle im Sinn, als in Luzern ein «geistiges Gegenstück zum politischen Völkerbund» zu schaffen. Um sich eine internationale Gönnerschaft für dieses – wahrhaft megalomane – Unternehmen zu sichern, wurde bereits eine englischsprachige Flugschrift in Umlauf gesetzt. Laut Finanzierungsschlüssel sollte das «Forum der Kunst aller Völker» auf Tribschen zu einem Viertel von Bund, Kanton und Gemeinde, zur Hälfte von den USA und zu einem Viertel von den europäischen Staaten aufgebracht werden. Die Stadtgemeinde hätte zusätzlich den Baugrund unentgeltlich abzutreten gehabt.

Eberles phantastische Kulturolympiade auf Tribschen kam nicht zustande. Angesichts der Brutalität des Zweiten Weltkriegs mußte ein «geistiger Völkerbund» zur irrealen Träumerei verblassen. Die IMF überdauerten den Krieg. Mit einem Unterbruch im Jahr 1940 wurden sie bis heute regelmäßig durchgeführt. Anfänglich waren die Festwochen begleitet von szenischen Darbietungen. Im Gründungsjahr 1938 gelangte ein Passionsspiel vor der Hofkirche zur Aufführung. Am selben Ort inszenierten die Spielleute 1942 einen mundartlichen «Jedermann» unter der Regie Eberles. 1943 spielten sie Goethes «Faust» auf dem Weinmarkt. 1944/45 war das Inseli Schauplatz eines Bruderklausenstücks und einer «Antigone»-Bearbeitung von Eberle. In jene Zeit fallen zwei Projekte für Festspielbauten, die angesichts der verheerenden Weltlage wesentlich nüchterner ausfielen. Architekt Ernst Burckhardt plante 1943 über dem aufzuschüttenden Inselikanal einen eingeschossigen Pavillon mit Terrassendach, Garderoben und Foyer im Innern. Auf dem Inseli wäre ein 4000plätziges Amphitheater zu stehen gekommen, das bei schlechter Witterung mit einem Zirkuszelt hätte gedeckt werden können. – Das zweite Projekt um 1945 stammt von Architekt Alois Müggler. An gleicher Stelle, beim alten Brünigbahnhof, entwarf er einen sachlich-funktionalen Baukubus mit Flachdach. Durch einen Seitentrakt mit dem Hauptgebäude verbunden war ein halbkreisförmiges Amphitheater, das sich gegen den zu einer Bühne umgestalteten Inselipark hin öffnete. Im Hauptgebäude hätten Konzertsäle, Kongreßräume, Bankettsäle, Ausstellungsräume, Gaststätten, Gartenterrassen und ein Radiostudio Platz gefunden. Die ganze Anlage wäre nicht nur für den Festwochenbetrieb bestimmt gewesen, sondern hätte überdies «ein Haus des feiertäglich sich versammelnden Volkes» werden sollen.

Beide Pläne sind Papier geblieben. Sie stellen sich damit in die lange Reihe nicht ausgeführter Projekte für Festspielbauten auf dem Gebiet Bahnhofareal-Tribschen. War also ein über hundert Jahre reichendes Bemühen um die Schaffung einer stehenden Festspielstätte in Luzern vergeblich? Dies wäre ein zu harter Schluß. Immerhin müssen die IMF, die nun auf eine bald vierzigjährige Tradition blicken, in unmittelbarem Zusammenhang mit jenen Vorhaben gesehen werden: sie bilden den Ausläufer einer Kulturpolitik, die im 19. Jahrhundert, während des Anwachsens von Luzern zur internationalen Touristenstadt, ihren Anfang nahmen.

Ein Salzburg ist Luzern nie geworden. 1949 verließ Eberle jene Stadt, mit der er vielleicht allzu Großartiges im Sinne hatte, enttäuscht und verbittert. Seither hat sich keiner mehr in den Festspielraum verstiegen.

Quellen

Archivalien und Pläne:

Stadtarchiv Luzern: B 3.8. B 3.3/A.117.
Schweizerische Theatersammlung, Bern.

Gedruckte Quellen, Sekundärliteratur:

Oskar Eberle: Theatergeschichte der innern Schweiz. Königsberg i. Pr. 1929.
O. Fries / F. Schaub: Internationale Musikfestwochen Luzern. 1938–1972. Eine Dokumentation.
Jahrbücher der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur: X/XI, 1938/39; XV, 1946; XVII, 1947.
Luzerner Neueste Nachrichten vom 8. 10. 1938; Forum der Kunst aller Völker, Ein Werk des Friedens,
Luzerner Neueste Nachrichten vom 25. 10. 1946; Der Traum vom Festspielhaus.
Lynkeus: Nationale Spiele im Sinn und Geiste Lieburgs? In: Neue Zürcher Zeitung vom 19.–21. 9. 1937;
Luzerner Tagblatt vom 24. 9., 6. 10., 13. 10. 1937.
Mimos. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur. 9. Jg. Nr. 1/2, Januar 1957.
Eugen Müller: Schweizer Theatergeschichte. Zürich-New York 1944.
Werner Rings: Schweiz im Krieg. 1933–1945. Ein Bericht. Brissago-Zürich 1974.
Walter Wolf: Faschismus in der Schweiz. Die Geschichte der Frontenbewegungen in der deutschen
Schweiz, 1930–1945. Zürich 1969.
Herrn Klaus Niederberger verdanke ich einen Einblick in seine Dokumentation über die Luzerner Fest-
spielprojekte.

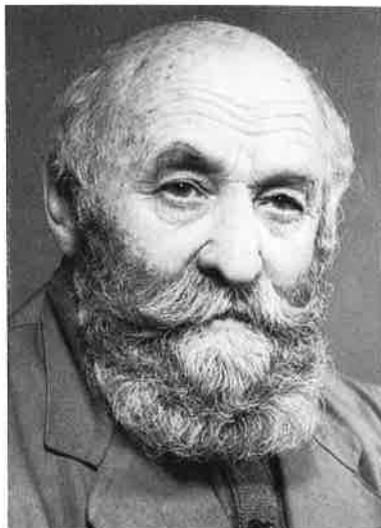
Berühmte Bewohner von Tribschen



Richard Wagner
Komponist weltbekannter Opern
weilte von April 1866 bis April 1872 auf Tribschen



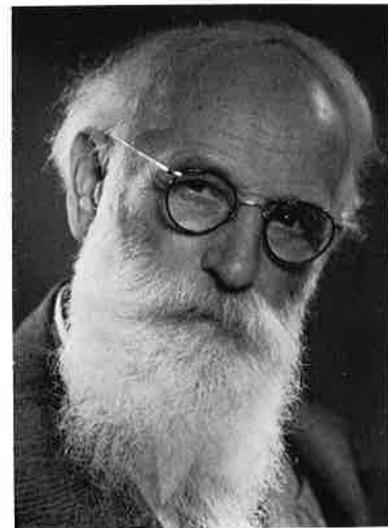
Bundesrat
A. J. Schobinger
1849-1911



Karl F. Schobinger
1879-1951
Kunstmaler



Hugo Siegwart
1865-1938
Bildhauer



Otto Spreng
1877-1960
Kunstmaler und Lehrer
an der Kunstgewerbeschule



Im Jahre 1275 wurde nachweislich das erste Wohnhaus auf Schönbühl errichtet, das im Verlaufe der Jahrhunderte zu einem gediegen eingerichteten Landhaus umgebaut wurde. Bis 1970 diente es Frau Emilie von Schumacher-von Linden als Sommersitz. Das Bild zeigt das von einer malerischen Baumgruppe umschlossene Haus mit Schiffshütte vor der Restaurierung. (Bild Zentralbibliothek)



Der in den Jahren 1974/75 unter der Leitung des kantonalen Denkmalpflegers, Dr. André Meyer, zu einem stilreinen Luzerner Bauernhaus umgebaute Sommersitz Schönbühl. (Photo H. Pfister)



General Felix von Schumacher
1814–1894
auf Schönbühl ansässig 1865–1894
(Photo in Privatbesitz)



Minnie Hauk
1853-1929
(Originalzeichnung)

1898 erwarben Geheimrat Ernst von Hesse-Wartegg und seine Gattin, die berühmte Opernsängerin Minnie Hauk, das Landhaus Honegg ob der Gaß auf Vordertribschen von Oberst Walter am Rhyn. Mit dem Umbau erhielt das Haus ein schloßähnliches Aussehen und wurde seither Villa Wartegg oder Wartegg-schloßli genannt. Die im Februar 1929 verstorbene Minnie Hauk vermachte die Liegenschaft großherzig der Stadt Luzern. Vom Dezember 1942 bis Dezember 1950 (Bezug der Notkapelle Bodenhofstraße 17) konnte Pfarrer Paul Deschler mit den Katholiken unseres Quartiers hier den sonntäglichen Gottesdienst feiern.
(Klischee Pfarreiarchiv St. Anton)





Blick vom Weinbergli auf das nahezu unbebaute Tribschenmoos.

Die massiv gebaute Scheune in der Bildmitte wurde in das Areal des Werkhofes einbezogen und bei der letzten Verbreiterung der Tribschenstraße, anfangs der siebziger Jahre abgebrochen. Aufnahme aus dem Jahre 1885.

(Bild Zentralbibliothek)

700 Jahre Schönbühl

Felix von Schumacher

Bisweilen begegnen wir älteren Menschen, die sich wehmütig der Zeiten erinnern, da der Hof Schönbühl noch keine Vorstadt war, da man noch in Feldern und Tümpeln Streifzüge unternehmen konnte und da das Aveläuten des Kapellenglöckleins in friedlicher Stille und nicht im Straßenlärm verhallte.

Sieben Jahrhunderte lang war Schönbühl ein stiller Gutshof, bedeutungslos in der wechselvollen Geschichte der Waldstätte, kaum beachtet von den Stadtbewohnern, nur wahrgenommen von den Menschen, die ihre Wohnstätte in der Gegend zwischen Tribschen und Langensand hatten.

Im Jahr 1275, also vor genau 700 Jahren, wurde Schönbühl erstmals urkundlich als Besitz des Klosters Murbach erwähnt. Lohnender aber als die Aufzählung der seitherigen Eigentumsverhältnisse ist die Begegnung mit einigen jener Menschen, die in Schönbühl hausten und dabei zu Bedeutung gelangten. Da ist zum Beispiel jene *Agnes von Moos*, der Schönbühl einst eigen war. Sie war gerade Witwe geworden, als sie Schönbühl erwarb. Ihr Mann, Schultheiß *Petermann von Gundoldingen*, hatte im Jahr 1386 als Feldhauptmann die Eidgenossen in die Schlacht von Sempach geführt und sich dort die tödliche Wunde geholt.

Zunächst muß für die Geschichte Schönbühls das Schicksal dieses bedeutenden Mannes kurz gestreift werden. Luzern kann nicht sehr verschwenderisch mit seinen geschichtlich großen Gestalten umgehen. Es hat keinen Tell oder Winkelried, keinen Niklaus von Flüe oder Calvin, keinen Adrian von Bubenberg oder Hans Waldmann, keinen Major Davel oder Henri Dunant. Trotzdem scheint es nicht unverdient, wenn Luzern in seinen historischen Festumzügen immer wieder pietätvoll die Gestalt des greisen Petermann von Gundoldingen durch die Straßen der Stadt wandeln läßt, jenes Mannes, der als Schultheiß 24 Jahre lang unumschränkter Herrscher war – kein Luzerner vor und nach ihm konnte auf eine ähnliche Dauer der Macht hinweisen, schreibt Kuno Müller – und der nach der Schlacht als Sterbender der Republik den Rat erteilte, keinen Schultheißen länger als ein Jahr im Amt zu lassen. «Die Stimme des sterbenden Helden ward, so wie sein Andenken, geehrt und befolgt», schreibt 1775 der Gelehrte und Geschichtsforscher Felix Balthasar.

Die von Moos, denen Agnes entstammte, kamen aus dem Urserental und waren dort Ministerialen der Zürcher Fraumünsterabtei, zu deren Besitztum Uri gehörte. Ein Zweig der von Moos wanderte nach Luzern aus und vermochte sich dort bis weit ins 15. Jahrhundert, häufig auf dem Schultheißensessel, zu behaupten. Jost, der Begründer der Luzerner Linie und Vater der Agnes, vererbte seinen Nachkommen eine erfolgreiche Familientradition von Amts- und Geschäftstüchtigkeit sowie von kluger Heiratspolitik.

Als Agnes den allmächtigen Petermann von Gundoldingen heiratete, handelte sie ganz im Sinn der vom Vater festgelegten Politik. Auf sie fiel dann ein Teil der im Sempacherkrieg eroberten Landschaften. Sie zählte, zusammen mit ihrem Bruder Peter von Moos, zu den reichsten Burgern der Republik. So wurde sie, was hier interessiert, Meierin der ehemals murbachischen Meierhöfe Langensand und Schönbühl. Als solche wird sie genannt, als sie Schönbühl 1391 an den Chorherrn Heinrich von Meienhein verkauft. – Es ist überliefert, aber nicht verbürgt, daß Agnes ihre Wohnstätte im alten Haus auf dem Schönbühlhügel aufgeschlagen hat.

Schönbühl war, wie erwähnt, als murbachischer Hof lange vor der Zeit von Agnes von Moos urkundlich genannt. Ein *Peter von Ruopingen* – vom Hof Ruopingen nordwestlich von Littau stammend – erwarb 1330 als Teiler (Miteigentümer) mit einem Peter aus Malters und einem Meyer aus Stans den Hof «Schönenbüel» bei Tribtschen. Seine Söhne Hänsli, Uli und Chuonrad nahmen für sich fortan den Namen «*de Schönenbüel*» an. Die Familie erlosch später in Luzern, hielt sich aber laut Durrer als Familie de Schönenbüel bis 1688 in Obwalden.

Im Jahr 1589 kam Schönbühl zum Ratsgeschlecht *Schumacher*, als der Landvogt von Malters und Mendrisio, Ratsherr Wendel Schumacher, das Gut kaufte. Sein Enkel – er hieß ebenfalls Wendel – erbaute 1654 die heute (allerdings in erweiterter Form) noch bestehende Wegkapelle. An der Außenwand dieser Kapelle hängt noch ein ansprechend gemaltes Bild aus jener Zeit, das die Entstehung der frommen Gedenkstätte festhält. Es stellt Männer dar, die unterhalb des Bauernhauses Vorderrain im Boden graben. In einer Wolke thronen die Madonna mit Kind und der hl. Antonius, der Eremit. Der darunter erklärende Schrifttext lautet: «. . . sind allhier hell leuchtende Liechter oft zu nacht ersehen worden aus daro Ursach die Erde durch Hr. Wendel L. Schumacher des Raths eröffnet wurden so hat man in einer Truhe unten die gnadenreich Bildnuß Maria zum Schnee und den hl. Antoni in dieser Truhe gefunden zu deren Ehren die gnadenreiche Kapelle durch Hr. Wendel L. Schumacher des Raths A 1654 erbaut wurden.»

Aus dieser Zeit stammt auch die erste Abbildung des Landhauses Schönbühl. Sie ist auf der Karte aus dem Jahr 1645 in Josef Leopold Cysats Beschreibung des Vierwaldstättersees zu sehen. Im Haus selbst fanden sich die Wappen der Schumacher und ihrer Frauen bis auf Gabriel (1544–1679) zurück. Die Familie behielt

Schönbühl fast 200 Jahre. 1765 nämlich verkaufte Felix Augustin Schumacher Schönbühl an Joseph Anton Felix Schwitzer, Gerichtsherr von Buonas. Von da wechselte der Besitz in den stürmischen Zeiten nach der Abdankung des Patriates in ziemlich rascher Folge die Hand. Landsitze wurden damals in einer Nacht am Spieltisch vertan. Dieses Schicksal allerdings blieb Schönbühl erspart, wie die erhaltenen ehrsamten Kaufbriefe bezeugen.

Ins vorige Jahrhundert, in jene Zeit des raschen Handwechsels also, fällt ein Umbau, der dem Haus jene Gestalt gegeben hat, die es bis in die letzten Jahre bewahrte. Daß der Gutshof wohl schon zur murbachischen Zeit und sicher unter Agnes von Moos ein Haus besessen haben muß, dürfen wir annehmen. Auch daß es von seinen Erbauern an die bevorzugte Aussichtslage auf der Hügelkuppe am See gestellt wurde, ist höchst wahrscheinlich. Nur wissen wir darüber nichts Bestimmtes. Wir wissen aber, daß das heutige Haus aus der Barockzeit stammt. Die Holzkonstruktion, die beim derzeitigen Umbau zutage trat, beweist es. Indessen kamen auch Elemente mit gotischer Verzierung zum Vorschein – verwendete Überreste wohl von einem früheren Bau her.

Der Stil des Umbaus aus dem vorigen Jahrhundert läßt uns vermuten, daß die Arbeit unter dem Marquis *Philippe de Maillardoz*, General im Sonderbundskrieg, ausgeführt wurde. Er hatte Schönbühl 1840 von den Gebrüdern *Alois und Xaver Hautt* erworben. Diese waren die letzten Namensträger einer Buchdrucker- und Buchhändlerdynastie. Alois Hautt wurde 1841 Stadtpräsident und später Mitglied der Sonderbundsregierung. Dabei unterstützte er seine kämpferisch-konservative Politik durch eine rege publizistische Tätigkeit vor allem in der gesinnungsverwandten Presse protestantischer Kantone. – Die Umwandlung des bäuerlichen Landhauses, welches Schönbühl noch unter den Hautts gewesen sein muß, in eine Villa mit französisch-klassizistischen Elementen, aber von bescheidener Prägung, deuten klar auf Maillardoz hin, auf einen bedeutenden Mann von vornehmerem Geschmack, den ewige Finanzsorgen zwangen, seinen eleganten Lebensstil in bescheidener Zurückhaltung zu pflegen.

Der damalige Umbau in eine hell verschindelte Villa ohne Klebdächlein vor den Fenstern bewirkte glücklicherweise keineswegs eine Verschandelung. Im Gegenteil, es entstand ein Landhaus, das den Stilgeschmack seiner Zeit sehr ansprechend zum Ausdruck brachte. Das Haus war unaufdringlich herrschaftlich und vor allen Dingen sehr gemütlich. Der Salon mit seinen Rundbogenfenstern und seinem schlicht-klassizistischen Cheminée bestärken uns in der Vermutung, daß hier die Handschrift des Marquis de Maillardoz zutage tritt. Dieser Salon war es, in welchem am 16. Juli 1847 in einer historischen Konferenz zwischen den beiden Sonderbundskommandierenden – General Ulrich von Salis-Soglio und General Philippe de Maillardoz – der Keim zur militärischen Niederlage gelegt wurde.

Salis war der Oberkommandierende der Sonderbundstruppen. Maillardoz, der

die Freiburger kommandierte, genoß, weil sein Operationsgebiet von den zentral-schweizerischen Verbündeten getrennt war, eine Art von Gleichstellung. Ursprünglich war Maillardoz von sechs Sonderbundskantonen als alleiniger Oberkommandierender ausersehen worden. Das war am 28. September 1846. Seine Nomination scheiterte am Einspruch des siebenten Kantons, des Kantons Luzern. Gegen Maillardoz war Luzerns damals allmächtiger politischer Führer Constantin Siegwart-Müller. Dieser eifernde Sonderbunds-Puritaner äußerte Bedenken gegen «die sittliche Aufführung von Maillardoz, welche ich in Luzern kennen gelernt hatte und sein Benehmen in der Angelegenheit der Klöster im Aargau im Jahr 1841». Siegwart spielte dabei auf Maillardoz' liberale Vergangenheit und seine Moral an. In der Tat soll Maillardoz, wie überliefert ist, täglich von Schönbühl aus vierspännig, also offen vor allem Volk seine Freundin aufgesucht haben, die er im «Weinbergli» einlogiert hatte. (Das Haus stand hinter der Tribschenstraße, dort wo heute die Weinberglistraße durchführt.) Siegwart bekannte später: «Nur meiner festen Beharrlichkeit gelang es, die Wahl desselben (Maillardoz') zum Oberkommandierenden zu verhindern.» Gonzague de Reynold schreibt darüber: «In Bern wählte man den Guten (Dufour) und hielt den Schlechten (Ochsenbein) fern. In Luzern wählte man den Schlechten und hielt den Guten fern.»

Auf Ersuchen von Maillardoz fand sich also Salis an jenem 16. Juli 1847 in Schönbühl ein. Als gemeinsamen Operationsplan schlug Maillardoz eine konzentrische Offensivaktion vor. Diese hätte im damaligen Zeitpunkt durchaus Aussicht auf Erfolg gehabt, weil der Gegner infolge politischer Uneinigkeit militärisch noch keineswegs organisiert war. Salis versteifte sich indessen auf die Idee der abwartenden Defensive. «Die Besprechung endete schon nach einer Stunde ohne jedes Resultat», schrieb später Maillardoz. Der Krieg wurde ohne Konzept begonnen. – Im gegnerischen Hauptquartier fürchtete man bis zuletzt ernstlich eine solche Offensive der Sonderbundstruppen. Dufour, in weiser Voraussicht, beruhigte seine Offiziere: «Ils n'oseront pas.» Sie haben es, entgegen von Maillardoz' Rat, tatsächlich nicht gewagt. Freiburg hatte dann, als es zu spät war, auf sich allein gestellt, der Übermacht des inzwischen organisierten Gegners standzuhalten, was es nicht konnte.

Wer aber war dieser Maillardoz und warum kam er überhaupt dazu, sich in Schönbühl niederzulassen? Maillardoz wurde 1783 in seiner freiburgischen Heimat geboren, war 1806 Generalstabshauptmann unter Napoleon, kämpfte in den Schlachten von Friedland und Aspern und wurde in Szegedin von den Ungarn gefangen. 1814 war er Oberstleutnant in der bourbonischen Garde Royale. Nach der Julirevolution von 1830 kam er in die Schweiz zurück und wurde als Oberst zusammen mit Dufour Mitglied des Eidgenössischen Kriegsrates. Allein, Maillardoz stellte bald fest, daß er seiner Heimatstadt Freiburg entfremdet war. Er entstammte einer in fürstlichen Diensten geadelten Familie. Seine Welt war größer als

die Stadtmauern von Freiburg. Er verbarg nicht, daß er das Freiburger Beamtenpatriziat, dem er angehörte, als mittelmäßig verachtete. Innerhalb derselben Klasse bestand damals ein Antagonismus zwischen adligem und bürgerlichem Patriziat. In der Kunst, sich bei den Seinen Feinde zu schaffen, war Maillardoz offenbar nicht unbegabt. Ein schlechtes Andenken an seine Schulzeit stimmte ihn zudem den Jesuiten gegenüber schlecht. Auch hatte er 1810 eine preußische Protestantin geheiratet, die Baronesse Hedwig von Schulz zu Ascheroden. Hedwig gelang es noch weniger als ihrem Mann, in Freiburg heimisch zu werden. 1834 trennten sich die Gatten. Hedwig kehrte nach Preußen zurück. – Politisch war Maillardoz damals ein Liberaler und als solcher seinem künftigen Gegner Dufour wesensverwandt. Als sich in Freiburg eine liberale Regierung etablierte, wurde Maillardoz 1836 Regierungsrat. Erst die aargauischen Klosteraufhebungen und die Freischarenzüge bewirkten Maillardoz' Zuwendung zur konservativen Partei. In diesem Punkt zumindest waren Siegwarts Verdächtigungen unbegründet.

Daß Maillardoz 1840 Schönbühl erwarb, läßt sich aus seiner Einstellung zu seiner Heimatstadt nicht allzu schwer erklären. Trotzdem stand er an der Spitze der freiburgischen Truppen, als diese 1847 Dufours konzentrischen Angriff abwehren mußten, während die Regierung bereits das Kapitulationsangebot des Feindes angstvoll annahm. Als Maillardoz auf seinem Kommandoposten bei Bonnefontaine den Befehl seiner Regierung erhielt, die Feindseligkeiten abzubrechen, begab er sich ins Regierungsgebäude und erklärte seine Weigerung, die Kapitulation durchzuführen. Er betrachte sich als entlassen. Zwei Tage später – es war der 16. November 1847 – verließ er für immer seinen Kanton und zog sich nach Schönbühl zurück. Gegen Maillardoz, dem kaum die Zeit gelassen wurde, sich zu schlagen, richtete sich später der Verdacht des Verrats. Dadurch zutiefst verletzt, entfremdete er sich seiner Vaterstadt vollends. Er starb am 6. Juni 1853. Sein Epitaph steht über seinem Grab hinter der Luzerner Hofkirche.

Dufours Generalstabschef Frey-Herosé deutet in seiner Selbstbiographie an, Maillardoz sei bereit gewesen, zur Schonung von Bürgerblut auf eine Übergabe von Freiburg hinzuwirken, wenn ihm eine Subsistenzsumme von 20000 Franken gegeben werde. Dufour selbst tritt in seinem offiziellen Bericht energisch gegen diese Behauptung auf. Maillardoz habe mit der Kapitulation nichts zu tun gehabt. Er, Dufour, sei dieses Zeugnis der Wahrheit schuldig.

Schönbühl allerdings ging lange vorher, nämlich 1844, aus der Hand Maillardoz' in jene seines Schwiegersohnes, des Grafen Ladislas von Diesbach, über. Es muß sich dabei wohl um eine interne familienrechtliche Eigentumsübertragung gehandelt haben, die in der Geldnot Maillardoz' ihren Grund gehabt haben mag. Maillardoz und nicht sein Schwiegersohn bewohnte nämlich nach wie vor das Haus.

In die Zeit von Maillardoz fällt der Bau der Langensandstraße. Vorher hatte

ein Fußweg die Höfe «hinter der Gaß» erschlossen. Der Besitzer des Hofes Stutz in der Gemeinde Horw, Jost Mahler, ließ die Straße, die bei Tribtschen begann und bis zu seiner Liegenschaft reichte, durch den Straßeninspektor Schwytzer für 2053 Franken auf eine Breite von 7 Fuß anlegen. Die Eigentümer der Höfe, die durch die Langensandstraße auch erschlossen wurden, stifteten an die Kosten freiwillige Beiträge und «verpflichteten sich, die Straße, soweit sie sich über ihr Land erstreckt, auf eigene Kosten in gutem Zustand zu unterhalten». Dafür erhielten sie das Recht, die Straße «zu Pferd, zu Fuß, mit Vieh oder Fuhrwerken» zu benutzen. Maillardoz stiftete als freiwillige Spende 220 Franken. Regierungsrat Joseph Anton Schumacher-Dürler, Besitzer von Hinterrain, zeichnete 80 Franken, während sein lediger Bruder Felix, der keine Familiensorgen hatte und die Liegenschaft Vorderrain besaß, 150 Franken aufbrachte. Der Besitzer von Imfang, Joseph Schlapfer, beteiligte sich mit 100 Franken. Herr Huez dagegen fand für seine Waldparzelle 8 Franken als angemessen. Das war im Februar 1846.

Maillardoz' Erben verkauften Schönbühl an *Wilhelm Schindler-Pfyffer*, den späteren Stadtpräsidenten. Mit Kaufbrief vom 1. Juni 1865 kam Schönbühl in die Familie Schumacher zurück, als General *Felix von Schumacher* die Liegenschaft aus der Liquidationsmasse Schindler ersteigerte. Er war damals 51 Jahre alt und kurz vorher aus Neapel nach Luzern zurückgekommen. In seinem Besitz waren die angrenzenden Liegenschaften Vorderrain (mit dem heute noch über der Kapelle stehenden schönen alten Bauernhaus) und Hinterrain. Hinterrain war der Landsitz, der inzwischen in «Matthof» umbenannt worden ist. Anstelle des Matthof-Hochhauses stand jenes überaus reizvolle kleine Sommerhaus, das in den letzten Jahren seines Daseins durch zunehmende Verwahrlosung an Charme womöglich noch gewonnen hatte und sich die Bezeichnung «Gspensterhüsli» erwarb.

Eine Darstellung der Persönlichkeit des Generals Schumacher steht an anderer Stelle dieser Schrift. – Schönbühl blieb seither den Nachkommen des Generals in seiner verträumten Abgeschlossenheit erhalten. Ein Ried mit hohem Schilf und bunten Sumpflilien umschloß zusammen mit dem See die saftigen Matten und Obstbäume seiner Hügelkuppe. Erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts begann die wachsende Stadt über Tribtschen hinauszugreifen und zuerst die Liegenschaft Imfang und dann auch die Umgebung von Schönbühl mit modernen Wohnhäusern zu belegen. Die angestammten Familien der umliegenden Bauernhöfe waren plötzlich nicht mehr unter sich.

Das alte Schönbühlhaus aber blieb als reizvolles Zeugnis einer vergangenen Epoche stehen. Allein, seine Bauart ließ alle Versuche von Renovationen als sinnlos erscheinen. Nur ein Umbau, bei dem sozusagen alles ersetzt werden mußte, konnte das Haus wieder retten. So ist unter der Leitung von Denkmalpfleger André Meyer und des Architekten Hugo Flory ein Bau entstanden, der seine ursprüngliche Form als Innerschweizer Landhaus wieder zu finden suchte.

General von Schumacher

Felix von Schumacher

Sein Leben umfaßt die Epoche eines ganzen Jahrhunderts. Als er am 14. Juli 1814 geboren wurde, hatte der gestürzte Napoleon eben seine Verbannung auf der Insel Elba angetreten. Bei seinem Tode, am 19. Oktober 1894, hatte Louis Lumière gerade den Kinematographen erfunden. Auch war in diesem Jahr das erste Autorennen Paris–Rouen abgehalten worden. Baron de Coubertin hatte die Olympischen Spiele gegründet, und der letzte Zar, Nikolaus II., hatte den Thron bestiegen.

General Schumachers Epoche reicht von fürstlicher Macht über den Aufbruch berauschter Nationen und revolutionärer Massen bis zum Sieg einer bürgerlichen Besitzordnung. Er erlebte (in der Wiege allerdings) den Wiener Kongreß, dann die 48er Revolutionen, schließlich die Herrschaft der Industriemagnaten und die fortschrittsgläubige Generation des anbrechenden 20. Jahrhunderts. – Schumachers Generalskarriere widerspiegelt zwar, so sollte man vermuten, jene Umwandlung der Machtverhältnisse nur sehr unvollkommen. Trotzdem hat das Jahrhundert der Laufbahn dieses Mannes, wie hier zu zeigen versucht wird, seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt. Immer wieder stellte ihn das Schicksal an Brennpunkte des Geschehens und ließ ihn mit Akteuren der Zeitgeschichte in nützliche Berührung kommen.

Die zahlreichen Briefe, die von ihm erhalten sind, verraten, daß er eine der Zeit entsprechend bescheidene, aber solide Schulbildung erhalten hat. Orthographische und stilistische Unbekümmertheit paarte sich mit einer Leichtigkeit des Ausdrucks, die uns wertvolle Schilderungen vermittelt. Diese Gewandtheit der Feder muß ein Erbstück seiner Mutter gewesen sein, die eine umfangreiche Korrespondenz mit zahlreichen interessanten Zeitgenossen hinterlassen hat. Der geistreiche Staatsmann und Landammann der Schweiz, Vinzenz Rüttimann, gehörte zu ihren eifrigsten Korrespondenten. Sie war es auch, die an den häufigen Staatsempfängen, für deren Glanz Rüttimann bekannt war, die Rolle der Gastgeberin an Stelle der Gattin des Staatsmannes übernahm. In jener nachrevolutionären Zeit waren die Gesetze der Wohlanständigkeit freimütig durch jene der Grazie ersetzt worden. Frau Sophie Schumacher war die Tochter jenes Jost Dürler, der am

10. August 1792 die Schweizergarde bei der Verteidigung der Tuileries befehligt hatte. – General Schumachers Vater war Joseph Anton Schumacher, der als junger Gardeleutnant in Paris ebenfalls das Ende Ludwigs XVI. erlebt hatte und dann zwischen 1814 und 1830 als Militärdirektor Mitglied der luzernischen Regierung war. Es war ein ehrenvoller, aber schlecht besoldeter Posten, der die Familie in enge Verhältnisse zwang.

Mit 19 Jahren tritt Felix Schumacher als Leutnant in den Dienst des Königreichs Neapel. Am Vorabend des Sonderbundskrieges, am 13. Oktober 1846, erreicht ihn dort ein Brief aus Luzern, unterzeichnet von Schultheiß Siegwart-Müller und Staatsschreiber Bernhard Meyer (dem späteren Ritter Meyer). «Die Lage unseres Vaterlandes», heißt es da, «gestaltet sich so, daß wir ernstesten Ereignissen entgegen sehen. Wir finden uns darüber bewogen, uns an Ihre Vaterlandsliebe zu wenden und Sie zu ersuchen, einen Urlaub für längere Zeit zu erwirken zu suchen, um mit Ihren Kenntnissen uns eine willkommene Unterstützung zu leisten.» Ein Gesuch um Urlaub für Schumacher schickt die Regierung gleichzeitig an den König von Neapel. In diesem Urlaub beteiligt sich Schumacher – er ist jetzt Major – an den generalstäblerischen Vorbereitungen des Sonderbundskrieges. Im Feldzug dient er als Adjutant der Division ab Yberg und verfaßt nachher zur Darstellung der Ereignisse und zur Verteidigung seines Divisionskommandanten eine Schrift, deren Inhalt in der Sonderbundsliteratur häufig zitiert wird. Nach der Niederlage bei Gisikon verbringt Schumacher die Nacht auf dem Luzerner Regierungsgebäude. Aber die Regierung ist, wie er seinem Kommandanten rapportiert, «mit der ganzen Kasse geflohen. Ohne Geld, Ordnung und Brod ist schwer zu halten. Welch schmähhliche Niederlage!»

Kaum ist Schumacher nach Neapel zurückgekehrt, bricht dort die Revolution aus. Als Generalstabsoffizier steht er im Feuer der Straßenkämpfe. Ernstlich gefährdet ist sein Leben aber vor allem durch einige Soldaten der neapolitanischen Regierungstruppen, die in ihrer Empörung gerade daran sind, die Gefangenen, die sie bewachen sollten, niederzumetzeln und sich bei ihrem Frevel nicht durch den eingreifenden Schweizer Offizier stören lassen wollen. Er schreibt später: «Verwundet ward ich nicht, viele Kugeln pfffen nah, aber keine war für mich gegossen.» Mit General Groß organisiert Schumacher in der Folge die Befestigung und Verproviantierung der Zitadelle von Gaeta.

Das stärkste Ereignis, von dem Schumacher aus dieser Zeit in seinen Briefen berichten kann, ist die Flucht des Papstes in den Schutz von Gaeta. Die europäische Revolution von 1848 hat vor dem damaligen Kirchenstaat nicht haltgemacht. In Rom wird Artillerie vor dem päpstlichen Palast aufgeföhren und richtet die drohenden Rohre auf die Gemächer des Heiligen Vaters. Es nützt Pius IX. nichts, daß er sich als Vorkämpfer des Liberalismus gebärdet hatte. Mazzini ruft die Republik aus, und der Papst muß als einfacher Kaplan verkleidet, mit einer

entstellenden Brille auf der Nase, durch das Portal der Schweizergarde fliehen und kommt in der Frühe des 25. November in Gaeta an. Schumacher, der sich gerade in Neapel befindet, begleitet den König, der eilends aufbricht, um den Flüchtling zu begrüßen. In der Enge der Zitadelle ist der Papst für einfache Handreichungen dankbar – etwa für eine Tasse Bouillon aus Schumachers Küche oder ausgeliehene Hemden für seinen Bruder. Auf diese Weise entwickelt sich ein herzliches Vertrauensverhältnis, an das sich Pius IX. wieder erinnern wird, wenn Schumacher 13 Jahre später, selber vertrieben, in Rom eintreffen wird.

Im folgenden Jahr schickt der Präsident der Französischen Republik, Prinz Louis Napoleon (der spätere Napoleon III.), das Expeditionskorps Oudinot nach Rom, um die Ewige Stadt für den Papst zurückzuerobern. Gleichzeitig entsendet der König von Neapel 10000 Mann zur Unterstützung der Franzosen. Schumacher kommandiert dabei die Vorwache, bestehend aus zwei Bataillonen Infanterie, acht Kanonen und 400 Dragonern. Als er schon nach wenigen Tagen die Tore Roms erreicht, dort die republikanische Fahne und zwei Konvois Wein erbeutet, trifft beim König von Neapel ein Kurier Napoleons ein, der fordert, die Einnahme Roms sei den französischen Soldaten vorbehalten. Die Neapolitaner hätten umzukehren. Daß der König von Neapel diesem Wunsch entspricht, ist für Schumacher eine herbe Enttäuschung. Er selbst hat dann im französischen Hauptquartier mit Oudinot die Verhandlungen über die Operationen zu führen. Anerkennend verleiht ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion.

Nach dem Feldzug dient Schumacher lange Zeit im Stab des Königs. Seine Aufgabe besteht darin, die Bewaffnung der Armee zu modernisieren, wozu er die meisten Länder Europas bereisen muß. Escher Wyß in Zürich ist einer der Hauptlieferanten der benötigten neuen Waffen. «Man hat alles Mögliche gemacht», schreibt Schumacher, «um mich vom König zu deplacieren. Der König aber sagte nein. Ich brauche ihn.» Als der König im Mai 1859 stirbt, schreibt Schumacher: «Ich habe einen Freund verloren.» Auf einer seiner Reisen, die Schumacher nach Belgien führen, findet er seine Frau, Wilhelmine David.

Eine große und letzte Feuerprobe besteht General Schumacher im Winter 1860/61, als das Königreich von den Garibaldianern und Piemontesen erobert wird und die Reste der Armee sich mit dem jungen Königspaar in der Festung Gaeta zur letzten Verteidigung verschanzen. Franz II., ein unerfahrener junger Herrscher, ist dort über sich selbst hinausgewachsen. Ihm, vor allem aber der jungen Königin, einer bayerischen Prinzessin (Schwester der Kaiserin Elisabeth, «Sissy», von Österreich), gilt die romantische Anteilnahme des damaligen Europa. Nach der zeitgenössischen Drucktechnik gezeichnete Bilder des Königspaares, aber auch das Bild von General Schumacher erscheinen in den illustrierten Zeitschriften. Schumacher rekognosziert damals als Fischer verkleidet die feindlichen Positionen. Die Königin möchte selbst im Gefecht bei den Soldaten stehen, was

ihr der König rundweg verbietet. Als sie sich die Fürbitte Schumachers sichert, willigt der König ein, worauf sich jene später durch den Historienmaler Piloty naturgetreu verherrlichte Szene ereignet, in der die schöne junge Königin in Begleitung des Generals Schumacher unter den Schüssen der piemontesischen Artillerie ihre Kanoniere besucht, die sie mit echt neapolitanischem Jubel begrüßen.

Allein alle Heldentaten können den Sturz des Königreiches nicht aufhalten. Nach der Kapitulation verläßt Schumacher mit dem Königspaar auf dem französischen Boot «La Mouette» den neapolitanischen Boden. Fortan lebt er mit seiner Familie in Luzern.

Im Juli 1870 befindet sich Schumacher zur Kur in Bad Ems. In einem Brief an seine Frau schreibt er beiläufig am Schluß: «Vor einer Stunde sah ich, wie der König Benedetti begegnete. Der König erwiderte das Salut sehr steif.» Schumacher kann nicht ahnen, als er dies schreibt, daß er Zeuge eines für Europa bedeutsamen historischen Ereignisses geworden ist: der Geschichte mit der Emser Depesche. Bismarck hatte den verwaisten spanischen Thron mit einem Hohenzollernprinzen besetzen wollen. Frankreich, die Einkreisung befürchtend, erhob lauten Protest. König Wilhelm von Preußen, ein friedliebender Herr, piff Bismarck zurück, der mit Demission drohte. Der französische Außenminister Gramont (in Bismarcks Urteil «ein Rindvieh») verlangte nun durch seinen Botschafter Benedetti, der König von Preußen solle die feierliche Zusicherung geben, einem neuerlichen Anspruch auf Spaniens Thron die Zustimmung zu verweigern. Benedetti übergibt im Kurpark von Ems dem König diese demütigende Forderung. Wilhelm verbirgt darüber nicht seine Gereiztheit. Höfliches Heben der Zylinderhüte beschließt trotzdem die wohlgezogene Unterredung. Als sich Benedetti ein zweites Mal meldet, wird er vom König abgewiesen – und das ist die Szene, deren Zeuge Schumacher geworden sein muß. – Der König telegraphiert den Vorfall an Bismarck, der den Wortlaut der Depesche verfälscht, wodurch des Königs Abweisung als schimpfliche Behandlung erscheint. Das weitere ist bekannt: die Veröffentlichung der Depesche reizt Frankreichs öffentliche Meinung derart, daß Bismarcks Ziel erreicht wird. Napoleon III., die Gefahr wohl erkennend, kann nicht mehr verhindern, daß die französische Kammer am 19. Juli Preußen den Krieg erklärt. Dieser bringt das Ende des französischen und die Gründung des Deutschen Kaiserreiches. Er sät gleichzeitig jenen tiefen deutsch-französischen Haß, den erst unsere Generation zu tilgen vermag.

Noch ein letztes Mal hat Schumacher Gelegenheit, Geschichte zu erleben. An der Hochzeitsfeier einer Nichte des gestürzten Königs von Neapel mit dem Sohn jenes Hohenzollern, der für Spanien ausersehen war, kommt er mit Kaiser Wilhelm II. ins Gespräch. Es ist im Jahr 1889. Wilhelm hat die Unterredung wahrgenommen, um dem Schweizer beschwichtigend zu erklären, er sei im sogenannten Wohlgeruthhandel nicht gleicher Ansicht wie Bismarck. Was war geschehen?

Der Bundesrat hatte den deutschen Polizeispitzel Wohlgemuth ausgewiesen. Bismarck drohte mit harten Repressalien. Der Bundesrat blieb fest. Die Haltung des Kaisers aber, durch den von ihm gewählten Weg der Schweiz bekannt gemacht, ließ die ernst gewordene Lage im Sand verlaufen.

Daß Schumacher als Akteur im europäischen Geschehen und als Beobachter seines Jahrhunderts den Anschluß an die Zeitentwicklung nicht versäumte, beweist seine spätere Tätigkeit in der jungen luzernischen Industrie und in Verkehrsunternehmen. Er gehörte dem ersten Verwaltungsrat der von Moos'schen Eisenwerke an. Für die Entwicklung der Schifffahrt setzte er sich als Vizepräsident der Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees besonders ein. Mit schwacher Starthilfe und in finanziell engen Verhältnissen betrat er die Bühne seiner Zeit. In respektierter und einflußreicher Rolle konnte er von ihr abtreten.

Tribschen und Richard Wagner

Robert Kaufmann

Wer war Richard Wagner? Sein musikdramatisches Schaffen gehört zum Repertoire der großen Opernhäuser aller Kontinente. Wagner hat als Schöpfer des deutschen Musikdramas seinen festen Stellenwert in der Musikgeschichte. Die Literatur über seine Person und sein Werk ist von außerordentlicher Dimension. Die Frage, wer Richard Wagner gewesen sei, erscheint somit auf den ersten Blick überflüssig. Bei näherer Betrachtung aber ist man mit Friedrich Schiller versucht zu sagen, daß das Charakterbild von Wagners Persönlichkeit «von der Parteien Gunst und Haß verwirrt» in der Geschichte auch heute noch schwanke. Die unterschiedliche Beurteilung bezieht sich auch auf seine Musikdramen, die – rund 90 Jahre nach dem Tod ihres Schöpfers – von den einen als unübertreffliche Gesamtkunstwerke leidenschaftlich geliebt, von den andern wegen ihrer angeblich teutonischen Grundhaltung und ihrer «demagogischen Wirkung» als ungenießbar oder zumindest als unsympathisch abgetan werden. Dem Verfasser dieser Zeilen obliegt in diesem Meinungsstreit keine richterliche Funktion. Er versucht lediglich, von Wagners Luzerner Zeit (1866–1872) und von den Bestrebungen der Stadt, sein Andenken zu ehren, eine flüchtige Skizze zu entwerfen. Die Arbeit ist freilich nicht ohne inneres Engagement entstanden, nicht ohne Bewunderung für ein schöpferisches Genie, welches in der Musik- und Theatergeschichte der Welt einen der ersten Ränge einnimmt.

Als sich Richard Wagner in Luzern niederließ, war er 53 Jahre alt. Er hatte seine unverwechselbare künstlerische Ausdrucksform gefunden. Seine Musikdramen «Der fliegende Holländer» und «Tannhäuser» waren bereits vor über 20 Jahren in Dresden uraufgeführt worden. Die Uraufführung von «Lohengrin» lag ebenfalls 16 Jahre zurück und der 1859 im Hotel Schweizerhof Luzern vollendete «Tristan» war 1865 in München erstmals erklingen.

Ohne Zweifel war es in erster Linie die prachtvolle Lage des pappelumsäumten Tribschengutes, welche Wagner zu einem Ausflug in der Umgebung von Luzern in die Augen stach und sein Interesse weckte. Ohne langes Zögern schloß er im April 1866 mit Oberstleutnant Walter am Rhyn, dem Besitzer des kraft einer Fideikommißordnung unveräußerlichen Patrizierhauses, einen Mietvertrag ab.

Dieses zufälligerweise gerade unbewohnte Haus wirkte etwas vernachlässigt und mußte erst aus seinem Dornröschenschlaf geweckt werden. Wagner bereitete diese Aufgabe sichtlich Vergnügen. Er und seine spätere Gattin, Cosima von Bülow, widmeten der Einrichtung ihres neuen Heims ihre volle Aufmerksamkeit. Die vertraglich zugesicherte Möblierung genügte nicht. Wagner ließ sich einen größeren Transport seines Münchner Mobiliars schicken. Auch die bestehenden räumlichen Verhältnisse vermochten ihn nur halb zu befriedigen. Glücklicherweise billigte der Vermieter seine Vorschläge zur Vornahme einiger baulicher Veränderungen und ließ ihn gewähren. Die gediegenen französischen Marmorkamine im Erdgeschoß und im ersten Stock zeugen heute noch vom hohen Stand der Wohnkultur der neuen Mieter. Wir wissen, daß der Tribschener Aufenthalt nur dank regelmäßiger Zuwendungen von Bayerns König Ludwig II. möglich war. Für Wagner war es daher naheliegend, Tribschen aus tiefer Dankbarkeit gegenüber seinem königlichen Freund sein «Königsasyl» zu nennen. Nicht nur Dankbarkeit aber war es, sondern der Ausdruck echten Naturerlebens, wenn er an Ludwig II. schrieb: «Wohin ich mich aus meinem Hause wende, bin ich von einer wahren Wunderwelt umgeben: Ich kenne keinen schöneren Ort auf dieser Welt, keinen heimischeren als diesen.»

Wagner lebte nun in Abgeschiedenheit ganz seinem Werk. Er dankte dem Schicksal, daß es ihm für die Erfüllung großer Aufgaben einen Ort ausersehen hatte, den er als «über alle Vorstellungen schön und heilig» empfand. Nur von «Tribschener Ruhe» zu sprechen, wäre allerdings falsch, umfaßte doch der Haushalt bereits im Jahre 1866 nicht weniger als 12 Personen: Wagner, Frau von Bülow, deren Töchter Daniela, Blandine und Isolde, die Erzieherin Agnes, ein Kindermädchen, die treue Haushälterin Verena Weidmann (später mit Jakob Stocker, der ebenfalls in Tribschen einzog, verheiratet), die Knechte Peter Steffen und Jost, das Stubenmädchen Marie und die Toulouser Köchin. Ein ansehnlicher Hofstaat von Tieren zeugt für Wagners Tierfreundlichkeit: der von Vreneli ihrem Meister in Genf geschenkte Neufundländer Ruß, der kleine graue Pinscher Koß, das alte gutmütige Pferd «Fritz», das von Frau von Bülow mitgebrachte Pfauenpaar Wotan und Fricka, dazu Schafe und Hühner. Später kamen noch ein Goldfasanenpaar und eine Katze dazu. Dieses ländliche Idyll bildete den äußeren Rahmen für Wagners tägliche Arbeit, die morgens um 7 Uhr begann, um 1 Uhr vom Mittagessen und einem größeren Spaziergang unterbrochen wurde, der ihn ab und zu auch in das «Dubeli» und in das «Casino», seine Luzerner Stammlokale, oder vor das von ihm so sehr bewunderte Löwendenkmal führte. Die zwischen 5 und 6 Uhr wieder aufgenommene Arbeit an der Partitur dauerte bis zum leichten Abendbrot mit Tee, das Wagner um 8 Uhr im Arbeitszimmer des ersten Stockes mit der Familie einnahm. Häufig waren die späteren Abendstunden gegen 11 Uhr dem Diktat an seiner Biographie, Musizieren oder der gemeinsamen Lektüre mit Cosima gewidmet.

Nicht nur die gewonnene Schaffensruhe befähigte Wagner zu Höchstem und Bestem, ein Zweites erwies sich dafür als ebenso notwendig: die endgültige Bindung mit Frau Cosima, damals noch Baronin von Bülow, welche ihm am 10. April 1865 in München die Tochter Isolde und am 17. Februar 1867 auf Tribschen die Tochter Eva geschenkt hatte. Drangvolle Stunden schwerer innerer Kämpfe und vorübergehender abgründiger Hoffnungslosigkeit überschatteten die ersten eineinhalb Jahre der Tribschener Zeit. Obwohl sich Cosima innerlich entschieden hatte, zwangen sie Pflicht und Umstände zu wiederholten Malen, die Heimstätte des Geliebten zu verlassen und ihrem Ehegatten nach München oder Basel zu folgen. Wagner fiel die Trennung jedesmal schwer. Aber noch mehr belastete ihn die Gewißheit, daß es keinen andern Ausweg mehr gab, als einem seiner besten Freunde, dem ersten Wegbereiter seiner Werke, dem genialen Musiker und Dirigenten Hans von Bülow, die Gefährtin entreißen zu müssen. Mitte November 1868 entschloß sich Cosima, sich mit den Kindern dauernd in Tribschen niederzulassen.

Die Geburt des ersten und einzigen Sohnes Siegfried am 6. Juni 1869 mochte die Erinnerung an düstere Stunden getilgt haben. Mit der Trauung, die am 25. August 1870 in der protestantischen Matthäus-Kirche zu Luzern durch Pfarrer Johann Heinrich Tschudi vollzogen wurde, trat eine entscheidende Wendung ein, die nicht zuletzt in Anbetracht der kurz vorher ausgesprochenen Scheidung der Ehe Hans von Bülows mit Cosima die beiden Liebenden von schweren Sorgen befreite.

Beherrscht von Gefühlen des Dankes für seine Frau, schuf nun Wagner in kurzer Zeit eine Komposition, deren thematische Bestandteile Motive aus «Siegfried» und «Götterdämmerung» bilden: das «Siegfried-Idyll», einen symphonischen Satz von zartestem Stimmungsgehalt und anmutiger Großartigkeit bestimmte Wagner für Cosima, die an Weihnachten 1870 ihren 33. Geburtstag feierte. Der Komponist bereitete die Uraufführung des Werkes in aller Heimlichkeit vor. Nachdem in Zürich beim Geiger Oskar Kahl und im dortigen Theater-Foyer bereits zwei Proben stattgefunden hatten, kamen die von Wagner bestellten 15 Musiker am 24. Dezember nach Luzern zur Hauptprobe ins Hotel Du Lac (abgebrochen 1948). Der mit Wagner freundschaftlich verbundene Luzerner Musikdirektor Gustav Arnold, welcher der Probe beiwohnen durfte, berichtete nachher darüber: «Die Musiker waren unter Wagners Leitung wie verwandelt, ihre Leistungen nicht wieder zu erkennen.»

Nach dem geheimnisvollen Einzug der Musiker am frühen Morgen des 25. Dezember, den auch der zu Gast geladene Friedrich Nietzsche miterlebte, erklang um ½8 Uhr im Treppenhaus des Tribschengutes zum ersten Mal das «Siegfried-Idyll».

Die Idee des musikalischen Geburtstagsgeschenkes war übrigens bereits vor der Uraufführung des «Siegfried-Idylls» durch Cosima verwirklicht worden. Zum

56. Geburtstag des Meisters (22. Mai 1869) hatte sie zwei Überraschungen bereit: schon morgens um 6 Uhr wurde Wagner durch Siegfrieds Hornruf geweckt, geblasen von Hans Richter, der zu dem Zwecke von München eigens für einen Tag zu Besuch gekommen war. Zum Entzücken des Geehrten traf dann im Laufe des Vormittags noch das berühmte Pariser Streichquartett Maurin-Chevillard ein, welches drei Streichquartette von Beethoven wiedergab. Diese Morgengaben wurden – wenigstens dem äußeren Aufwand und der Originalität nach – an Wagners Geburtstagsfest des darauffolgenden Jahres noch übertroffen. Morgens um acht Uhr erschien im Tribschenpark die 45 Mann starke Luzerner Feldmusik und spielte einen «Huldigungsmarsch», den Wagner sechs Jahre zuvor zu König Ludwigs 19. Geburtstag komponiert hatte. Die Feldmusik, welche nach Wagners Aussage «überraschend gut» spielte, erhielt von ihm als Anerkennung 100 Franken. Cosima hatte den Proben in der Soldatenkantine der alten (1971 verschwundenen) Kaserne beigewohnt und die richtigen Tempi angegeben.

In Wagners kompositorischem Schaffen sind die Tribschener Jahre – neben dem «Siegfried-Idyll» – durch die Vollendung der «Meistersinger», des «Siegfried» und der Kompositionsskizzen des 1. und 2. Aktes der «Götterdämmerung» gekennzeichnet. Zur Gründung des Zweiten Kaiserreiches komponierte er den «Kaisermarsch». Über die «Meistersinger» äußerte sich Hans von Bülow bereits voll Begeisterung im Juli 1866, als der Komponist mit der Orchesterskizze des 2. Aktes begonnen hatte. Er prophezeite, das Werk werde das Höchste darstellen, was unter nationaler Blüte zu verstehen sei. Die Arbeit ging rasch voran, trotzdem sie in eine Zeit fiel, die Wagner mit Sorge um das Schicksal Hans von Bülows als Künstler und Mensch erfüllte und ihn auch wegen des preußisch-österreichischen Krieges, welcher am 14. Juni 1866 ausgebrochen war, heftig bewegte. In gehobener Stimmung konnte er jedoch am 24. Oktober 1867 nach München folgendes Telegramm senden: «Heute Abend Schlag 8 Uhr wird das letzte C niedergeschrieben. Bitte um stille Mitfeier. Sachs.» Einen eigentlichen Triumph erlebte der Komponist bei der Uraufführung des Werkes am 21. Juni 1868, als er im königlichen Hof- und Nationaltheater München an des Königs Seite und in dessen Loge der Vorstellung beiwohnen und die Ovationen eines begeisterten Publikums entgegennehmen durfte. Im selben Jahr war Wagner bereits mit der Reinschrift des 1. Aktes von «Siegfried» beschäftigt. Das Jahr 1869 steht im Zeichen der Beendigung dieses Musikdramas und der musikalischen Skizzierung der «Götterdämmerung». Diese zog sich bis 1872 hin, dem Jahr der Übersiedlung nach Bayreuth; dort vollendete Wagner die auf Tribschen begonnene Orchesterskizze zum 3. Akt und begann hernach mit der Niederschrift der Partitur. Die zähe, ja fast übermenschliche Ausdauer, mit der Wagner in immenser Kleinarbeit seine künstlerischen Absichten realisierte, mußte ebenso Bewunderung erregen wie seine Kunstwerke selbst.

Neben der kompositorischen Tätigkeit war auch Wagners schriftstellerisches Wirken in jenen Jahren außergewöhnlich vielseitig. 1868 erschien seine Schrift «Deutsche Kunst und deutsche Politik». 1869 verursachte die Neuauflage seiner Abhandlung «Das Judentum in der Musik» Aufsehen und einige Verwirrung. Im selben Jahr entstand die Schrift «Über das Dirigieren» und das erste Kapitel der Autobiographie «Mein Leben». Endlich erschien 1870 zu Beethovens 100. Geburtstag die Gedenkschrift «Beethoven».

Im Beethovenjahr 1870 und im Frühjahr 1871 veranstaltete Wagner mit den aus Zürich hergereisten Musikern Kahl, Rauchenecker und Ruhoff und dem bei ihm als Sekretär und Kopist tätigen Hans Richter regelmäßig in Tribschen Kammermusikonzerte, in denen nach und nach sämtliche Beethoven-Quartette gespielt wurden. Diese Konzerte standen nicht nur im Zeichen der Musik, sondern auch der angeregten Diskussion und fröhlichen Geselligkeit.

Nicht in den Rahmen unbeschwerter Geselligkeit paßte zwar das überraschende Auftreten König Ludwigs II. in Luzern am 22. Mai 1866. Die Reise des jungen Monarchen, welche der Öffentlichkeit hätte verborgen bleiben sollen, löste in München heftige Kritik aus. Für Ludwigs «Schwärmereien» in politisch ernsten Tagen wußte man nicht viel Verständnis aufzubringen. Sein ersehntes Wiedersehen mit Wagner erwies sich für ihn als Beglückung und Enttäuschung zugleich, lehnte dieser doch das großzügige Anerbieten, ein feudales Schloß in Bayern als Wohnstätte zu beziehen, kategorisch ab, weil seine Bindung zum Asyl am Vierwaldstättersee bereits zu stark gewesen war. Einen erfreulichen Ausgang für beide Teile nahm die Aussprache mit Franz Liszt über Wagners Beziehungen zu Cosima (9./10. Oktober 1867). Beeindruckt von des Meisters Persönlichkeit, verließen er und später Gräfin d'Agoult, Cosimas Mutter, die anfänglich Wagner nicht günstig gestimmt war, Tribschen. Aufnahme und Trost fand hier auch Hans von Bülow, nachdem er wegen der gegen ihn gerichteten Schmähartikel der Münchner Presse den König um seine Entlassung gebeten hatte. – Sozusagen ständiger Gast war Hans Richter, Wagners treuer Sekretär und Verfasser zahlreicher Partiturreinschriften. Der blonde Lockenschopf sollte später als berühmter Dirigent seines Meisters Werke siegreich ins neue Jahrhundert hinübertragen. – Während der Architekt Gottfried Semper Wagner die Pläne für ein Festspielhaus in München unterbreitete, betrat der Dichterphilosoph Friedrich Nietzsche erstmals Tribschen. Der junge Philologe, der Wagner 1868 bei dessen Schwager Brockhaus kennengelernt und 1869 als Professor nach Basel berufen wurde, zögerte nicht, seinen neuen Bekannten in Luzern aufzusuchen. Er wurde hier zum gern und öfters gesehenen Gast. 23 Besuche zeugen vom regen und intensiven Gedankenaustausch zwischen dem in den Zwanzigerjahren stehenden Philosophen und dem gereiften Musiker. Hier empfing der begeisterte Nietzsche seine Anregungen zu seinen ersten berühmten Schriften «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der

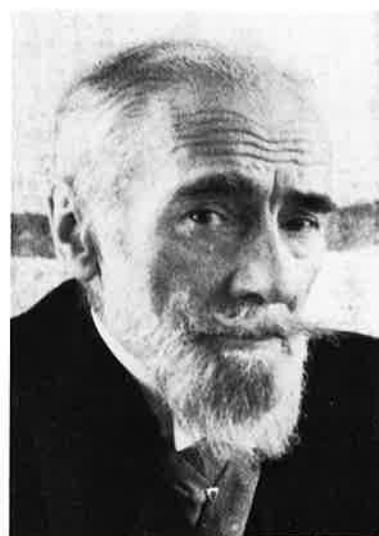
Förderer des Wirtschafts- und Kulturlebens auf Tribtschen



Albert Aebi
1897-1944
Fabrikant
Gründer der Frigorex AG



Ernst Ambühl-Haltner
1894-1975
Architekt



August am Rhy
1880-1953
Architekt und Historiker



Alfons Bächler
1893-1953
Schreinermeister
Erfinder und Patentinhaber
eines neuen Systems
von schalldichten Türen



Johann Bolli-Jost
1873-1950
Baumeister
Erstellte die Weinbergli- und
Geißenstein-Überbauung



Walter Boßhardt
1878-1959
Kaufmann
Gründer der Glas-
und Porzellanfirma
Boßhardt & Co. AG



Peter Bürki
1882-1952
Kaufmann
Gründer der Schachtelkäsefabrik
Peter Bürki & Co. AG



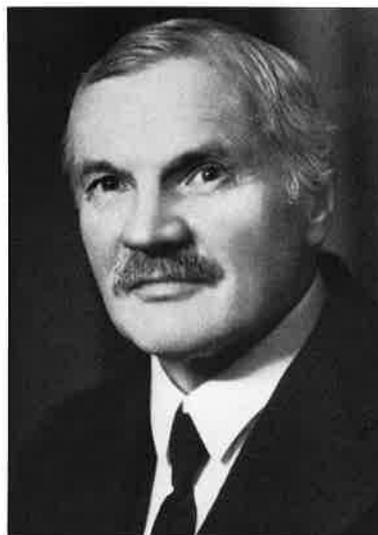
Albert Dreyer-von Rotz
1889-1950
Mitbegründer der
Metallschlauchfabrik (BOA AG)
techn. Leiter und Erfinder der
heute noch fabrizierten Produkte



Anton Julius Eggstein
1844-1933
Zimmermeister
Gründer des Holzbau- und
Pfählunternehmens Eggstein



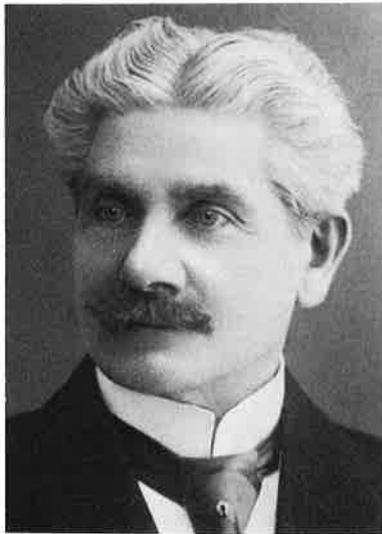
Arnold Gmür
1895-1916
Fuhrhalter
Gründer der Transportfirma
Gmür & Co. AG
und der Sauerstoff- und
Wasserstoff-Werke AG Luzern



Paul Goll-Müller
1880-1955
Orgelbaumeister



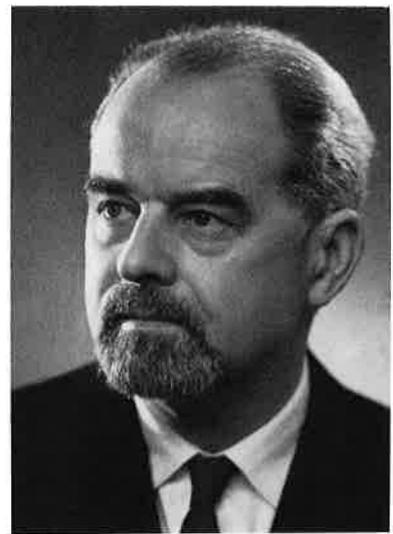
Josef Hug-Schmid
1879-1962
Bäckermeister
Mitbegründer der
Pistor-Einkaufs-Genossenschaft



Heinrich Keller-Brandt
1857-1941
Baumeister
Gründer des Baugeschäftes
Gebr. Keller AG



Fritz Klein
1863-1923
Fabrikant
Gründer der
Nähmaschinenfabrik Helvetia



Hans Lüthy
1907-1962
Fabrikant
Gründer der Cartonnagen AG



Otto Meyer-Keller
1875-1942
Elektro-Ingenieur ETH
Gründer der Fitma
O. Meyer-Keller & Co.
Vorgängerin der BOA AG



Konrad Schätzle-Kley
1834-1909
chemals Lehrer und Musikdirigent
Gründer der Bier- und
Kohlenhandlung Schätzle



Alfred Schätzle-Haas
1863-1951
Kaufmann
Gründer der Kohlen-Import-
und Handels-Firma
A. Schätzle AG



Heinrich Schurter
1892-1968
Fabrikant
Gründer der elektrotechnischen
Unternehmung Schurter AG



Hans Siegwart
1867-1927
Architekt
Gründer der Internationalen
Siegwart-Balkengesellschaft



Gotthard Styger-Weber
1881-1965
Fuhrhalter und Pferdehändler



Karl E. von Vivis
1862-1948
Kaufmann
Gründer der Getränkefirma
von Vivis & Cie. AG



Wilhelm Wobmann
1896-1968
Fabrikant
führte die Schreinerei,
Fenster- und Kistenfabrik
Wobmann & Müller weiter



Rudolf Zobrist
1864-1921
Baumeister
Erbauer vieler Häuser
im Unterlachen-Quartier

Musik» und «Richard Wagner in Bayreuth». Wer hätte damals geahnt, daß die scheinbare geistige Verwandtschaft der beiden Männer sich später bei Nietzsches in einen unversöhnlichen Haß gegen Wagner und sein Werk wandeln werde?

Von den Schweizer Freunden und Bekannten nennen wir: den Zürcher Staatschreiber Dr. Jakob Sulzer, den Luzerner Landschaftsmaler Josef Zelger, den Kaufmann François Wille, Musikdirektor Gustav Arnold und Oberstleutnant Walter am Rhyn, Fideikommißherr des Tribschengutes.

Wenn Wagner in der kurzen Zeitspanne 1867–1869 nicht weniger als achtmal nach München fuhr, so wird damit besonders deutlich, daß die Geborgenheit auf Tribschen seinen lebendigen Kontakt mit der Außenwelt nicht ausschloß und seine Anwesenheit zur Regelung persönlicher und künstlerischer Angelegenheiten in der Isarstadt zu wiederholten Malen notwendig machte. Seine letztlich von Erfolg gekrönten Anstrengungen zur Rehabilitierung Bülows durch König Ludwig wurden bald überschattet von Sorgen um die Besetzung und Vorbereitung der «Meistersinger»-Uraufführung, die dann einen guten Verlauf nahm und ihm den erwarteten Triumph einbrachte.

Die Beziehungen zu König Ludwig waren recht zwiespältig, bald herzlich, bald durch Differenzen getrübt, die nach der zweiten mißlungenen «Lohengrin»-Aufführung besonders tiefe Verstimmung hinterließen. Die zahlreichen Reisen, die den teils von Sehnsucht nach der noch dort weilenden Cosima, teils von künstlerischen Motiven getriebenen Wagner nach München führten, lassen die Frage anschneiden, ob diese Stadt Ort der Erfüllung seiner Festspielpläne werden sollte. Der «Meistersinger»-Triumph hatte nicht darüber hinweggetäuscht, daß Wagner in München erbitterte Feinde besaß, die nicht nur den verhaßten «Zukunftsmusiker» angriffen, sondern auch Hans von Bülow und Cosima beschimpften und verleumdeten. Dazu gesellten sich das mangelnde Verständnis und der Eigensinn Ludwigs gegenüber den künstlerischen Ideen des Komponisten. Dies war Grund genug, sich anderswo umzusehen. Eine Reise nach dem damals noch unbekanntem Bayreuth im Jahre 1871 brachte eine rasche und ziemlich unerwartete Entscheidung. Noch im selben Jahre kündigte der Meister Festspiele in Bayreuth auf das Jahr 1873 an. Sein «verwegener Plan», den er bereits mehr als 20 Jahre zuvor geäußert hatte, «auf einer schönen Wiese von Brett und Balken ein rohes Theater aufzurichten», um dort mit geeigneten Sängern und Musikern bei einem «dramatischen Musikfest» seine Werke aufzuführen, harrte nun – fern von Tribschen – der konkreten Verwirklichung. Fern waren seine Gedanken, näher rückte der Augenblick, da es galt, von der «Insel der Seligen», vom lieblichen See, von der majestätischen Bergwelt der Innerschweiz Abschied zu nehmen.

Zwei Jahre später gab die Grundsteinlegung des Festspielhauses Bayreuth, welche auf den 22. Mai 1872 festgesetzt war, das Signal zum endgültigen Abschied vom Landgut Tribschen und damit auch von der Schweiz. Heute steht

fest, daß es nicht zuletzt die Ruhe dieser Halbinsel und die Freiheit der Inner-schweizer Alpenwelt waren, die Wagner die Kraft verliehen, an sein «Opus» Bayreuth zu glauben und die damit verbundenen Vorarbeiten künstlerischer, organisatorischer und finanzieller Natur mit ungebrochener Energie erfolgreich zu vollenden.

Während Wagner bereits am 22. April 1872 Tribschen verlassen hatte, reiste ihm Cosima am 30. April mit den Kindern nach. Nietzsche, der bei den Aufräumungsarbeiten behilflich war, berichtet vom denkwürdigen Tage: «Wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall in der Luft, in den Wolken; der Hund fraß nicht, die Dienerschaft war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen, ach, es war trostlos! Tribschen hat nun aufgehört.»

Die Stadt Luzern hält das Andenken Richard Wagners in Ehren. 1933 – rund 60 Jahre nach dem Auszug des Komponisten – wurde in der Tribschen-Villa ein stadteigenes Richard-Wagner-Museum eingerichtet. Zwei Jahre zuvor war das Tribschengut zum Preis von 350000 Franken in öffentliches Eigentum übergegangen. Die Möblierung und Gestaltung des Hausinnern zielt darauf ab, die Wohnatmosphäre des 19. Jahrhunderts wiederzugeben. Unter den Wagneriana ragen vor allem die Partitur-Urschrift des «Siegfried-Idylls» samt Widmungsgedicht, die Orchesterpartitur des Schusterliedes aus den «Meistersingern», die vollständigen Faksimile-Partituren der «Meistersinger» und von «Tristan und Isolde» hervor. Eine besonders wertvolle Leihgabe der Familie Wagner stellt der Erard-Flügel dar, welcher den Komponisten nach Venedig begleitete, fünf Monate im Hotel Schweizerhof stand und hernach mit nach Paris, Wien, München, Tribschen und Bayreuth zog. Tribschen darf als Geburtsstätte der Internationalen Musikfestwochen angesprochen werden, indem hier der berühmte italienische Maestro Arturo Toscanini am 25. August 1938 mit einem Eliteorchester Werke von Mozart, Beethoven, Rossini und Wagner zur Aufführung brachte. Im Jahre 1943 konnte dem Museum eine Sammlung alter und seltener Musikinstrumente von hohem Wert angegliedert werden. Es handelt sich um einen Teil des Nachlasses von Heinrich Schumacher-Scheidegger (gestorben 1923).

Während das Museum und der pappelumsäumte Tribschenpark sich eines zunehmenden Besuches seitens der ausländischen Gäste und der einheimischen Bevölkerung erfreute, rückte in den sechziger Jahren das Problem der unversehrten Erhaltung des Tribschengutes in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Es sei daran erinnert, daß die Liegenschaft Tribschenhorn von der Stadt seinerzeit nicht einmal sosehr mit Rücksicht auf das Andenken Richard Wagners erworben worden war, sondern vielmehr deshalb, um sie vor Überbauung und Spekulation zu schützen und ihre «idyllische Ruhe und Unversehrtheit» möglichst zu erhalten. Die rege Bautätigkeit «hinter der Gaß» in einer Periode der Hochkonjunktur führ-

te zu einer Bevölkerungszunahme, welche zwangsläufig die Planung und Realisierung von neuen Einkaufszentren, Kindergärten, Quartierschulhäusern sowie eines Strandbades nach sich zog. Die 1964 bzw. 1969 fertiggestellten Schulhäuser Wartegg und Tribtschen bedeuteten einen ersten Einbruch in den 1931 proklamierten Grundsatz des Landschaftsschutzes. Da diese Bauten aber stark landeinwärts situiert sind und nicht in der eigentlichen Parkzone liegen, bedeutet diese Überbauung keine wesentliche Beeinträchtigung des «Tribtschen-Idylls». Einer kritischeren Beurteilung unterlag der Plan, unmittelbar neben dem Tribtschenhaus ein Strandbad zu erstellen. Die erste entsprechende Vorlage wurde von der stimmberechtigten Bürgerschaft im Februar 1960 abgelehnt. Ein zweites, abgeändertes Projekt wurde dann 1964 gutgeheißen. Man mag es bedauern, daß Tribtschen in den Sog einer Zeit geraten ist, welche andere Wertmaßstäbe besitzt als frühere Generationen. Man mag es auch bedauern, daß die Stadt Luzern keine großen Landreserven besitzt, welche ihr gestatten würden, große Liegenschaften mit Seeanstoß unberührt zu belassen. Immerhin ist zuzugestehen, daß die Hochbauten der Badeanlage keine großen Kuben aufweisen und sich dementsprechend unauffällig in das Landschaftsbild einfügen. Auch darf man sich damit trösten, daß der Badebetrieb sich über eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne innerhalb eines Jahres abwickelt. Die Schweizerische Richard-Wagner-Gesellschaft (ehemals Gesellschaft Richard-Wagner-Museum Tribtschen), welche Mitglieder aus der ganzen Schweiz umfaßt, konnte schließlich erreichen, daß durch eine Eintragung im Grundbuch jede spätere Erweiterung des Strandbades in nördlicher Richtung ausgeschlossen und in diesem selbst jeder vermeidbare Lärm untersagt wird. So endete dieses Kapitel mit einem gut schweizerischen Kompromiß.

Das Richard-Wagner-Museum ist heute ein, wenn auch kleines, so doch markantes kulturelles Zentrum mit internationaler Ausstrahlung. Landschaft, Villa und Ausstellung bilden hier ein Ganzes, das auch bei künftigen Entscheiden städtebaulicher Natur Pflege und Erhaltung verdient. Nur diese Betrachtungsweise – und wir hoffen, sie werde nie einer anderen Platz machen – bietet Gewähr dafür, daß Tribtschen auch in Zukunft mit dem Namen «Richard Wagner» in einen würdigen und sinnvollen Zusammenhang gebracht werden darf.

Bundesrat Josef Anton Schobinger

Annemarie Schobinger

Josef Anton Schobinger wurde am 30. Januar 1849 in Luzern geboren als Sohn des Spitalverwalters Heinrich Schobinger. Das Herrschaftshaus Weinbergli war sein Geburtshaus. Er besuchte die Primarschule und in den Jahren 1862–1865 die Realschule in Luzern. Um die französische Sprache zu erlernen, begab er sich anschließend nach Champéry. Seine Studien als Architekt hatte er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich betrieben, ohne sich dabei ein Diplom zu erwerben. Die Architekten betrachteten sich nämlich als Künstler, für die ein Diplomabschluß nicht als Erfordernis galt.

1870 begann er seine berufliche Tätigkeit. Schon im folgenden Jahr wurde er zum Oberschreiber des Baudepartements und zum Hochbauinspektor von Luzern gewählt. Bereits 1872 erfolgte seine Wahl in den Großen Rat. Zwei Jahre darauf siegte Schobinger bei den Regierungsratswahlen über den Kandidaten der Liberalen Partei, Stadtrat Friedrich Wüest. Schobinger wurde als Regierungsrat mit dem Baudepartement betraut und stellvertretend mit dem Militärdepartement. – Die Wahl des damals erst 25 Jahre alten Architekten Schobinger, Mitglied der Konservativen Partei, schlug hohe Wellen, wurde doch dadurch das Verhältnis zwischen konservativen und liberalen Parteianhängern im Regierungsrat zugunsten der Konservativen auf fünf zu zwei verschoben, was in der Epoche des Kulturkampfes und seiner Nachwirkungen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für das politische Leben des Kantons Luzern hatte.

Josef Anton Schobinger galt schon damals als begabter Architekt und vielseitig interessierter Mann. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich in seiner Freizeit dem Geschichtsstudium; seit 1872 war er Mitglied des Historischen Vereins der V Orte. Zu seiner hohen Intelligenz kam eine rasche Auffassungsgabe. Er wurde als geschickter Redner anerkannt, was ihm besonders bei seiner späteren Laufbahn in der eidgenössischen Politik und in der Landesregierung zugute kommen sollte. Sein Charakter zeichnete sich aus durch große Lebhaftigkeit, Feingefühl und intensives Gesellschaftsbedürfnis. Heinrich Walther, sein Nachfolger im luzernischen Baudepartement und im Nationalrat, nannte Schobinger einen Menschen von edelster, innerlich vornehmer Gesinnung und tiefer Herzlichkeit.

Josef Anton Schobinger wurde als Regierungsrat, wie schon erwähnt, Vorsteher des kantonalen Baudepartements. Im Zentrum der bauamtlichen Tätigkeit lag in der damaligen Zeit das Eisenbahnwesen. Die ganze Schweiz lebte in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in einem wahren Eisenbahntaumel. Luzern hatte dank seiner Lage eine große Bedeutung für den schweizerischen und internationalen Transitverkehr; Ost- und Westbahnen, Nord- und Südverbindungen sollten das Kantonsgebiet durchziehen und sich in seiner Hauptstadt treffen. Im Hinblick auf eine baldige Verkehrsübergabe der Gotthardlinie sah man in Luzern auch das Tor zum Gotthard. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der Eisenbahnbau vor allem im ersten Jahrzehnt der amtlichen Tätigkeit Schobingers die Hauptaufgabe und Haupttätigkeit des kantonalen Baudepartements bildete; damit hängen zusammen der Ausbau des kantonalen Straßennetzes und die Flußkorrekturen längs der im Bau befindlichen oder noch zu bauenden Bahnlinien.

Von besonderer Bedeutung war auch der Wasserbau. So wurden in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Wasserspiegel des Baldegger- und Sempachersees tiefer gelegt, die Kleine Emme verbaut und eine durchgreifende Emmenkorrektur vorgenommen (Hochwasserkatastrophen!). Dazu kamen kleinere Fluß- und Bachverbauungen. Das Wassergesetz vom 25. April 1875 erleichterte durch Gewährung von Staatssubventionen die großen Korrektionsarbeiten.

Erwähnenswert ist auch die Errichtung von Staatsgebäuden in Stadt und Kanton: Das Regierungsgebäude wurde renoviert; bis 1890 wurde die Post und – nach dem Bau des neuen Postgebäudes am Bahnhofplatz – die Kantonalbank im Westflügel des Regierungsgebäudes untergebracht. Filialen der Kantonalbank entstanden in Willisau, Hochdorf und Schüpfheim. Das neue Staatsarchiv konnte 1892 bezogen werden. Dazu kam der Bau des kantonalen Gerichtsgebäudes, der Kantonalen Spar- und Leihkasse, der Kantonalen Einzinskasse und des Lehrmittelverlags. Auch im Sozialbau wurde viel geleistet: Die Heilanstalt St. Urban (ehemals Zisterzienserkloster), das Taubstummenheim Hohenrain (frühere Komturei der Johanniter) und das Kinderheim Rathausen (einstiges Zisterzienserkloster) wurden in diesen Jahren eingerichtet.

Josef Anton Schobinger blieb bis 1908, also 34 Jahre lang, Mitglied des Regierungsrates. Die rege Tätigkeit seines Departements, die großen baulichen und eisenbahnpolitischen Unternehmen auf kantonalem Gebiet lassen auf die Bedeutung und die Fähigkeit Schobingers schließen. Er, der Fachmann, trat mehr als Administrator denn als Politiker hervor. Von Haus aus konservativ, bekannte er sich im wirtschaftlichen Leben zum Fortschritt und näherte sich auf diesem Gebiet den liberalen Bestrebungen. So war es denn auch nicht zu vermeiden, daß Gegensätze zwischen ihm und Philipp Anton von Segesser als dem prominentesten Führer der Luzerner Konservativen auftraten. Nach Segesser trat Josef Zemp

an die Spitze der Partei. Nachdem Zemp 1891 in den Bundesrat berufen worden war, ging die Parteileitung an Schobinger über. Auf diesem Posten bemühte er sich vor allem um ein gutes Einvernehmen mit den Gegnern; nie verstand er sich in der «Schmollwinkelpolitik» zahlreicher Konservativer während des Kulturkampfes. War er also kein militanter Parteipolitiker, so besaß er die vor allem zu jener Zeit nicht zu unterschätzende Gabe, Parteien zusammenzuführen.

1888 wurde Josef Anton Schobinger als Nachfolger von Ph. A. von Segesser vom Kreis Sursee-Hochdorf in den Nationalrat gewählt, den er in der Amtsperiode 1904/05 präsierte. Er amtierte als Präsident der 1894 gegründeten Schweizerischen Katholischen Volkspartei und der katholisch-konservativen Fraktion der Bundesversammlung. Am 17. Juni 1908 erfolgte die Wahl Schobingers zum Nachfolger Josef Zemps in den Bundesrat. Er übernahm zuerst das Justiz- und Polizeidepartement, dann das Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsdepartement, das Finanzdepartement und schließlich das Departement des Innern. Die kurze Zeit, die er in der Landesregierung verbrachte (dreieinhalb Jahre) und der ständige Departementswechsel ließen seine Tätigkeit im Bundesrat nicht zur vollen Entfaltung kommen. Das Eisenbahndepartement, das ihm wohl am meisten entsprochen und zu dessen Führung er die besten Voraussetzungen mitgebracht hätte, wurde ihm nicht übertragen. (Seit der Verstaatlichung der Eisenbahn bis zu seinem Eintritt in den Bundesrat war Schobinger Mitglied des Verwaltungsrates der SBB.) Dennoch hatte die Tätigkeit Schobingers in der Landesregierung ihre Bedeutung, wenn er auch mehr hinter den Kulissen wirkte. Seine größte und bedeutungsvollste Arbeit leistete er jedoch auf kantonalem Gebiet: Bahnhoffrage (Haldenprojekt und Seeüberbrückung, Tribtschenmoosprojekt und Stadtumfahrung im Norden, beides Ersatzprojekte für den alten Zentralbahnhof), Bau der Entlebuch-Bahn (Verbindung Bern–Luzern), Bau der Gotthardbahn und Bewältigung der Krisenzeit des Gotthardunternehmens, Bau der Seetalbahn, um nur die hervorragendsten Leistungen kurz zu erwähnen.

In der Dezembersession 1911 hätte Josef Anton Schobinger zum Vizepräsidenten des Bundesrates mit Anwartschaft auf das Bundespräsidium gewählt werden sollen. Aber die Krankheit, unter der er schon vor seiner Wahl in den Bundesrat gelitten hatte, brach sein Leben jäh ab. Kurz nachdem seine einzige, in Berlin lebende Tochter Edith, die ihm in seiner nur wenige Jahre dauernden Ehe mit der Engländerin Mary Coven geschenkt wurde, in Bern angelangt war, starb er am 27. November 1911.

Die Neue Zürcher Zeitung vom 27. November 1911 schrieb über das Ableben Bundesrat Schobingers: «Der frühe Tod des Herrn Schobinger ruft in der ganzen Schweiz lebhafteste Gefühle schmerzlicher Sympathie wach. Großen Anteil daran hat die rein menschliche Teilnahme am jähen Abbruch eines stets aufwärts führenden Lebens, von dem noch viele reife Früchte erwartet wurden.»

Maler und Bildhauer im Quartier Tribschen-Langensand

Peter Spreng

Zwei Gründe sind es, die unserem Quartier im neueren Kunstgeschehen der Stadt Luzern einen guten Platz sichern. Einerseits gab und gibt es im Quartier Gebäulichkeiten und Baugrund, die sich zur Einrichtung oder Errichtung von Ateliers sehr gut eignen. Zum andern reizte das bis in die neueste Zeit wenig überbaute Gebiet die Landschaftsmaler immer wieder, hier Motive für ihre Skizzen und Gemälde zu suchen.

Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts fanden die Landsitze Tribschen und Stutz mit ihrer idyllischen Umgebung bewußte künstlerische Bildgestaltung in den Radierungen von *David Herrliberger* nach Naturstudien von *Johann Ulrich Schellenberg*. Als Hinter- oder Vordergrund erscheint das Tribschenmoos mit der Weinberglirippe auch auf zahlreichen anderen Radierungen und Gemälden, welche die Stadt Luzern im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert darstellen. Bald entwickelte sich die Landschaftsmalerei zum selbständigen Kunstzweig, der seit den dreißiger Jahren in Luzern und der Innerschweiz hervorragende Vertreter fand. Einer von ihnen war *Robert Zünd* (1827–1909), der bei den Genfern François Diday und Alexandre Calame geschult worden war und sich in München und Paris weiterbildete. Wie oft zog er aus seinem Künstlerheim an der Moosmattstraße mit Staffelei und Palette hinaus in die Umgebung der Stadt, um vor der Natur selbst zu arbeiten! Viele seiner Zeichnungen und Gemälde sind in unserem Gebiet entstanden, so die Studien vom Vierwaldstättersee, der Hirtenhof, Eichen. Sie lassen bei aller naturalistischen Gekonntheit die fast poetisch wirkende Zuneigung des Künstlers zum Motiv erkennen.

Ebenso eng verbunden mit der Landschaft zwischen Biregg und See war *Hans Otto Spreng* (1877–1960), der auf dem nahen Geißenstein wohnte. Das handwerkliche Rüstzeug hatte er als Dekorationsmaler in Brugg erworben. Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschulen in Aarau und Zürich weilte er zur Ausbildung in Paris. Von 1901 bis 1935 war er Lehrer an der Kunstgewerbeschule Luzern. Daneben und bis ins hohe Alter entstanden seine vielen Zeichnungen, Aquarelle und Ölgemälde. Die frohmütigen Landschaftsbilder zeugen von seiner Meisterschaft in der Pinselführung und von der klaren Beobachtung der Natur, auch dann,

wenn diese in mehr impressionistischer Art wiedergegeben ist. Er hat aber auch als Porträtist, besonders in jüngeren Jahren, Hervorragendes geleistet.

Vor allem den Bildnissen und den Genrestücken zugeneigt war *Karl Friedrich Schobinger* (1879–1951), der nach Studien an der Kunstgewerbeschule Luzern, an der Akademie Karlsruhe und in Florenz ein Jahr im Atelier von Ferdinand Hodler in Genf tätig war. Von 1911 bis 1914 wirkte er als Lehrer für Akt- und Kopfzeichnen an der Kunstgewerbeschule in Breslau. Seither lebte er als freischaffender Künstler in seinem Heim im Imfang. Sein zeichnerisches Schaffen war von beachtlichem Umfang, und seine Gemälde reichten von der Miniatur bis zur großflächigen Darstellung. In seinen Landschaften, Bildnissen und Figuren, seinen großen historischen, allegorischen und religiösen Kompositionen verleugnete er selten den Einfluß Hodlers. Von seiner malerischen Gestaltungskraft zeugen die wilden Mannen am Zytturm der Musegg (1939). Aber auch der passionierte Jäger und kauzige Junggeselle lebt heute noch in zahlreichen Anekdoten fort.

Die Liebe zur Landschaft und zur naturgetreuen Darstellung, wie sie uns bei Zünd begegnete, bestimmt auch das Werk von *Walter Küng* (geb. 1919), der im Warteggsschlößchen in romantischer Umgebung lebt und wirkt. Die Kunstgewerbeschule Luzern und eine Lehre als Bau- und Schriftenmaler schafften die Grundlage für die freie Tätigkeit eines Malers, der seinen Weg unbekümmert um die Modeströmungen weitergeht. Trotz oder gerade wegen der bis in die Einzelheiten genauen Wiedergabe leuchten seine Landschaftsgemälde und Blumenstücke in beglückender Harmonie. Auch die Bildnisse und religiösen Kompositionen verraten ernsthaftes, mit sich selbst ringendes Schaffen des Künstlers.

Ganz anderer Art ist das Œuvre von *Leopold Hüfliger* (geb. 1929), der nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule Luzern in den fünfziger Jahren seine Laufbahn als freier Kunstmaler in einem Atelier in der Rößlimatt begann und seit 1960 an der Grabenstraße tätig ist. Szenen aus dem Innerschweizer Brauchtum, Theatergestalten, Bildnisse, aber auch Stilleben sind die hauptsächlichsten Themen seiner urwüchsig anmutenden, meist großflächigen Gemälde, die mit keckem Pinselstrich in kräftigem Kolorit entstehen.

Seit 1970 wohnt wintersüber am Zumbachweg ein Künstler-Ehepaar, das im Sommer in Riccione an der Adria weilt. *Demetrio Stefanoff* (geb. 1897 in Sofia) kam nach Kunststudien in seiner Heimatstadt und in Wien nach Italien, wo er sich als freischaffender Künstler niederließ und auch das Bürgerrecht erhielt. Der akademischen Malweise treu geblieben, betätigt er sich vor allem als Porträtist, malt aber auch Blumenstücke, Genrebilder und religiöse Szenen. Seit 1953 oft in der Schweiz weilend, verheiratete er sich hier 1959. *Johanna Stefanoff-Ruef* (geb. 1913 in Meiringen), gelernte Buchbinderin und jahrelang als Verlagsleiterin tätig, leistet nun ihrem Gatten in der Kunst Gefolgschaft. Ihre Bilder, hauptsächlich Porträts und figürliche Darstellungen, lassen in ihrer Frische die begabte Autodidak-

tin erkennen, die ihre eigene Formensprache zu bewahren und zu entwickeln weiß.

Zum Abschluß der Schilderung unserer Maler dürfen wir einen Künstler erwähnen, dessen Tätigkeit nicht im Hervorbringen, sondern im Bewahren von Kunstwerken besteht. Der Restaurator *Uriel-Heinrich Faßbender* (geb. 1937 in Beatenberg), der in Luzern eine Malerlehre absolviert und an der Akademie in Bergamo die Freskomalerei erlernt hatte, arbeitete dreieinhalb Jahre in einer Restaurierungsfirma in Rorschach. An der Kunstakademie Wien erhielt er dann die Spezialausbildung für Restaurierung und Konservierung, die er 1965 mit dem Diplom abschloß. Sein kurz darauf eröffnetes Atelier auf Weinbergli erfreut sich eines regen Zuspruchs. Begutachtungen, Untersuchungen mit Infrarot- und Ultraviolettbeleuchtung, Foto- und Röntgenaufnahmen sowie Materialanalysen beginnen und begleiten die Restaurierungsarbeiten. Diese erfordern ein minutiöses Vorgehen, das in steter Verbindung mit Denkmalpflegern und andern Kunstsachverständigen geschieht. Aus der Fülle der bisherigen Arbeiten seien genannt: die spätgotische Holzdecke von 1505 im Beinhaus Sarnen, eine der schönsten der Schweiz; die Gemälde in der Wallfahrtskirche Werthenstein aus dem 16. und 17. Jahrhundert; die Barockkirche Wassen von 1735; die Bilder der Kapellbrücke (etappenweise).

Wenden wir uns nun der *Plastik* zu. Da dürfen wir zuerst eines Künstlers gedenken, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zu den bedeutendsten Bildhauern der Schweiz gehörte. Es ist *Hugo Siegwart* (1865–1938), der ebenfalls aus der Kunstgewerbeschule Luzern hervorging. Nach kurzer Steinhauer-Lehrzeit in Chur und Studien an der Kunstakademie München widmete er sich zusammen mit G. Giacometti und C. Amiet in Paris der Malerei, wandte sich dort aber bereits 1887 wieder der Bildhauerei zu. Nach Aufenthalt in Berlin und Brüssel arbeitete er von 1903 bis 1917 in München und ließ sich dann in Luzern nieder. In seinem Atelier an der Gasstraße (heute Geißensteinring) entstand der Großteil seines Werkes, das alle gebräuchlichen Gebiete und Techniken des bildnerischen Gestaltens umfaßte. An den gewaltigen Schaffer, dessen Tätigkeit sich von der Plakette über kleine Einzelfiguren und Gruppen bis zu Großdenkmälern erstreckte, erinnern uns Luzerner vor allem der Tellbrunnen im Lindengarten, die Schwingergruppe auf dem Inseli, zahlreiche Plastiken und Reliefs an Gebäuden und die Pferdegruppen vor dem Kunsthaus. Die naturnahen, unpathetischen Gestalten, handwerklich fein durchgeformt, vermögen auch heute noch zu überzeugen und zu gefallen.

Von ebensolcher Größe der Gestaltungskraft zeugen die Plastiken von *Roland Dufß* (geb. 1901), dessen Künstlerheim am Richard-Wagner-Weg steht. Der gebürtige Entlebucher ist in Deutschland aufgewachsen und kehrte 1920 mit seinen Eltern in die Heimat zurück. Er arbeitete als Dreher in der Viscose Emmenbrücke

und besuchte abends die Kunstgewerbeschule, was ihn zu selbständigen Versuchen im Modellieren ermunterte. Von 1927 an widmete er sich ganz der Kunst. Florenz, Rom, München und Paris waren seine Ausbildungsstätten. Als freier Bildhauer seit 1932 bald in Luzern, dann wieder in Paris lebend, wird er durch den Kriegsausbruch gezwungen, sich ganz in Luzern niederzulassen. Der weibliche Akt, Porträtbüsten und vereinzelt auch Tierdarstellungen sind seine Themen, hauptsächlich in Gips und Ton geformt, für den Metallguß. Die meist lebensgroßen Aktfiguren sind bei aller sinnlichen Körperlichkeit von tiefster Innigkeit durchdrungen, wie man es beim Betrachten des Spittelerdenkmals am Quai, der Mädchenfigur am Fremohaus beim Falkenplatz und des Fliegerdenkmals in Emmen feststellen kann. Der Einhörnli-Brunnen an der Hertensteinstraße zeigt das eigenwillige, aber durchdachte Durchformen eines Tierkörpers, der Porträtkopf von Dr. P. Hilber im Kunstmuseum die knappe, doch beseelte Wiedergabe einer Physiognomie.

Bei Hugo Siegwart hatte ein junger Künstler 1935/36 die praktische Ausbildung genossen, der dessen Werkstatt übernahm und heute noch in ungebrochener Schaffenskraft am Geißensteinring wirkt. Es ist *Paul Kyburz* (geb. 1913), der nach abgeschlossener Lehre als Steinbildhauer die Kunstgewerbeschule Luzern besuchte und nach Studienaufenthalten in München und Paris Ende 1938 ein eigenes Atelier eröffnete. Seine hohe künstlerische Auffassung, gepaart mit zuverlässigem handwerklichem Können ließ zahlreiche Werke für private und öffentliche Auftraggeber entstehen: hervorragend gestaltete Grabmäler im Friedental Luzern, das eindruckliche Relief «Auferweckung des Lazarus» im Kantonsspital Luzern, die harmonisch komponierte «Heilige Familie» in Root, die grazil durchgeformte Bronzefigur «Musizierendes Mädchen» am Spittelerquai, der feindurchgliederte Seepferdchenbrunnen beim Schulhaus Würzenbach und der wuchtige Schulhausbrunnen in Menznau; daneben viele Rekonstruktionen und Kopien von Bildwerken im Dienste des Denkmalschutzes, insbesondere in Luzern, Sarnen, am Schloß Heidegg und für das Rathaus Sursee. Seit 1949 leitet der Künstler auch mit großem Erfolg die Kurse für Töpfern und Modellieren der Klubschule Migros in Luzern.

An einer Ausstellung zu Ostern 1975 vor und im Rathaus Luzern lernte man das Werk eines eigenartigen Künstlers kennen. *Rudolf Weber* (geboren 1929), der seit 1955 an der Fruttstraße wohnt und im benachbarten Atelier die Aufträge ausführt, die er als gelernter Steinmetz erhält, gestaltet in der Freizeit bizarre Formgebilde, die nun erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wurden. Die großen, sorgfältig aus Stein gemeißelten Figuren und Assemblagen, oft mit Mosaiksteinen, Metallstücken und Farbe bereichert, bringen seelische Erlebnisse und Gedankengänge über Zeitprobleme zum Ausdruck.

An der Bodenhofstraße wohnt der aus der Ostschweiz stammende Bildhauer

Fred Traber (geb. 1932), der seine Ausbildung in Zürich und St. Gallen erhielt und seit 1960 im Obernau ein eigenes Atelier führt. Er führt hauptsächlich Arbeiten im Dienste des Denkmalschutzes aus, so beispielsweise das große frühbarocke Friedhofkreuz in Altishofen von 1636. Er ist auch Lehrbeauftragter für Steinbearbeitung an der Kunstgewerbeschule Luzern.

An der Güterstraße steht das Atelier von *Mario Rigert* (geb. 1917), der nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule in der Werkstätte von Bildhauer Emil Wiederkehr noch die Ausbildung im Medaillenschnitt und in der Steinbearbeitung erhielt. Seit 1939 ist er selbständig und hat, besonders in früheren Jahren, verschiedene gefällige Bildwerke in Stein erstellt, so den Marmorbrunnen beim Rathaus Luzern.

Minnie Hauk

die weltberühmte Sängerin und «Schloßherrin zur Wartegg»

Hans Kurmann

Nicht mancher Tribschener der jüngern Generation dürfte wissen, daß in seinem Quartier während vierzig Jahren die gefeiertste amerikanische Sängerin ihrer Zeit gewohnt hat. Wohl hat im Bewußtsein der Nachwelt der Glanz Richard Wagners – bekanntlich während sechs Jahren ebenfalls «Quartierbewohner» – den ihren überstrahlt. Kein Wunder, denn ein noch so begnadeter Sänger aus früherer Zeit konnte nichts «Greifbares» zurücklassen. Die Nachwelt mußte sich begnügen mit dem typographischen Niederschlag der Begeisterung, die seine Kunst damals ausgelöst hat, während eines Komponisten Lebenswerk dank Noten und Partituren durch Musiker und Sänger dauernd wiederholt werden kann.

«Blume der Prärie»

Die erwähnte Quartierbewohnerin war die Baronin von Hesse-Wartegg, als Künstlerin unter dem Mädchennamen Minnie Hauk weltberühmt. Tochter eines Mathematikprofessors in Providence, Rhode Island (USA), am 16. November 1853 in New York geboren, wurde sie von den Indianern wegen ihrer Schönheit «Blume der Prärie» genannt. Den Weg zur Bühne fand das Kind an der Seite seiner Mutter bei einem Theaterbesuch. Minnie ließ sich dermaßen beeindrucken, daß sie von da an «sich selber nur noch singen hörte». Neunjährig schon trat sie in Konzerten auf. Mit einem Eifer ohnegleichen oblag das Mädchen in New York dem musikalischen Studium. Eines Tages wagte Minnie Hauk den großen Schritt – nach Europa. Ihre Tournée begann in Paris, das bald genug in Minnie Hauk einen neuen Stern am Opernhimmel entdeckte, und London. Kaum siebzehnjährig trat sie als Primadonna auf. Die Serie rauschender Erfolge setzte sie in Berlin und Moskau fort; in Wien und Budapest sollten sie noch übertroffen werden. Rühmte sich die Sängerin schon in Frankreich seltener Künstlerfreundschaften (Auber usw.), so erst recht solcher in Österreich; Richard Wagner, Franz Liszt, Hans von Bülow, Hans Makart zählten dazu. – Im Jahre 1876 fügte es ein Zufall, daß Minnie Hauk, als sie in der Kapelle auf Rigi-Kaltbad einen Gesangs-

vortrag einübte, von Kaiser Wilhelm I. belauscht wurde. Was zur Folge hatte, daß der Monarch sie nach Berlin mitnahm, wo sie an der Königlichen Oper weitere Triumphe feierte.

Das unbekleidete Gretchen

Über die Stationen und das Ausmaß von Minnie Hauks Erfolgen im einzelnen zu berichten, würde zu weit führen. Halten wir bloß noch jene knusperige Wiener Episode fest, derentwegen Minnie Hauk über Nacht zum Gesprächsthema der Kaiserstadt wurde. Ganz Wien, die Gesellschaft am Hof wie die kleinen Leute der Hinterhäuser, kostete es weidlich aus. Minnie Hauk, erschrocken über die eigene Unterschrift unter den dreijährigen Vertrag mit der Hofoper, fühlte sich, da «fast noch ein Kind», den an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen, zudem spreche sie noch kein Wort Deutsch. Die Maßgebenden aber, vom Zauber ihrer Stimme durchschlagende Erfolge erwartend, gingen weder auf diesen noch jenen Einwand ein. So kam es eines Abends zur Aufführung der Oper «Faust». Die Amerikanerin machte die Sache als Gretchen ausgezeichnet. Plötzlich aber war ihr, als ob von unten bis oben ein Kichern umging, das glücklicherweise bald wieder verstummte; denn Gretchens Stimme hatte das erlauchte Publikum bald hingerissen und das Schnitzerchen in der Aussprache vergessen lassen. Ob man nicht gekichert habe, wollte die Sängerin nach der Aufführung wissen. Vielleicht schon ein bißchen, bekam sie zur Antwort. «Nun aber eine Gegenfrage, Miss Hauk: Was würden die Amerikaner von ihren Gretchen halten, wenn sie *unbekleidet* statt unbegleitet nach Hause gingen?» Tags darauf wollte ganz Wien das unbekleidete Gretchen sehen. – Übrigens machten der Amerikanerin die Tücken der Fremdsprache bald nichts mehr zu schaffen. Nach und nach beherrschte sie Deutsch wie eine zweite Muttersprache; dies mag ihr zum Ruf einer «deutschen Nachtigall» mitverholfen haben. Außerdem soll sie fließend französisch und italienisch gesprochen und nicht übel Russisch verstanden haben. (Sie war übrigens die erste Amerikanerin, die auf einer europäischen Bühne sang.)

Minnie Hauk in Tribtschen

Für die Leser unseres Quartierbuches von besonderem Belang ist die Tatsache, daß im Sommer 1889 Minnie Hauks Gatte, der großherzoglich sächsische und großherzoglich hessische Geheimrat Hofrat Ernst von Hesse-Wartegg, bedeutender Erforscher Ostasiens und Reiseschriftsteller, das Schloß Binningen bei Basel verkauft hat, um mit seiner Frau in den am Rhynschen Landsitz «Honegg» in Vorder-Tribtschen zu ziehen. Das Haus nahmen die Mieter neun Jahre später zu

eigen und verwandelten es in ein Pseudoschlößchen, dem sie den Namen «Villa Wartegg» gaben. Diese war jeweils vom Frühjahr bis Spätherbst «Mittelpunkt und Stelldichein des vornehmen Fremdenverkehrs». Die Empfänge wurden von «sehr distinguierten» Gästen besucht, welche sowohl die wertvollen Sammlungen aus aller Welt besichtigten als auch den Darbietungen berühmter Künstler lauschten. Die exotischen Gegenstände, die der Mann von seinen Forschungsreisen, und die Geschenke, welche seine Frau von überallher heimgebracht hatte, füllten das Haus unten und oben aus, so daß es eher einem Museum als einer hochherrschaftlichen Villa glich.

Mit dem Tod der Mutter fiel der erste große Schatten in das Leben der Sängerin. Kurz nach der Rückkehr von einer Reise in Ägypten geschah es. Minnie Hauk bekennt in ihren Memoiren, daß es ihr von da an unmöglich gewesen sei, ihre Künstlerlaufbahn fortzusetzen, denn «ohne der Mutter fortwährende Liebe und Hilfe fühlte ich mich nicht mehr imstande, mein Lebenswerk weiterzuführen». Noch einsamer wurde es um Minnie Hauk, nachdem ihr auch der Gatte nach 37 überaus glücklichen Ehejahren weggestorben war.¹ Das bittere Los zunehmender Erblindung und das entwürdigende Gefühl, mittellos geworden zu sein, machte den Lebensabend dieser einst weltweit gefeierten Sängerin zu einem Kreuzweg. Man muß wissen, daß das Ehepaar Hesse-Wartegg Opfer jener Millionen vernichtenden Geldentwertung der Kriegs- und Nachkriegsjahre geworden war, weshalb das Besitztum in Tribtschen bis übers Dach hinaus verpfändet dastand. Erschütternd, den Brief Minnie Hauks an den amerikanischen Konsul in Basel zu lesen: «Meine Besetzung ist verpfändet, die große Schuldenlast, die mein Mann auf der Bank hier hat, verzehrt meinen ganzen Besitz. Hätte ich nicht meinen Brillantenschmuck verkauft, wäre ich jetzt am Ende . . . Glauben Sie, daß die Amerikaner eine ihrer größten Sängerrinnen an ihrem Kummer werden zugrunde gehen lassen? Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben und bitte täglich Gott, mich von dieser traurigen Erde zu nehmen, denn ich bin unglücklicher, als Worte auszudrücken vermögen.» Und doch lesen wir von einem Testament, «in dem sie (Minnie Hauk) keinen ihrer lieben Freunde vergaß, sie letztwillig zu beschenken». Hiesigen Wohltätigkeitsinstituten soll sie schöne Summen vermacht haben, so dem Blindenheim in Horw nicht weniger als 25 000 Franken. Weiter: «Die Stadt Luzern verdankt ihr neben einem größeren Barbetrag die Liegenschaft auf Tribtschen und die Ausstattung des Musiksaales.» (Darauf wird weiter unten verwiesen.) Minnie Hauk starb in der Erinnerung als königlich preußische Kammer­sängerin, k. k. österreichische Hofopernsängerin, Primadonna der italienischen

¹ Er starb 67jährig Mitte Mai 1918 in Luzern. Nach einem alten Brockhaus soll er Österreicher gewesen sein. Das Luzerner Adreßbuch von 1894 führt ihn auf als «von Hesse-Wartegg, E., russ. Consul, Tribtschen 688 i».

Oper von Covent Garden in London, «Offizier der französischen Akademie» im Alter von nahezu 76 Jahren am 3. Februar 1929. Wie ihr Gatte elf Jahre vorher, wurde auch sie im Luzerner Friedental, rechts vom großen Kreuz, begraben. Im Sterberegister ist sie sowohl mit dem Familiennamen des Mannes wie mit dem Künstlernamen eingetragen. Das Grab ist inzwischen aufgehoben worden.

Minnie Hauk und Richard Wagner

Wie oben angedeutet, wurde die Sängerin mit Richard Wagner in Österreich, genauer in Budapest, bekanntgemacht. Die Königsstadt gab dem Komponisten 1874 mit dem «Fliegenden Holländer» die Ehre. Minnie Hauk sang die Rolle der Senta. Ihre Neugier stachelte sie dazu an, «vor der Aufführung schnell durchs Guckloch zu schauen, um den großen Meister etwas näher anzusehen. Armer Mann! Übermannt von Müdigkeit, schlief er in seiner Loge und erwachte erst, als Minnie, in Sentas Rolle, den Schrei ausstieß angesichts des Holländers. Einmal erwacht, war Wagner ganz Ohr. Nach der glänzenden Aufführung schüttelte er Minnie beide Hände und rief: Ich habe schon viele Sentas gesehen, aber nur wenige waren so gut wie Sie. Ich danke Gott, hier eine Künstlerin gefunden zu haben, die ihren Gesang so wundervoll dem Orchester anzupassen vermag.» Minnie fühlte sich übergücklich durch Wagners Lob und spürte, daß sie an einem Wendepunkt ihrer Karriere angelangt war. Es bedeutete den Abschied von der leichten und den Übergang zur schweren Oper.» Diese Sätze, entnommen einem der LNN-Feuilletons von Martha Meyer-Lüscher², sind hier deshalb wiedergegeben, weil darin Richard Wagner auf Minnie Hauks Höhenstraße als Wegweiser erscheint. Die Jahrzahl 1874 verrät, daß Wagner nicht mehr und Minnie Hauk noch nicht in Tribtschen wohnte. Wären sie «Nachbarn» gewesen, so würden sie sich gewiß gegenseitig besucht haben. Eigentlich hatte «Tribtschen» mit ihnen, schon bevor sie sich kannten, Schicksal gespielt – nämlich dadurch, daß beide den gleichen Wohnsitz hatten: Wagner den noch «Honegg» genannten (vor seinem Bezug des Fideikommißhauses auf dem Hügel) und Minnie Hauk den später mit «Wartegg» bezeichneten. Als eine postume Beziehung der Sängerin zum Komponisten können die im Richard-Wagner-Museum aufbewahrten Möbelstücke Minnie Hauks gelten. Aus Anlaß der Eröffnung des Museums (1933) stand sogar ein «Minnie-Hauk-Salon» zur Diskussion.

Was vielleicht auch noch auf eine «gegenseitige Beziehung» hindeutet, das sind die beiden einzigen im Tribtschengebiet vorkommenden Straßenbezeichnungen,

² Martha Meyer-Lüscher, Was uns der Minnie-Hauk-Salon auf Tribtschen zeigen wird. Luz. Neueste Nachr. 30. Juni und 6.–13. Juli 1933, 2. und 23. Dez. 1933.

die von Personennamen abgeleitet werden: Richard-Wagner-Weg und Warteggstraße. Da es darüberhinaus ein Wartegg-Schulhaus und gar noch eine Warteggrippe gibt, dürfte die durch das Fehlen eines auf Minnie Hauk lautenden Straßennamens entstandene Lücke ausgefüllt sein. Und sollte es dennoch bei einer Lücke bleiben, dann wäre sie jedenfalls eher zu verantworten als beispielsweise eine durch eine «Minnie-Hauk-Rippe» ausgefüllte.

Literaturnachweis

Außer dem in den Fußnoten angegebenen:

Minnie Hauk, Aus meiner Wiener Opernzeit, Schweiz. Illustr. Ztg., Zofingen, Mai 1918, Nr. 21.

Minnie Hauk, Eine Opernfahrt durch Amerika, Basler Nachr., 2./9. Sept. 1917, Nr. 35/6.

Frz. Z., Minnie Hauk, Nachruf im Luz. Tagbl., 6. Febr. 1929, Nr. 31.

Franz Zelger, An der Schwelle des modernen Luzern, S. 144/5, Haag Luzern 1930.



Auf dem 1896 erworbenen Landstück zwischen der Tribschenstraße und dem heutigen Geißensteinring erstellten die Gebrüder Keller um die Jahrhundertwende die Magazine des Baugeschäftes, eine Sägerei und eine Fensterfabrik sowie Personalhäuser am Grimselweg. (Bild Stadtarchiv)



Die dampfbetriebene Sägerei der Gebr. Keller auf dem sogenannten Kellergut in der Ebene des Hofes Untergeißenstein. 1920 von Wobmann & Müller erworben und 1970 abgebrochen. Auf der Krite im Hintergrund ist das Schloß Untergeißenstein sichtbar. (Bild Stadtarchiv)



Grobeisen-Lagerplatz von Eisenhändler Josef Willmann-Ronca (Vorgänger der Firma Stocker & Co.) an der Industriestraße um 1910. Der kleine Verladekran wurde später durch einen größeren, das ganze Areal überspannenden Laufkran ersetzt. 1962 verlegte die Firma Stocker das Lager nach Rothenburg. Seither befindet sich hier ein Auto-Okkasionsmarkt. (Bild Zentralbibliothek)



Die Industriestraße mit Verwaltungs- und Personalgebäuden des städtischen Gaswerkes um 1915.
(Photo in Privatbesitz)



Blick von der Gasstraße (heute Geißensteinring) auf das im November 1899 in Betrieb genommene, neue Gaswerk mit dem Ofentrakt und den Gasbehältern (Gasometer). (Photo in Privatbesitz)



Die ehemalige Nähmaschinenfabrik Helvetia an der Tribschenstrasse. Von der Liquidation der «Helvetia» 1961 bis zum Abbruch der Gebäude im Jahre 1972 war die Aufzug-Firma Schindler & Cie. AG hier mit einem Zweigbetrieb eingemietet. Heute befindet sich an dieser Stelle das Fernmelde-Betriebszentrum der PTT. (Bild Stadtarchiv)



Flugaufnahme um 1950 mit Blick von der Rößlimatt gegen das Weinbergli. Rechts unten die große, 1972 abgebrannte Werkhalle der Holzbaufirma Eggstein, in der Mitte die Fabrikgebäude der Frigorex AG. Links der Tribschenstrasse befinden sich heute die VBL-Hallen, der Kickers-Sportplatz und die Kunst-eisbahn. (Bild Frigorex AG)

Kunstmaler Karl F. Schobinger

Hans Kurmann

Für seine Zeitgenossen, die ihn bis heute überlebt haben, war der Kunstmaler Karl Schobinger eine der denkwürdigsten Gestalten unserer Stadt; denkwürdig einmal durch seinen schönen bärtigen Charakterkopf, dann durch jenes Gemüt und Gehaben, das nur einem unverwechselbaren «Original» eigen sein kann.

Karl Friedrich Schobinger ist am 14. Dezember 1879 in Luzern geboren worden. Er entstammte, wie man so sagt, der «bessern Gesellschaft», hatten es doch der Vater, Albert Schobinger-Mazzola, zum Bankier und Onkel Josef zum Regierungsrat und später gar zum Bundesrat gebracht. (Diese Brüder Schobinger waren im Besitz der damals noch idyllischen Weinbergli-Liegenschaft, die später an Architekt Omlin verkauft wurde.) Nach dem Besuch der hiesigen Volksschule holte sich der Bankierssohn in der Klosterschule Melle-lez-Gand (südlich von Gent, Belgien) zusätzliches Wissen. Das fiel ihm um so leichter, als zum jungen Internatsvolk auch sein Luzerner Freund August am Rhyn zählte. 1896 in die Vaterstadt zurückgekehrt, besuchte Karl Schobinger die Kunstgewerbeschule, die unter Seraphin Weingartner einen vorzüglichen Ruf genoß. In den drei Jahren bereitete sich der für Kunst Begeisterungsfähige auf seine Zukunft vor. Die Kunstakademie in Karlsruhe war der erste Schritt, dem gleich darauf der für ihn entscheidendste folgte: die Bekanntschaft mit dem damals europäisch berühmten Maler Ferdinand Hodler in Genf, dessen Schüler (und Freund fürs Leben) er wurde. Des Schülers Bewunderung für den Meister brachte es denn auch fertig, daß Schobinger eine Zeitlang von Hodler nicht mehr loskam, das heißt, daß der Einfluß des Berners auf die Kunst des Luzerners überdeutlich gewirkt hatte. Nach dem Tod von Vater Schobinger (1906) holte der in Luzern geborene Bildhauer Joseph Zbinden den sechs Jahre jüngern Landsmann zu sich nach Florenz und betraute ihn mit dem Posten eines Lehrers an seiner «Accademia internazionale di Belle Arte». Im Jahr 1910, einunddreißigjährig, übernahm Schobinger eine Professur für Aktzeichnen in der Kunstgewerbeschule von Breslau. Diese Epoche war für ihn nicht nur in bezug auf künstlerischen Gewinn von Bedeutung, sondern auch wegen der gewichtigen Jagdbekanntschaften mit ostdeutschen und polnischen Großgrundbesitzern. Wer weiß, vielleicht wäre Karl Schobinger dort

in Schlesien «hängengeblieben», hätten ihn nicht die düstern Erlebnisse beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges in die Heimat zurückgelockt. Nach dem zu schließen, was er aus jenen Jahren zu erzählen wußte, scheint Herr Professor Schobinger überall willkommener Gast gewesen zu sein. Man muß dazu allerdings bemerken, daß er seine Erinnerungen mit Anekdoten zu garnieren pflegte, die eher jägerlateinisch als deutsch klangen. Mit phantastischen Späßen und allerhand Schabernack war er eben nie verlegen.

In Luzern, wo Schobinger sich fortan niederließ, lebte er der Kunst, der Jagd und der Pflege hochgemuter Künstlerfreundschaften. Namen wie August am Rhy, Hans Emmenegger, Emil Hügi, Georg Troxler, Otto Spreng, Eduard Renggli, Hans Zürcher, Caspar Herrmann, Otto Landolt, Jean Kauffmann und Hugo Siegwart bürgen dafür, daß der Kreis um Karl Schobinger künstlerische Impulse von seltener Vielfalt ausstrahlte. Schobinger, eine Zeitlang im Hause Tribschenstraße 60 wohnhaft gewesen¹, zügelte Mitte der zwanziger Jahre in das inzwischen erworbene ehemalige «Haus Imfang» der Familie Siegwart-Grüter (Imfang 690, später Imfangstraße 11), das der Maler in ein eigentliches Privatmuseum verwandelte. Das Sammelgut war sonderbar genug, nicht übel passend in Räume, wo einst, bis ins Jahr 1530 zurück, Bauersleute wohnten. (Beim «Haus Imfang» handelt es sich wohl um eine der ältesten Wohnbauten des dortigen Landbezirks.) Dort gab es ganze Reihen alter Gläser und Flaschen zu bestaunen, die der Künstler mit Wappen, Ornamenten oder allerlei Szenen in zarter Manier bemalt hatte. Dort standen oder hingen Waffen, Panzer und Kriegsgeräte aus historischer Zeit, die mehr zu plaudern schienen, als daß sie Angst machten. Dort zeugten alte Truhen vom Sinn des Besitzers für häusliches Kulturgut. Den Eindruck, der dieses eigenartigste aller «Museen», die ich schon besucht hatte, auf mich machte, hat das «Luzerner Tagblatt» vom 7. Dezember 1949 zu schildern versucht. An anderer Stelle (Illustrierte Luzerner Chronik vom 12. Juli 1945) heißt es über Karl Schobinger, der sich künstlerisch von Hodler gelöst und eigene Wege eingeschlagen hatte: «Er malt, nein er zeichnet – denn es ist ein auf dunkelkoloriertem Papier mit Tusche gezeichnetes Traumreich, dessen Gestalten und Formen durch feine weiße Farbzüge gespenstisch aufleuchten – er zeichnet Vorgeschichte, Apokalypse, Unterwelt oder dann das nächtliche Spukspiel von allem zusammen. Und nochmals alles zusammengenommen: es ist Symbolik schwerer

¹ Diese Adreßangabe entnahm ich den Luzerner Adreßbüchern 1918, 1921 und 1923. Demnach wäre Karl Schobinger (mit Mutter und Bruder Albert) im Industriebau der Schweizerischen Nähmaschinenfabrik «Helvetia» eingemietet gewesen! Wie sich aber nachträglich, d. h. kurz vor Drucklegung unseres Buches, herausgestellt hat, trifft obige Adresse weder auf den Kunstmaler noch auf Mutter und Bruder zu. Dank den Bemühungen von Stadtarchiv und Einwohnerkontrolle konnte der Nachweis erbracht werden, daß Karl Schobinger vor 1906 bis 1910 und von 1914 bis 1926 das Landhaus Weinbergli (Kataster-Nr. 687) der Familie Schobinger bewohnt hat. Umgezogen ins Haus Imfang war er im Jahre 1926.

Art, die den Künstler fürs erstmal nicht eben zugänglich macht. Wer vermöchte aber zu behaupten, daß das Werk Schobingers nur Tändelei mit dem Gruseligen sei? Es ist mehr, und dieses Mehr ist vielleicht heute noch nicht ganz diskutierbar.» Heute, dreißig Jahre nachdem dies geschrieben wurde, hätte Schobinger mit solcher Kunst eine reiche Ernte einheimen können. Doch war damals die Zeit noch nicht reif dafür. Im übrigen fragt es sich, ob die Ernte wirklich so reich ausfallen würde. Schobinger war nämlich, wie wir noch sehen werden, gar kein Manager in eigener Sache.

In den Jahren, da er in Florenz und Breslau Unterricht erteilte, also in seiner Auslandszeit, hatte es den Anschein, Schobinger werde «berühmt». Werke, die er in München und Paris ausstellen konnte, fanden große Anerkennung. Wie August am Rhyn im Nachruf auf seinen Freund (LNN 10. Juli 1951) festgehalten hat, seien Bilder von Schobinger «auf der ganzen Welt in Museen und Privathäusern zerstreut: in Italien, England, Australien, Deutschland, Amerika und der Schweiz». Trotzdem blieb der eigentliche Durchbruch aus. Die paar Bilder, die das Kunsthaus Luzern nachträglich zu seinem 70. Geburtstag, neben Werken von Theodor Barth und Adolf Dietrich, ausstellte, mögen das nicht eben große Interesse, das die «Zünftigen» für Schobinger übrig hatten, hinreichend belegt haben. Vielleicht lag es auch am Künstler selber, daß er nie so recht «ankam». Ihm fehlte nämlich das Buhlen um die Gunst, sei es bei Maßgebenden oder bei der Masse, ganz und gar. «Modebewußte» Geschäftstüchtigkeit, die schon manchem Künstler zum Erfolg verholfen hat, ging ihm völlig ab. Er blieb der gegen sich ehrliche Künstler und nahm dadurch manche Enttäuschung, dem Schicksal seelenruhig grollend, in Kauf. Am 9. Juli 1951 ist Karl Schobinger gestorben. Das Andenken an ihn ist gleichsam biologisch verbunden mit seiner geistsprühenden und doch wieder gedämpften Geselligkeit und unerschöpflichen Fabulierkunst. Wie kaum einem andern Luzerner Künstler ist es diesem gelungen, ein ganzes Rankenwerk von Anekdoten und Legenden um sich herum wachsen zu lassen. In der Tat rankt um sein Bild, das er uns hinterlassen hat, eine Anekdote um die andere. Nicht genug mit der Erinnerung an seine bei ihm erlebten köstlichen Schrullen, hat die Phantasie mehr oder weniger daran Beteiligter im nachhinein das Ihrige dazu beigetragen, daß aus dem Rankenwerk ein Wucherwerk geworden ist. Zwei Anekdoten mögen hier unzählige andere vertreten.

Schobinger hätte dem, der ihm zu nahe trat, noch so gern heimgezahlt. Aber mit der Promptheit war's so eine Sache – er stotterte. Das Schöne an diesem stotternden Künstler war, daß er deswegen nicht wütend wurde, im Gegenteil. Er mochte schon von jung auf dahintergekommen sein, daß das «Stiglen» auch lustig, mit Witz vermischt, sogar höchst ergötzlich sein kann. – Eines Abends traf eine kleinere Runde beim Kari im Imfang draußen ein. Die nicht überhelle Künstlerbude wußte man bald genug aufzuheitern. Es war der Abend jenes denk-

würdigen Tages, da Schobinger an der Reuß beim Stadttheater die Uferpartie zeichnete: Geländer, Wasser, zwei drei Bleßhühner darauf. Es wäre ein wundervolles Gemälde daraus geworden, hätte nur der Maler dem Einfall widerstanden, seinem Kunstwerk den Titel «Reußufer mit 49 Bucheli» zu geben. Hand aufs Herz, es waren aber, als Schobinger am Kunstwerk arbeitete, kein halbes Dutzend Bucheli beisammen. Worauf ihn ein aufmerksamer Zuschauer, natürlich mit Recht, fragte, wieso er denn die Zahl der Bucheli mit 49 angebe, wenn's doch bloß ein paar seien. Die Antwort kam stoßweise, aber nicht weniger überzeugend: «D-d-d-du d-d-d-domme Sch-sch-sch-Schnoderi, hesch de ned gsee, aß di sächsevierzg andere onderetaucht send?» Die Antwort vom Schobinger Kari lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und es, das Lauffeuer, machte am Abend die düstere Malerklausur so hell wie noch nie.

Eine andere Anekdote betraf nicht den Maler, sondern den Jäger Schobinger. Er war ein Hubertusjünger wie kaum ein zweiter, und zwar einer von den ganz seltenen, die mehr treffen als schießen. Immer hing, wenn er von der Jagd zurückkehrte, eine ganze Garderobe erlegten Wildes über dem Weidsack. Einmal aber gab es auf dem Rücken des Jägers nichts zu bewundern. Kein Beutestück brachte er heim – dafür einen prallvollen Weidsack. Kein Wunder, daß man rings um den heimkehrenden Jäger herum die Augen aufriß! Was denn passiert sei, ob er statt mit Pulver mit Wasser geschossen habe, wollte man von ihm wissen. Schobinger sah aber nicht darnach aus, als ob sein Tageswerk aus Fehlschüssen bestanden hätte, war doch sein Gesicht mit einem feinen, glückseligen Schmunzeln überzogen. Als die öffentliche Neugier ihn zu überfallen drohte, legte Schobinger unverwandt den Rucksack ab und vor sich hin, entschlufte die Schnur, griff mit beiden Händen in den Sackinhalt und streute diesen in vollem Schwung im Kreis herum, die Umstehenden grau überpudernd. Wobei er immer wieder «Haasepf. . .» rief, «Haasepf. . ., Haasepf. . . pf. . . pf. . . äffer!» Der Inhalt bestand aus Staub und Sand, den er in einer nahen Kiesgrube ausgegraben und mit dem er den Rucksack gefüllt hatte. Da Wörter mit «pf» einem Stotterer besonders zusetzen, brachte der gute Kari den «Haasepfäffer» erst nach sechsmaligem Anlauf über die Zunge. – Schade, daß Menschen wie Karl Schobinger auch sterben müssen!

Industrie, Handel und Gewerbe im Tribschenquartier

Arnold Stockmann

Die Gegend, die heute landläufig als Tribschen bezeichnet wird, war bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert zum großen Teil Riedland, aufgeteilt in über zwanzig Grundstücke, die den Namen der Höfe oder der Eigentümer trugen. Vor hundert Jahren noch erklärten prominente Luzerner, es sei absurd zu glauben, daß in den bodenlosen Sümpfen hinter dem Bahnhof je einmal gebaut werde.

In den neunziger Jahren begann man mit dem Aufschütten des reizvollen, von Agnes von Segesser so malerisch geschilderten linken Schilf- und Riedufers von der Schiffswerft bis zur Warteggrippe. Hierzu diente das beim Bahneinschnitt im Obergrund, bei der Erstellung des südseitigen Rangierbahnhofs, beim Bau des Wesemlintunnels der Gotthardbahn sowie bei Ausbaggerungsarbeiten am rechten und linken Ufer (Würzenbach und Alpenquai) gewonnene Aushub- bzw. Ausbruchmaterial. Die Aufschüttung leitete das Trockenlegen des ganzen Tribschenmooses ein. Teile des gewonnenen Neulandes wurden zuerst von Familiengärtnern genutzt. Aus langen, seewärts verlaufenden Entwässerungsgräben holte man das zum Begießen nötige Wasser mit Handpumpen herauf. Im Randgebiet des Güterbahnhofes und am Alpenquai erhoben sich bald die ersten Lagerschuppen. Die noch jungen SBB verlegten zum Alpenquai ein Industriegeleise, das zur Zeit des Ersten Weltkrieges bis zur Luftschiffhalle unterhalb der «Gaß» führte.

Ursprünglich sollte auf Tribschen ein Wohnquartier entstehen, bereichert durch Quai und Park. Doch wurde nichts daraus. Die Krise in der Hotellerie während und zwischen den beiden Weltkriegen ließ die Schwächen unserer einseitig orientierten Wirtschaft offenkundig werden. Maßgebende Leute aus Industrie, Gewerbe und Politik strebten nach einem breiteren ökonomischen Fundament. Schon um die Jahrhundertwende wurde mit dem Bau der Industriestraße die Zweckbestimmung des damals nur dünn besiedelten Unterlachenquartiers manifestiert. Die Verlegung der Gasfabrik von der Hirschmatte in den oberen Teil des Unterlachens paßte in das Industrialisierungskonzept der damaligen Zeit. So beherbergt das Unterlachenquartier noch heute in bunter Reihenfolge Industrie-, Gewerbe- und Wohnbauten.

In den zwanziger und dreißiger Jahren wuchs im Rechteck zwischen Tribschen-

straße–Güterstraße–Alpenquai und Werkhofstraße eine Kleinstadt von eigen-
tümlichem Gepräge. An malerischen Wegen und gewundenen Sträßchen reihten sich
feste Kleinhäuser, Schöpfe und Hütten aneinander, unterbrochen von Gärtchen
mit Hühnergehegen und Kaninchenställen. Der bescheidene Mietzins dieser im
Baurecht bewirtschafteten Kleingrundstücke ermöglichte den in den verschie-
densten Berufen tätigen Kleingewerblern eine lebensfähige Existenz. Der in den
letzten Jahren sprunghaft gestiegene Bodenpreis brachte diese Handwerker in
arge Bedrängnis. Kapitalkräftige Industrie- und Handelsunternehmen sahen in
dieser, nahe dem Güterbahnhof gelegenen Gegend den idealen Standort für große,
moderne Neubauten. Sollte diese Entwicklung im gleichen Tempo weitergehen,
wird bald der letzte Zeuge dieser «Spitzweg-Romantik» verschwunden sein. Bis-
her aber kam es nicht zu der erwarteten stürmischen Ansiedlung von Industrie-,
Handels- oder größeren Gewerbebetrieben. Der heute gültige Bebauungsplan
B 101 Tribtschen enthält neben den ausschließlichen Gewerbebezonen auch gemischte
Wohn- und Gewerbebezonen mit bis zu 18 m hohen Gebäuden. Der Ufergürtel
hingegen ist nach fast 100jährigem Planungskampf als Erholungszone endgültig
der privaten Überbauung entzogen worden. Auch wenn die Richtigkeit des
städtebaulichen Konzeptes auf Tribtschen von Experten angezweifelt wird, so
wird doch eine ausgesprochen gewerbefreundliche Einstellung unserer Stadt-
behörden sichtbar.

Versucht man nun die bunte Palette der verschiedenartigsten Produktions- und
Berufszweige der vielen Industrie-, Handels- und Gewerbebetriebe auf Tribtschen
vorzustellen, so kann man dieser Aufgabe wohl nur in einer Aufstellung nach
Branchen gerecht werden.

Maschinen- und Apparatebau, mechanische Werkstätten und Metallbearbeitung

Fritz Klein-Achermann, der sein Fachwissen bei der Weltfirma Singer erworben
hatte, gründete im Jahre 1895 an der Tribtschenstraße 60 die *Schweizerische Näh-
maschinenfabrik «Helvetia»*. Das Fabrikationsprogramm umfaßte Schwingschiff-
und Zentralspülmaschinen mit Flach- und Freiarm für Hand-, Tret- und elek-
trischen Antrieb. Ein großer Teil der Produktion wurde nach Italien, Frankreich,
England, Indochina und Australien exportiert. Im Oktober 1908 zerstörte ein
Brand die Fabrik. Doch konnte die neue, in moderner Shedbauart erstellte Fabrik-
halle schon im Juli 1909 bezogen werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet die
«Näähji», wie die Nähmaschinenfabrik im Volksmund genannt wurde, in immer
größere Absatzschwierigkeiten. Am 6. Juli 1960 mußte sie den Konkurs anmelden.

Die PTT erwarb in der Folge die Fabrikliegenschaft als Landreserve für Er-
weiterungsbauten des Fernmeldebetriebes. Die Firma *Schindler & Cie. AG* in

Ebikon als Mieterin der PTT installierte hier die Montageabteilung für Aufzugsteuerungen. Zwischen 100 und 130 Frauen und Männer fanden hier bis zum Dezember 1971 willkommene Arbeitsplätze. Bald nach der Räumung durch die Firma Schindler begann die PTT mit dem Bau der neuen *Fernmeldezentrale*.

Im Jahr 1906 gründete Dipl.-Ing. *Otto Meyer* an der Neustadtstraße eine Kommanditgesellschaft zur Herstellung und zum Verkauf einer automatischen Gasuhr. 1913 kam die Fabrikation elektrischer Heizöfen dazu. 1917 trat Albert Dreyer als gleichberechtigter Partner in die Firma ein, die noch im gleichen Jahr an die Kellerstraße 45 übersiedelte. Nach Umwandlung in die Kommanditgesellschaft *O. Meyer-Keller* (1918) wurde 1921 die Fabrikation von Metallschläuchen aufgenommen. In der Folge übernahm Albert Dreyer die technische Leitung der Firma. Durch seine Erfindungen (1928 des ersten Ganzmetallschlauches aus Bronze und Stahl, 1932 des ersten metallischen Federkörpers, 1939 des ersten Metallschlauches aus nichtrostendem Stahl) erlangte die Firma weltweiten Erfolg. Sie konnte Fabrikationsrechte und Lizenzen in die wichtigsten Industrieländer Europas, und selbst nach Amerika, vergeben. Als 1942 Ing. Otto Meyer starb, erfolgte die Namensänderung in *Metallschlauchfabrik AG*. 1947 gelang Albert Dreyer seine größte Erfindung, nämlich die Herstellung und Patentierung mehrfachwandiger Federrohre und Kompensatoren, welche noch heute das wichtigste und erfolgreichste Produkt der Firma darstellt. Diese Kompensatoren, Dehnungsausgleichkörper für Rohrleitungen, fanden internationale Anwendungen für Fernheizwerke, in Auspuffleitungen von Dieselmotoren im Schiffbau, aber auch zu vielen anderen industriellen Zwecken. Auch für den Kernkraftwerkbau sind sie als Sicherheitselemente von nicht geringer Bedeutung.

1917 trat Dr. jur. Otto Meyer in die Firma ein und übernahm die kaufmännische Leitung. Nach dem allzu frühen Tode von Albert Dreyer (1950) trat 1954 Dipl.-Ing. ETH Marco Dreyer in die Firma ein, um die technische Leitung fortzuführen. Durch den Aufbau eines großen Vertreternetzes und die Gründung eigener Tochtergesellschaften in USA, Holland und Österreich erfolgte eine erfreuliche Entwicklung, die bauliche Erweiterungen in Luzern, 1963 und 1973 aber die teilweise Verlegung der Fabrikation in modernste Neubauten nach Rothenburg bedingte. Da alle wesentlichen Erfindungen Albert Dreyers unter dem Markennamen BOA vertrieben wurden und andere Produkte als Metallschläuche immer mehr zu wesentlichen Bestandteilen von Fabrikation und Verkauf wurden, erfolgte 1966 die Änderung des Firmanamens in *BOA AG*.

Als nach der Jahrhundertwende ein Gleis in die Industriestraße verlegt wurde, richtete der an der Murbacherstraße 4 domizilierte Eisenhändler *Josef Willmann-Ronca* an der Industriestraße 11 einen Lagerplatz für Grobeisen ein. 1918 ging die Eisenhandlung, die inzwischen ihren Betrieb auch an der Zentralstrasse eröffnet hatte, mit dem Lagerplatz auf Unterlachen durch Kauf an die Firma *Stocker & Co.*

über. 1962 baute diese in Rothenburg ein neues Eisenlager und hob jenes an der Industriestraße auf.

Die Kältemaschinenfabrik Gebr. Bayer in Augsburg unterhielt in den zwanziger Jahren in Luzern eine Filiale, die von Albert Aebi geleitet wurde. Im Jahre 1931 übernahm Aebi die Rechtsnachfolge dieses Unternehmens in der Schweiz und gründete an der Bürgenstraße 36 die *Frigorex AG* für Kälte und Klima. Sie projiziert und baut Kühl- und Gefrieranlagen aller Größen für Kühlhäuser, Kunsteisbahnen, Metzgereien, Supermärkte, Industrie und Laboratorien, um nur einige Beispiele zu nennen. Nach dem Tod von Albert Aebi im Jahre 1944 übernahm sein Sohn Rolf Aebi-Lüthy die Leitung des Unternehmens. In mehreren Etappen fand der Ausbau von der kleinen Bayer-Werkstätte zum heutigen, umfangreichen Gebäudekomplex mit dem 1974/75 erstellten modernen Büro-, Lager- und Speditionsgebäude an der Tribschenstraße ihren vorläufigen Abschluß. Der Export von Frigorex-Anlagen in die Länder Europas, nach Nord- und Südamerika, Australien und in den Fernen Osten zeugt von der hohen Qualität, die diese Aggregate auszeichnet.

Die von *Josef Koller* anno 1922 im alten Gewerbegebäude am Mühlenplatz eröffnete mechanische Werkstätte kam nach dem Brand vom 16. September 1932 in das neue Gewerbegebäude an der Tribschenstraße. Das vielseitige Programm umfaßt den Stanzwerkzeugbau, die Stanzerei, allgemeine mechanische Arbeiten, Billett-Kontrollzangen-Herstellung, Büchergestelle für Großbibliotheken, Spital-einrichtungen, Konstruktion des mechanischen Teils von großen Röntgenapparaten, Farbspritzerei. Im März 1960 ging die Werkstätte Josef Kollers an die *Koller AG* über. Der Firmagründer starb am 22. November 1972.

An der Tribschenstraße 52 eröffnete Heinrich Schurter im Jahre 1933 eine Fabrik für elektrotechnische Artikel. 1940 wurde die Fabrikation nach Reußbühl verlegt. 1942 trat der Sohn, Rolf Schurter, in die Firma *Schurter AG* ein. 1948 zog das Unternehmen in das neue Fabrikgebäude an der Werkhofstraße 8. Vater Heinrich Schurter starb im Jahre 1969. In der Herstellung von Bauteilen für die industrielle Elektronik, von Röhrenfassungen und -sockeln, Miniatur- und Nockenschaltern, Spannungswählern, Signallampen, Haus-Anschlußkästen u. a. m. fand das Produktionsprogramm seine marktkonforme Erweiterung. Die Fertigprodukte werden fast ausschließlich an Firmen der Elektro- und Elektronik-Industrie im In- und Ausland verkauft.

Im Tribschenquartier sind weiter in der Metall- und Apparatebranche tätig:

Die *Arat AG* Präzisionsmechanik; die Spezialfirma für Elektrowerkzeuge und Schleifmaschinen *Brunner-Müller*; die Spezialfirma für Elektrowerkzeuge und Schleifmaschinen *Brunner-Müller*; die *Commercial Hydraulik AG*; *Alfred Disler*, Schlosserei und Apparatebau; *Livio Filippini*, Apparatebau; *Wilhelm Locher*, mechanische Werkstätte; die *Metallwarenfabrikation GmbH* als Nachfolgerin der von Hans Maag von 1938 bis 1952 betriebenen Metalldrückerei und Stanzerei;

Benito Di Minico, Kupferschmied; *Max Schmid*, Werkzeugbau und mechanische Werkstätte; *Reinhold Seeger*, Konstruktionswerkstätte für Spezialmaschinen, und *Vibrax AG*, Apparatebau.

Holzbau, Schreinereien

Anton Julius Eggstein gründete im Jahre 1885 eine Zimmerei. Der erste Werkplatz befand sich hinter dem alten hölzernen Bahnhof. Nach dem Bau des neuen Bahnhofes zog man ins Merkurgebiet und 1916, den Erweiterungen des Bahnhofes weichend, auf die Rößlimatt um. Im Jahre 1928 wurden im Tribschenmoos 10000 Quadratmeter Schilf- und Riedland gekauft und um über 2 Meter auf die Höhe der Tribschenstraße aufgeschüttet. In der Mitte des weitläufigen Areals entstand die hohe Werkhalle mit Seitentrakten. – Der Name Eggstein ist mit der Errichtung vieler und bedeutender Bauten in und um Luzern eng verknüpft. Große Kuppelbauten wie der abgebrannte Bahnhof, die alte Kantonalbank und das Hotel Du Lac galten als Spezialität der *Zimmerei Eggstein*. Weitere große Werke waren die Zwiebeltürme der Jesuitenkirche, das im mittelalterlichen Stil gebaute Kriegs- und Friedensmuseum auf dem Bahnhofplatz und die in Zusammenarbeit mit der Firma Sieber & Lohr erstellte Luftschiffhalle auf Tribschen. – Als bedeutenden Geschäftszweig betreibt die Firma Eggstein auch eine Ramm- und Pfählabteilung. – Im Jahre 1933 starb Anton Julius Eggstein. Die Söhne Franz, Julius, Emil und die Tochter Josefine führten das renommierte Unternehmen weiter. Am 25. Oktober 1972 vernichtete ein Großbrand alle Werkräume, Büros und Archive dieses alten Familienunternehmens. Inzwischen ist vieles neu aufgebaut worden, so daß wieder im gewohnten Rahmen gearbeitet werden kann.

Josef Wobmann und Georg Müller kauften im Jahre 1920 die Schreinerei und das Sägewerk der Gebr. Keller AG und gründeten die Schreinerei *Wobmann & Müller* an der Tribschenstraße 52. Von 1958 bis 1970 hat Wilhelm Wobmann die Schreinerei als Einzelfirma geführt. 1970 erfolgte die Umwandlung in die Wobmann AG, die auch den Glas- und Leichtmetallbau in ihr Programm aufnahm. Im gleichen Jahr wurde der Sägereibetrieb eingestellt.

In der ehemaligen Faßhandlung und Küferei von Hans Thommen eröffnete *August Huber* im Jahre 1953 am Geißensteinring 12 eine Schreinerei, die sich auf die Anfertigung von Norm-Schränken, Ladeneinrichtungen und Harmonikaturen spezialisierte. 1968 wurde die Einzelfirma in eine AG umgewandelt. Heute wird der Betrieb von Eduard Zurmühle geleitet.

Ferner bestehen im Tribschengebiet die Zimmereigeschäfte von *Franz Süß* und *Otto Weber*.

Bis zum Jahre 1971 betrieb *Josef Zurkirchen* im Hause der ehemaligen Wirtschaft

Unterlachen (nicht identisch mit dem Restaurant Unterlachenhof) eine Schreinererei.

Daneben bestehen im Tribschenquartier die Bau- und Möbelschreinerereien und Innenausbauwerkstätten von: Benedikt Bächler; Georg Bühlmann; Peter Derendinger; Walter Furrer; Karl Hofstetter; Albert Hürzeler; E. Lüscher & O. Studhalter; Germain Rosset; Fritz Urban; Hans Vollenweider; Franz Zettel; ferner zwei Beiz- und Polierwerkstätten, eine Tapezierer- und eine Innendekorations- und Polsterwerkstätte.

Verschiedene Gewerbebetriebe

Im Tribschenquartier sind elf Malermeister bemüht, mit ihrer Arbeit unsere Häuser, Wohnungen und andere Räume farbiger zu gestalten.

Für Elektroinstallationen oder zur Behebung von Störungen stehen in unserem Quartier fünf Elektroinstallationsgeschäfte zur Verfügung.

Zwei Schumachereien und eine Sattlerei besorgen Reparaturen und Neuanfertigungen.

Die Ende der zwanziger Jahre von *Alois Marfurt* an der Tribschenstraße 44 eröffnete Seilerei wurde von 1951 bis 1961 von *Josef Wüest* weitergeführt.

Bis Ende der sechziger Jahre existierte auf der Rößlimatt die Edelchampignonzucht der *Gebrüder Kunz*.

Bekleidungsbranche

Im Gewerbegebäude an der Tribschenstraße unterhält die *Calida*-Wäschefabrik Sursee eine Wäschennäherei als Filiale.

Am Alpenquai 4 handelt die Firma *F. Kurth AG* mit Textilien und Damenkonfektion, und am Grimselweg 3 befindet sich die *Maya*-Schürzenfabrik.

Autogewerbe

Die starke Zunahme des Straßenverkehrs brachte auch im Tribschenquartier die Ansiedlung vieler branchenverwandter Betriebe.

Zehn Werkstätten besorgen Reparaturen an Personen- und Lastwagen, vier Autospenglereien und Karosseriewerkstätten bessern Karosserieschäden aus oder konstruieren Neuanfertigungen, und zwei Spritzwerke geben diesen Arbeiten den letzten Schliff.

Drei Spezialfirmen reparieren Kühler und Schalldämpfer oder besorgen Neu-lieferungen, und eine Autosattlerei erledigt die einschlägigen Arbeiten.

Weiter existieren zwei Autozubehör- und Ersatzteil-Handelsfirmen, beide am Grimselweg.

Bauunternehmen

Von Hitzkirch kommend, ließ sich die Familie des Baumeisters und Architekten *Wilhelm Keller* im Jahre 1865 in der Buobenmatt in Luzern nieder. Zwischen der Tribschenstraße und dem Geißensteinhang hat sie in der Folge ein großes Stück Land erworben und darauf die Magazine für das Baugeschäft, eine Sägerei und eine Schreinerei mit Fensterfabrik erstellt. Im Gebiet des Grimselweges baute sie mehrere einfache, zweigeschossige Arbeiterhäuser. Als erster repräsentativer Bau entstand in den Jahren 1866 bis 1883 der Kellerhof zwischen der Hirschmatt-, Pilatus- und Winkelriedstraße. Das von den Söhnen Heinrich, Josef und Franz unter dem Namen Gebr. Keller AG weitergeführte Baugeschäft war an der baulichen Entfaltung Luzerns maßgeblich beteiligt. Über 160 Villen, Wohn- und Geschäftshäuser, öffentliche und industrielle Bauten zeugen noch heute vom feinen ästhetischen Empfinden und fachlichen Können der Architekten- und Baumeisterfamilie Keller. – Im Jahre 1920 kam es zum Verkauf des Baugeschäftes an langjährige Angestellte der Firma, während die Schreinerei und die Sägerei von Josef Wobmann und Georg Müller käuflich übernommen wurden. Die Magazine des unter dem Namen *Kellerhof* weitergeführten Baugeschäftes befinden sich noch auf dem Kellergut an der Tribschenstraße. – Zum Andenken an dieses bekannte Baumeistergeschlecht wurde die Geißensteinstraße in Kellerstraße umbenannt.

Das 1925 gegründete Bauunternehmen *Verzeri & Stirnimann AG* ist seit 1946 an der Tribschenstraße 78 domiziliert und kann 1975 das Fünfzigjahr-Jubiläum feiern. Seit 1970 besteht in Malter in eigenes Elementwerk.

Das Baugeschäft *Gebr. Rigert*, mit Geschäftssitz an der Reußinsel 12, hat seinen Werkplatz seit 1938 in unserem Quartier, und zwar bis 1947 an der Fruttstraße und von 1947 bis 1952 an der Werkhofstraße, seither zwischen Alpenquai und Bürgenstraße.

Dem ehemaligen Baugeschäft Elmiger & Pfister am Grimselweg 3 trat im Jahre 1933 Baumeister Friedrich Schneider bei. Bis 1947 arbeitete die Firma unter dem Namen *Pfister & Schneider*. Von 1947 an führte Friedrich Schneider das Baugeschäft unter seinem Namen an der Bürgenstraße 12; 1975 verkaufte er es an die Firma *Thierry & Wolff*.

An der Güterstraße 16 befindet sich das Baugeschäft *J. Dalla Bona*.

Das Baugeschäft und Ingenieurbüro *E. Herzog AG* hat seinen Geschäftssitz am Geißensteinring 26 und den Werkplatz beim Steghof.

An der Rößlimattstraße 15 betreibt *Edwin Braxmeier* ein Cheminée-Baugeschäft.

Weiter zu erwähnen sind die Gipsergeschäfte von *A. Bezzola*, *Konrad Schneider* und *Zamboni & Jermini*.

Ebenfalls zur Baubranche kann das Asphaltunternehmen *Sicher* gezählt werden. 1946 vom Urner Benjamin Sicher an der Bürgenstraße gegründet, wechselte es später an die Werkhofstraße 22. Nach dem Tod von Benjamin Sicher im Jahre 1967 übernahm sein Sohn Peter Sicher das Geschäft.

Baumaterialien und Bauspezialitäten

Urs Vogt gründete im Jahre 1883 am Kauffmannweg eine Baumaterialienhandlung. 1903 erfolgte eine Namensänderung in *Vogt & Cie.* und 1912 in *Vogt, Portmann & Cie.*, aus der 1919 die *Baumaterial AG* hervorging. 1929 siedelte die Firma an den Alpenquai 34 über.

1938 wurde auf dem gleichen Areal die *SABAG, Sanitäre Apparate, Luzern AG*, gegründet, und diese fusionierte 1967 mit der *Baumaterial AG*.

Im Verkaufssortiment figurieren hauptsächlich Baumaterialien, keramische Wand- und Bodenplatten, Zementwaren, Armierungsstahl, Eternitprodukte, Kanalisationsguß, Holzwaren, sanitäre Apparate, Küchen und Cheminées. Von 1925 bis 1972 wurden auch Zementwaren fabriziert.

Ein in der Baumaterialiensparte tätiges Unternehmen ist die 1921 gegründete *Handelsgenossenschaft des Schweizerischen Baumeisterverbandes*, Filiale Luzern, an der Fruttstraße 11. Auch hier werden alle Arten von Baumaterialien, Zementwaren, keramische Wand- und Bodenplatten gehandelt. Ab März 1975 befindet sich die Handelsgenossenschaft in ihrem neuen Lager- und Bürobau an der Tribschenstraße 7-9.

Seit 1922 betreibt am Alpenquai, anschließend an die Werftanlagen der *SGV*, die *Seeverlad und Kieshandels AG* einen Sand- und Kiesumschlag und eine Misch-Dosieranlage. Eine 1969 von der Aktion «Pro Alpenquai» lancierte Volksinitiative brachte eine Änderung des städtischen Bebauungsplanes, durch welche die Ufergebiete als Erholungszonen erklärt wurden. Danach dürfen nur noch ufergebundene oder der Öffentlichkeit dienende Bauten errichtet werden. Deshalb konnte der auf Ende 1974 auslaufende Pachtvertrag zwischen der *Seekag* und der Stadt Luzern nicht mehr erneuert werden. Für das von der *Seekag* Ende der sechziger Jahre auf dem Areal am See projektierte Betonwerk kam deshalb nur noch ein Standort in der rückwärtigen Gewerbezone an der Bürgenstraße in Frage. Im imposanten, umweltfreundlichen Neubau brachte man hochmoderne Mischanla-

gen mit Silos und Abgabeeinrichtungen für Fertigbeton, Sand, Kies und Schotter unter. Als Transportverbindung zu den am See anlegenden Selbstentladeschiffen ist ein unterirdisches Förderband vorgesehen.

Die 1938 gegründete *Rena-Bauspezialitäten AG* ist seit 1947 in unserem Quartier niedergelassen und konnte 1968 ihren großen Neubau an der Werkhofstraße 4 beziehen. Das Programm umfaßt Fabrikation und Montage von Garde-robenanlagen in Leichtmetall; Vertrieb von Metallbauprofilen an Metallbau-firmen; Schweizer Vertretung von Bitumenfilz und Bitumen-Korkfilzmatten.

Architekt Hans Siegwart-Merz gründete anfangs der neunziger Jahre die *Inter-nationale Siegwart-Balkengesellschaft*. Mit seinen bahnbrechenden Erfindungen auf dem Gebiet der gewerblichen Herstellung von Eisenbeton-Tragkörpern, hori-zontalen Tragbalken und Säulenelementen brachte der bedeutende Hochschul-architekt eine absolute Neuheit auf den Bauplatz. Das durch in- und ausländische Patente geschützte Fabrikationsverfahren erweckte internationales Aufsehen und brachte Luzern eine neue, willkommene Industrie. – Das Büro befand sich damals an der Bahnhofstraße 10, und die Werkanlagen standen an der Werkhofstraße, gegenüber der Schurter AG. Hans Siegwart starb am 13. Mai 1927. – Ende der zwanziger Jahre wurde die Fabrikation auf Tribschen eingestellt.

Ebenfalls mit der Baubranche verwandt ist die 1968 gegründete *Limasol AG* an der Unterlachenstraße 5. Sie erstellt Unterlagsböden, Industrie-Bodenbeläge, Kunstharz-, PVC- und textile Bodenbeläge nebst Parkett.

An der Rößlimattstraße 40 besteht die *Isoliermaterial AG*, vormals Werner Aebi.

Granit-, Platten-, Kunststein- und Steinhauergeschäfte

Walter Klaus AG an der Industriestraße 7 und *Iwan Studer AG* an der Boden-hofstraße 7 handeln mit Boden- und Wandplatten. Die Firma Klaus befaßt sich überdies mit dem Vertrieb von Eternitplatten und -produkten.

An der Bürgenstraße 10a befindet sich das Granitgeschäft *L. Dindo AG* und an der Rößlimattstraße das Kunststeinwerk *Amadè & Co.*

Von 1918 bis 1971 führten Vater und Sohn *Arnet* an der Tribschenstraße ein Steinhauergeschäft. Heute sind in diesem Metier noch *Battista Bernasconi* an der Werkhofstraße und *Jakob Gamper* an der Güterstraße tätig.

Galvanische Anstalten

Nach dem Brand des alten Gewerbegebäudes wurden die Chrom-, Nickel-, Kupfer-, Gold- und Silberbäder der Firma Mattmann 1932 im Hause Dommen

an der Tribschenstraße 18 eingerichtet. 1936 trat *Ernst Blaser* in das Geschäft ein, das er von 1938 an allein weiterführte. 1939 kam die galvanische Anstalt an die Neustadtstraße; 1973 wurde sie nach Malter verlegt.

Bis zum Jahre 1953 betrieb *Ernst Flückiger* an der Tribschenstraße 98 eine Vernicklerei und Schleiferei.

Altstoffhandlungen

Mit dem Ankauf von Altstoffen und dem Verkauf zur Wiederverwertung befassen sich auf Tribschen die vier Firmen *Josef Dall'Acqua*, *Erwin Straub*, *Jakob Twerenbold* und *Fritz Waller*.

Sanitäre Apparate, Heizungen

Aus dem 1921 an der Güterstraße eröffneten Depot der Sanitärfirma Bossard, Kuhn & Co., Zürich, ging 1936 die *Sanitär-Material AG* mit Sitz zuerst an der Güterstraße und an der Frohburgstraße hervor. Sie verkauft sanitäre Apparate, Bad- und Kücheneinrichtungen, Waschmaschinen, Saunas, Badezimmermöbel und Wandschränke. In ihrem Neubau Tribschenstraße 4 unterhält sie eine permanente Ausstellung. Die Sanitär-Material AG wird seit 1944 von Hans Bossard geleitet.

Die Heizungsabteilung der *Gebr. Sulzer AG* in Winterthur besitzt schon seit 1916 in Luzern eine Geschäftsstelle. Im März 1967 hat sie den von Architekt Josef Gärtner entworfenen Neubau am Geißensteinring 26 bezogen.

Betriebseinrichtungen, Baubeschläge

Die 1929 von *Paul Erismann* gegründete Firma Erismann & Co. ließ im Jahre 1958 am Alpenquai 4 das stattliche *ERI-Haus* erstellen. In der Abteilung Betriebseinrichtung werden Garderobenschränke, Werkbänke und Schubladenblöcke angefertigt und Lagereinrichtungen gehandelt, während die Autoabteilung einen Pneu- und Benzinservice sowie eine Waschanlage betreibt.

Im gleichen Hause führt *Karl Niederoest* ein Handelsgeschäft mit Baubeschlägen und Schlössern.

Brennmaterial- und Heizölfirmen

Da Brennstofffirmen für einen rationellen Güterumschlag über einen Geleiseanschluss verfügen müssen, überrascht es nicht, daß sich fast alle bedeutenden Firmen dieser Branche am Alpenquai niedergelassen haben.

Im Jahre 1870 zog der Lehrer und Musikdirigent Conrad Schätzle von Zug nach Luzern und eröffnete am Löwengraben eine Handlung mit in- und ausländischem Bier. Da ihm der Handel mit Bier im Winter zu wenig einträglich schien, nahm er noch im gleichen Jahr den Kohlenhandel auf und richtete in einer alten Scheune an der Zentralstraße das erste Kohlenlager ein. 1895 trat sein Sohn Alfred ins Geschäft. Um die Jahrhundertwende wurde an der Güterstraße eine Parzelle Bauland erworben, um darauf einen Geschäftsneubau zu erstellen. – 1909 starb der Gründer Conrad Schätzle. Am 1. April 1914 kam es zur Gründung der *Alfred Schätzle AG, Kohlenimport*. In der während des Ersten Weltkrieges eröffneten Brikettfabrik wurden bis 1921 täglich gegen 300 Tonnen Eiforbriketts aus Kohlegrieß gepreßt. Der Bierhandel wurde 1923 aufgegeben. Dafür führte die Firma von 1927 an den Import und Handel mit Erdölprodukten, seit 1966 den Handel mit Butan- und Propangas ein; weiter standen neu auf dem Programm Bauheizungen und Bauaustrocknungen, von 1970 an auch Tankrevisionen. – An seinem 70. Geburtstag im Jahre 1938 übergab Alfred Schätzle-Haas das Geschäft seinen drei Söhnen Walter, Hans und Alfred Schätzle. In der Avia-Gruppe ist die Schätzle AG Miteigentümerin von Motortankschiffen auf dem Rhein und von Großtankanlagen im Basler Auhafen, in Mellingen und Oberbipp. Heute leitet bereits die vierte Generation Schätzle das Unternehmen.

Hermann Näpflin eröffnete im Jahre 1924 am Alpenquai 10 eine Holz- und Kohlenhandlung. Nach dem Aufkommen der Ölheizungen wurde auch der Handel mit Heizöl angegliedert. Als Hermann Näpflin im Jahre 1948 starb, wurde das Geschäft in der Form einer Familiengemeinschaft bis 1974 weitergeführt. Heute liegt die Führung dieser Brennstofffirma in den Händen des Sohnes Arthur Näpflin.

Die Holz- und Kohlenhandlung Winkler am Alpenquai 36 ging 1955 durch Kauf an die Steinkohlen AG Glarus über. Im Jahre 1962 wurde auch die Holz- und Kohlen AG Kriens dazugekauft. Die *Winkler AG* und die Holz- und *Kohlen AG* betreiben den Handel sowohl fester wie flüssiger Brennstoffe in einer Lagergemeinschaft am Alpenquai.

Die Kohlen- und Heizölfirma *Felber AG* hatte ihr Lager seit 1928 an der Rößli-mattstraße. – Im Jahre 1939 errichtete die Firma *Ambühl & Bachmann AG* am Alpenquai 44 (heute Wohnhaus und Studentenheim) Kohlen- und Brennholzschuppen und ein kleines Heizöllager. Im Jahre 1971 schloß sich Ambühl mit der Felber AG zur neuen *Brennstoff AG* mit Geschäftssitz am Alpenquai 44 zusammen. Das gemeinsame Brennstofflager ist am Alpenquai 34a untergebracht.

Hans und Werner Fischer und Peter Sicher gründeten im Jahre 1964 die Firma *Fischer & Sicher* an der Werkhofstraße 22. Im Jahre 1969 trat Peter Sicher aus der Firma aus, worauf das gastechnische Unternehmen in *Fischer AG* umbenannt wurde. Seit Januar 1974 befinden sich die Büros und Lager an der Industriestraße 16. Die Fischer AG befaßt sich mit dem Verkauf und der Installation von Flüssiggasanlagen und Apparaten für Heiz- und Kochzwecke; außerdem verkauft sie Flüssiggas (Propan und Butan) in Flaschen.

Lebensmittel- und Getränkefirmen

Die Herstellung von mit Kohlensäure imprägnierten Erfrischungsgetränken wurde in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vielerorts von Apothekern besorgt. So besaß der Luzerner Apotheker E. Coraggioni an der Brüggligasse eine Süßwasser-Herstellungsanlage, die er 1872 an Heinrich Mahler verkaufte. Dieser etablierte sich 1890 im Hause Seidenhofstraße 10. Drei Jahre später erwarb *Karl E. von Vivis* das Geschäft. Der Kundenkreis dehnte sich bald über die ganze Zentralschweiz und das Tessin aus. 1909 übernahm Karl E. von Vivis auch die 1873 gegründete Getränkefirma Alfred Heller. Als die Lokalitäten an der Seidenhofstraße zu eng wurden, entstand 1911 an der Industriestraße 15 ein großer Lager- und Büroneubau mit Geleiseanschluß. 1922 bzw. 1924 traten die Söhne Alphonse und Franz J. von Vivis in das Unternehmen ein. – Der Gründer Karl E. von Vivis starb 1948 und sein Sohn Franz J. von Vivis folgte ihm 1961 ins Grab. Im gleichen Jahr trat Charles B. von Vivis als Vertreter der dritten Generation in die Firma ein. Edgar Burgherr wurde 1964 Mitglied der Geschäftsleitung. Am 1. Januar 1974 wurden die Fabrikations- und Abfüllanlagen der Vivis-Getränke stillgelegt; die Firma beschränkte sich fortan auf den Handel mit alkoholfreien Getränken, Spirituosen und Bieren.

Die Geschäftszweige der 1908 gegründeten Firma *Gebr. Roelli AG* umfassen den Handel mit importierten Früchten und Gemüse und mit inländischen Landesprodukten, gesichert durch Anbauverträge mit den Produzenten und den Kühlhaus- und Lagerhausbetrieb. Von 1933 bis 1953 befanden sich die Lagerräume an der Güterstraße. 1953 konnte das erste Kühllagerhaus mit einer Lagerkapazität von etwa 1500 Tonnen und 4000 m³ Kühlzellen an der Bürgenstraße 4 bezogen werden. Mit der Inbetriebnahme des zweiten, an die Westseite des Altbaues grenzenden Lagerhauses konnte die Lagerkapazität auf 2500 Tonnen erhöht werden. – Der am 29. Oktober 1973 im Dachgeschoß des Lagerhauses ausgebrochene Großbrand war ein schwerer Schlag für die Firma Roelli. Die Hitze, der Rauch und das Löschwasser vernichteten etwa 600 Tonnen Lagerware und richteten einen Totalschaden von über 2 Millionen Franken an. Im Frühjahr 1974 konnte mit



Johann Dommen als Hochzeits-Kutscher im Jahre 1910.
Damals waren Abgas- und Parkplatzprobleme noch unbekannte Begriffe.



Das Erscheinen der ersten Motor-Lastwagen der Transportgeschäfte Gmür und Dommen erregten damals das gleiche Aufsehen wie heute die Raumflüge.
Ein Dommen-Lastwagen im Jahre 1925.

(Photos Dommen & Co. AG)

Telegramm: **Schätzle-Luzern**
TELEPHON



Dépôt in- und ausländischer Biere:
Brauerei Wardeck Basel
feinstes Exportbier in Fässern u. Flaschen

Import erster Marken
Pilsener & Münchener Biere
Pils-Ale, Marke Bass & Co., London
Extra Stout, Marke Guinness's Dublin

Kohlen, Coaks, Brikets:

Ia Saar-Flammkohlen
in Stücken und Würfeln

Ia Belgische Kohlen
in verschiedenen Kerngrößen

Spezialsorten für Hausbrand
Ia Westphälische Schmiedekohlen

Anthracit

aus den besten englischen, deutschen und
belgischen Gruben

Anthracit'-Brikets

Braunkohlen-Brikets

für Hausbrand

Steinkohlen-Brikets

westphälische und belgische
für **Kesselfeuerung**

Patent-Coaks

für Dampfheizungen in allen Größen

Saarkleincoaks

sog. Saloncoaks

HOLZKOHLEN:

Ia buchene Essigkohlen und
Gesundheitskohlen „Excelsior“

zu Glätte zwecken

Ia Basler-Kohlen

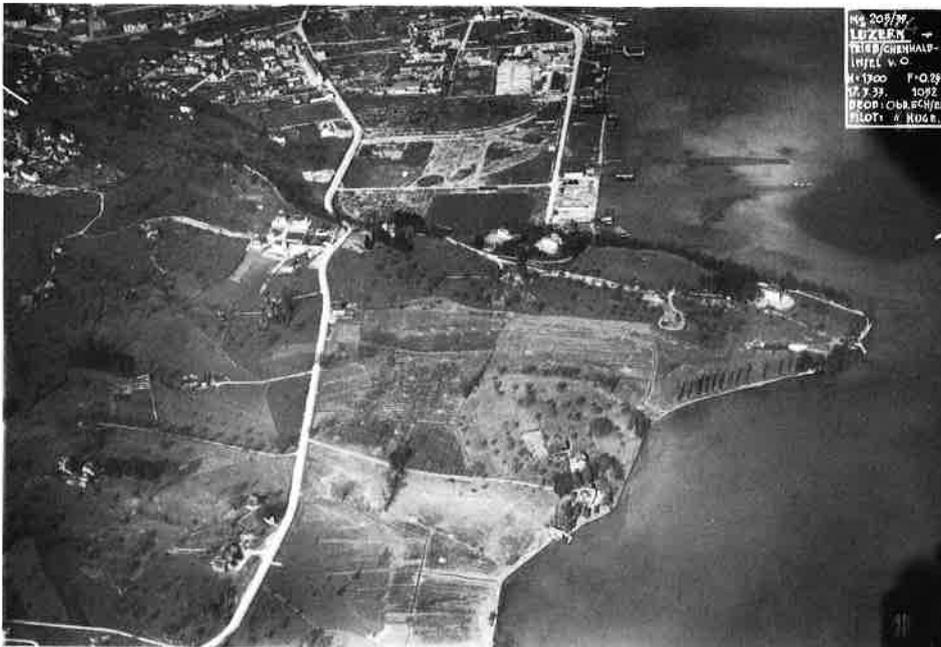
für Fusswärmer

Neuestes in Fusswärmern

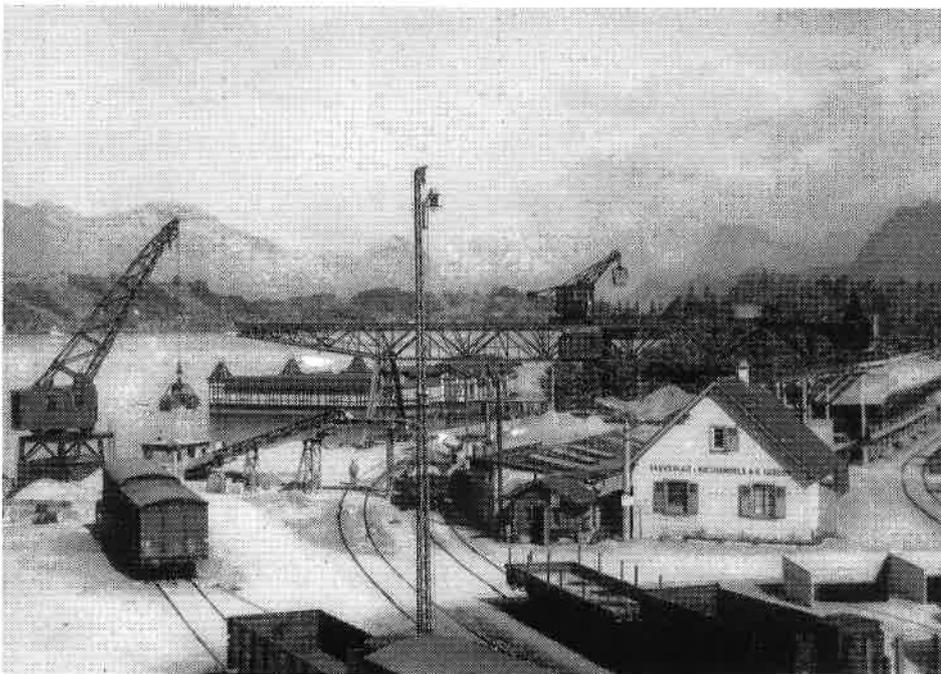


Alte Werbeaffiche der noch jungen Firma Schätzle.

Erstaunlich ist die Vielfalt der damals angebotenen Brennstoffspezialitäten, von denen uns heute längst nicht mehr alle geläufig sind. Conrad Schätzle hat, als erster in Luzern, Bier in Flaschen verkauft.



Das Gebiet des Quartiervereins Tribschen-Langensand aus der Vogelschau. Flugaufnahme aus dem Jahre 1933. (Bild Stadtarchiv)



Die Umschlags-Anlage der Seeverlad- und Kieshandels AG am Alpenquai in den dreißiger Jahren. Im Hintergrund die Badeanstalt Alpenquai. (Klischee Keller & Co. AG)



Die ehemalige Wirtschaft Unterlachen, Grimselweg 11. Von 1933 bis 1971 Schreinerei Zurkirchen.
1975 abgebrochen. (Photo Stadtarchiv)



Kaspar Huez
1797–1872
Stadtrat
(Bild in Privatbesitz)

Stadtrat Kaspar Huez war Besitzer des Hofes Unterlachen oder wie eine alte Bezeichnung lautet «in den niederen Lachen». Er ließ das derbe Bauernhaus in ein gediegenes Landhaus umbauen. Sein Sohn Josef erhielt 1878 vom Regierungsrat die Bewilligung zur Führung einer Wirtschaft auf Unterlachen. Nach dem Tod von Josef Huez im Jahre 1892, stellten die neuen Eigentümer, Gebr. Keller, das Gesuch für den Anbau einer Gartenhalle und einer Kegelbahn. Die Tochter von Kaspar Huez, Anna, ehelichte den Baumeister Rudolf Zobrist und wirtete ebenfalls auf der «Unterlachen» und der von schattenspendenden Bäumen bestandenen, großen Gartenwirtschaft. Auf einer improvisierten Bühne sollen mehrmals rauschende Oktoberfeste gefeiert worden sein.

Anna Zobrist-Huez erinnerte sich, wie sie sich als junges Mädchen mit Kameradinnen oft in die Nähe von Richard Wagners Wohn- und Arbeitsstätte schlich und dort den Komponisten beobachtete, wie er gestikulierend im Park umherschritt, wenn er ein Werk einstudierte. Dabei soll sich Wagner je nach der Oper, an der er arbeitete, einen roten, gelben, grünen oder schwarzen Mantel übergezogen haben.

Die Wirtschaft Unterlachen ging 1914 an Josef Aschwanden (Vater von Steghof-Hotelier Adolf Aschwanden) über, von dem sie 1924 Kaspar Gehrig übernahm und bis zur Übertragung des Wirtschaftspatentes an das 1933 eröffnete Restaurant Tribtschen weiterführte.

dem Wiederaufbau und der Erweiterung der Lagerhäuser begonnen werden. – Die Gebr. Roelli AG beliefert Grossisten, Detaillisten und Hotel-Restaurants in der Zentral- und Ostschweiz sowie im Tessin.

Im Jahre 1916 übernahm Peter Bürki das seit 1880 bestehende Käseexportgeschäft Dillier-Wyß an der Industriestraße 9 und gründete die Firma *Peter Bürki & Cie.* Als neuer Geschäftszweig wurde später der Wein-Engroshandel angegliedert. – Die Schachtelkäsefabrik Bürki & Co. AG konnte 1923 an der Kellerstraße 27 eröffnet werden. Sie exportiert einen großen Teil ihrer Produktion u. a. auch in die USA.

Josef Hug-Schmid, Bäckermeister, Alpenstraße 9, Luzern, befaßte sich schon im Jahre 1912 mit der Gründung einer Einkaufsgenossenschaft für das Bäcker- und Konditorengewerbe auf gesamtschweizerischer Ebene. An der 31. Verbandstagung wurde mit großem Mehr seinem Antrag zugestimmt und gleichzeitig Luzern als Sitz auserwählt. Man gab dem Kind den Namen *Pistor*. Das erste bescheidene Lager der Pistor befand sich in der kleinen Liegenschaft Brüggligasse 17, das Büro an der Alpenstraße 9. Die Bühlersche Liegenschaft Güterstraße 3/5 wurde erworben, und schon am 8. März 1925 konnte das von Architekt Ernst Casserini geschaffene Lager- und Bürogebäude eingeweiht werden. 1965 war es so weit, daß der Pistor ein neues, größeres Lager- und Verwaltungsgebäude zur Verfügung stand. – Der Präsident der Betriebskommission, Bäckermeister Paul Hug von Luzern, wurde 1961 zum Präsidenten der Pistor-Einkaufsgenossenschaft gewählt. Der inzwischen auf über 78 Millionen Franken gestiegene Umsatz und die 3380 angeschlossenen Betriebe belegen die wichtige Position, welche die Pistor im schweizerischen Versorgungssektor einnimmt.

Die Notwendigkeit eines *Kühlhauses* und einer neuen, größeren *Butterzentrale* war für Luzern unbestritten, aber der vorgesehene Standort auf dem südöstlichen Teil des Tribschenmooses gab Anlaß zu heftigen Diskussionen und politischen Auseinandersetzungen (ähnlich wie beim Schlachthausprojekt, mit dem Unterschied, daß die erstgenannten Vorhaben schließlich doch auf Tribschen realisiert werden konnten). Am 5. April 1941 wurde die Kühlhausgenossenschaft von zehn Körperschaften und unter Beteiligung des Bundes gegründet. Der Große Stadtrat beschloß auf Antrag des Stadtrates am 30. Juni 1941, der Genossenschaft das benötigte Land zu verkaufen und eine Barsubvention in der Höhe von 8% der budgetierten Baukosten zu gewähren. Im Jahre 1943 schlossen sich die seit 1917 bestehende Butterzentrale und die Kühlhausgenossenschaft zwecks gemeinsamer Erstellung eines Wohnhauses mit Dienstwohnungen und Wohlfahrtsräumen zur *Butfrig AG* zusammen. Im Jahre 1947 erfolgte die Umwandlung der Kühlhausgenossenschaft in die *Kühlhaus Luzern AG*. Am 24. Juli 1948 konnten die neue Butterzentrale an der Landenbergstraße 3 und das erweiterte Kühlhaus an der Eisfeldstraße 15 ihren Betrieb aufnehmen. Die Kühlhaus Luzern

AG stellt ihre ausgedehnten Tiefkühlräume zur Lagerung verderblicher Lebensmittel, vorwiegend Fleisch, mietweise zur Verfügung.

Als weitere Lebensmittelfirmen in unserem Quartier können genannt werden: die *Lüchinger AG*, Eier-Import, an der Bürgenstraße 16; die *Schmid GmbH*, Geflügel und Futterwaren, an der Güterstraße 9; *Ernst Zraggen*, Käse en gros, Güterstraße 13, *Robert Unternährer*, Liköre und Spirituosen, Güterstraße 11, sowie *Karl Studer*, Weine en gros, Langensandstraße 7.

Die jahrzehntelang tätig gewesene Handels- und Gemüseгärtnerei *Otto Rütter* an der Langensandstraße, die ihre Produkte im Quartierladen und auf dem Wochenmarkt an der Bahnhofstraße verkauft hatte, stellte ihren Betrieb 1974 ein.

Verpackungsindustrie und graphisches Gewerbe

Die Gründung der *Cartonnagen AG* durch Hans Lüthy fällt ins Jahr 1932. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zügelte die Firma von der Unterlachenstraße 9 in den Neubau an der Werkhofstraße 10. Seit dem Tode des Gründers im Jahre 1962 führt Roland Lüthy das vom Vater begonnene Ausbauprogramm zielstrebig weiter. In mehreren Auf- und Anbauetappen konnte das zur Installation der modernen automatischen Fabrikationseinrichtungen und Offsetdruckmaschinen erforderliche Raumvolumen erreicht werden. Der anfangs nur auf die Innerschweiz beschränkte Kundenkreis erweiterte sich mit den Jahren auf die ganze Schweiz.

Die 1933 gegründete *Kalenderfabrik AG* befand sich von 1938 bis 1948 im Fabrikgebäude der Cartonnagen AG, um dann in den Neubau der Unionsdruckerei an der Kellerstraße umzuziehen. Die Kalenderfabrik stellt Abreißblocks, Bildkalender und Agenden her; sie handelt zudem mit Geschenkartikeln.

Anfänglich an der Ecke Bundesstraße-Bleicherstraße domiziliert, bezog die *Unionsdruckerei* anno 1948 ihren Neubau an der Kellerstraße 6–8. Sie führt Aufträge im Buch-, Offset- und Rotationsdruck aus.

Im Jahre 1952 gründeten Ferdinand Mengis und Anton Sticher am Bundesplatz 6 eine Buchdruckerei, welche sie 1956 in den Gewerbeneubau Gmür an der Industriestraße 1 verlegten. *Mengis & Sticher* hat als erste Druckerei in der Zentralschweiz den Offsetdruck eingeführt. Nebst Geschäfts-, Werbe- und Privatdrucksachen ist Mengis & Sticher auf den Druck von Büchern, Kunstproduktionen und Plakaten spezialisiert.

Seit 1958 führt *Heinrich Baumli* am Geißensteinring 12 eine kleine Druckerei. Wenn in einem Einmannbetrieb der Buchdrucker das Setzen, Drucken und Ausrücken selber besorgt, so nennt man das in Fachkreisen einen Schweizerdegen. Und das trifft für Heinrich Baumli zu, der kleine Geschäftsdrucksachen, Einzahlungsscheine und Bestellkarten druckt.

Die 1947 gegründete *Verlagsbuchbinderei An der Reuß AG* ist seit 1958 am Grimselweg 3 etabliert; sie stellt Verlags- und Handeinbände her, außerdem besorgt sie diverse Ausrüstarbeiten.

Orgelbau

1868 übernahm *Friedrich Goll* das von Orgelbaumeister Haas 1838 an der Senti-matt gegründete Orgelbaugeschäft. Nach dem Tode von Friedrich Goll im Jahre 1911 führten die Söhne Karl und Paul das väterliche Geschäft weiter. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges trennten sich die Brüder wegen mangelnder Aufträge. Im Jahre 1929 gründete Paul Goll zusammen mit dem Orgeltechniker und Intonateur Wilhelm Lackner an der Tribschenstraße 30 die *Orgelbau Goll AG*. 1955 starb Paul Goll, worauf sein Sohn Friedrich Goll das Geschäft bis im Sommer 1971, in dem er leider tödlich verunglückte, weiterführte. Heute liegt die Leitung des traditionsreichen Orgelbaugeschäftes in den Händen von Beat Grenacher und Jakob Schmidt, während sich Frau Gertrud Goll-Tschumi der kaufmännischen Leitung annimmt. Die Goll AG baut mechanische und elektrische Pfeifenorgeln vom Positiv bis zur großen Cathedralorgel.

Die zweite Orgelbaufirma in unserem Quartier wurde von *Alfred Frey* am 2. Januar 1939 gegründet und ein Jahr später an die Sternmattstraße 11 verlegt. Die am 1. April 1974 in «*Cäcilia-Orgelbau AG Luzern*» umbenannte Spezialfirma baut ebenfalls Pfeifenorgeln aller Größen.

In der Liegenschaft der Schreinerei Wobmann & Müller (Tribschenstraße 52) war während vieler Jahre die Werkstatt von Orgelbauer *Julius Furrer* untergebracht. Er stellte aus selbstgegossenen und gehobelten Zinnplatten Orgelpfeifen her. Furrer starb am 23. Dezember 1950.

Uhren- und Juwelenfabrikation

Seit 1965 befindet sich die aus der Uhrenfirma Gübelin hervorgegangene und von 1968 an selbständig arbeitende *Gübelin-Fabrikations AG* am Grimselweg 5. Dieser präzisionsmechanische Betrieb ist spezialisiert auf die Herstellung von Uhren, Juwelen und Apparaten zur Rationalisierung der Elektronik-Industrie.

Als die 1888 in Luzern gegründete Uhren- und Juwelenfirma *Bucherer AG* im März 1973 ihr neues Verwaltungs- und Fabrikationsgebäude im Schönbühl beziehen konnte, hat die Existenz dieses personalintensiven Großunternehmens den Charakter der bisher als «Schlafstätten» bezeichneten Quartiere Schönbühl und Matthof/Zumbach entschieden geändert. Schönbühl ist zum Hauptsitz geworden, von dem aus die 13 Schweizer Filialen und die Niederlassung in New York be-

liefert werden. In diesem nach den neuesten Erkenntnissen der Bau- und Organisationstechnik konzipierten Mehrzweckbau arbeitet die Fabrikationsabteilung für Schmuck, die Uhrenabteilung und die Versandabteilung. Die von der Atomuhr des Observatoriums Neuenburg gesendeten Funksignale werden im Schönbühl empfangen und dienen der Synchronisierung der Mutteruhr.

Glas- und Porzellanbranche

Die im Jahre 1853 in Altdorf gegründete Glaswarenhandlung Hurni hat ihr Domizil seit 1929 an der Unterlachenstraße 9 in Luzern. Nach dem Tod von *Ferdinand Hurni* im Jahre 1963 übernahm Hans Schwaninger das Geschäft, führt es aber unter der bisherigen Bezeichnung weiter. Die Firma befaßt sich mit dem Engros-Handel von Glas, Kristall- und Porzellanwaren. Sie besitzt eine eigene Glasschleiferei und Glasmalerei und beliefert Fachgeschäfte in der ganzen Schweiz.

Aus dem 1901 an der Hertensteinstraße 42 entstandenen Glaswarengeschäft von Leonhard Buchecker ist das *Excelsiorwerk Buchecker AG* hervorgegangen. Von 1927 an im Hause Güterstraße 7 domiziliert, konnten fünf Jahre später die neuen, großen Fabrikations-, Lager- und Büroräume am Alpenquai 28–32 bezogen werden. Im Jahre 1941 starb der Firmengründer Leonhard Buchecker. Sein 1923 ins Geschäft eingetretener Sohn Wilhelm führte die Firma weiter; dessen Söhne und die Tochter traten 1945 dort ein. Die im April 1965 in eine Familienaktiengesellschaft umgewandelte Firma wird heute von Wilhelm, Edgar und Egon Buchecker sowie von Siegfried Pallmert-Buchecker geleitet. – Die Buchecker AG handelt mit Glas-, Keramik- und Metallwaren, mit Bestecken für Gaststätten und Privathaushalte in der ganzen Schweiz. Die Fabrikation umfaßt die Abteilungen Glasgravur, Glasschleiferei, Glasmalerei, Glasdruckerei und elektrisches Einbrennen.

1903 ist das Gründungsjahr der Firma *Boßhardt & Co. AG* an der Industriestraße 17. Sie befaßt sich ebenfalls mit Import und Handel von Glas-, Kristall-, Porzellan-, Keramik-, Metall- und anderen verwandten Waren. Sie bedient mit ihren Engros-Lieferungen die ganze Schweiz.

Farbenfabrikation und chemische Produkte

Der erste gewerbliche Fabrikationsbetrieb «hinter der Gaß» war die von den Gebrüdern Leo und Heinrich *Siegwart* von 1900 bis 1910 betriebene Tinten-, Siegellack- und Glasschellackfabrik im kleinen Backsteingebäude am Imfangring, damals Tribtschen 690a.

Auf die Initiative Arnold Gmürs, des Begründers der damaligen Fuhrhalterei Gmür, und des Luzerner Ingenieurs Friedrich Mahler erstellte die L'Oxydrique, Brüssel, im Jahre 1897 an der Brünigstraße in Luzern eine Wasserzersetzungsanlage nach dem System Garuti. Diese Anlage war eine der ersten in Europa, jedenfalls die erste in der Schweiz. 1898 verkaufte die L'Oxydrique die Anlage an Arnold Gmür. Um die Jahrhundertwende war der Bedarf dieser aus der Wasserzersetzung gewonnenen Gase noch unbedeutend. Eine verheißungsvolle Entwicklung versprach man sich durch Belieferung des bekannten Ballonfahrers Spelterini mit Sauerstoff in Stahlflaschen für seinen zweiten Alpenflug am 1. August 1900. – Der Sauerstoff findet Anwendung beim Transport lebender Fische, in der Veterinärmedizin und allgemeinen medizinischen Therapie. Am 17. April 1909 kam es unter Beteiligung der Internationalen Sauerstoffgesellschaft in Berlin zur Gründung der *Sauerstoff- und Wasserstoffwerke Luzern AG* vormals Arnold Gmür. Am 15. April 1916 starb Arnold Gmür. Am 3. Februar 1923 fiel das Azetylen-Dissouswerk Horw einer Raumexplosion zum Opfer. 1948 wurde auf der Käppeli allmend (Kriens) ein Umfüllwerk gebaut und die Sauerstoff-Abfüllanlage samt Elektrolyse dorthin verlegt. Mit dem Bezug der neuen Werkstätte und des Verwaltungsgebäudes in Kriens ging die über 50jährige «Sauerstoff-Ära» an der Brünigstraße zu Ende.

Die im Jahre 1914 gegründete *Minatolwerke AG* befindet sich seit 1918 an der Unterlachenstraße 13. Sie stellt Seifen, Bodenpflege- und Bodenversiegelungsmittel für Großverbraucher in der ganzen Schweiz her.

Seit 1923 betreibt die *Royal AG* an der Bürgenstraße einen Farbenhandel. Sie verkauft die in Dosen abgefüllten Farben, Lacke und Hilfsmittel an die Farben- und Eisenwarenhandlungen wie auch an die Drogerien. Auch diese Firma beliefert die ganze Schweiz.

Den Grundstein zur *Farbenfabrik Roth*, welche von 1930 bis 1960 am Alpenquai niedergelassen war, hat 1870 Alfred Eschle gelegt, ein Mitbegründer der Seifenfabrik Walz & Eschle in Basel. Zuerst im Obernau bei Kriens, nachher auf der Liegenschaft Felsenhart an der Horwerstraße tätig, ließ die zuerst sich Schumacher & Co., dann Schmid & Co. AG nennende Farben- und Lackfabrik unter dem neuen Namen *Roth GmbH* 1930 am Alpenquai 45 nieder. 1960 zügelte die zwei Jahre zuvor in die Roth & Co. AG umgewandelte Firma nach Reußbühl.

Transportunternehmen

Mit der Gründung einer Fuhrhalterei an der Murbacherstraße legte Arnold Gmür im Jahre 1892 den Grundstein zum heutigen Transportunternehmen *Gmür & Co. AG*. Die SBB und die DGV übertrugen ihm bald die offizielle

Camionnage. Die erfreuliche Geschäftsentwicklung bewog Arnold Gmür schon vor der Jahrhundertwende zum Kauf des Areals zwischen der Brünig-, Keller- und Industriestraße als Landreserve für den Bau größerer Stallungen, Remisen, Lager und Büroräume. Die Firma Gmür spezialisierte sich auf den Möbeltransport und nimmt heute als Mitglied der Eurovan regen Anteil am europäischen Möbeltransport. Weitere Geschäftszweige sind der Lagerhausbetrieb, die Speditions- und Verpackungsabteilung für internationale Transporte, die Salzfaktorei für Luzern und der Heizölverkauf. – Ende Juni 1970 fuhr das doppelspännige Camionnagefuhrwerk mit dem stämmigen Camionneur Lipp zum letzten Mal durch unsere Stadt.

Der von Stans nach Luzern gezogene *Gotthard Styger* übernahm 1906 die von seinem Onkel Alois Waser betriebene Fuhrhalterei an der Tribschenstraße. Als in den zwanziger Jahren die anderen Fuhrhaltereien nach und nach auf die Motorlastwagen umstellten, gab Gotthard Styger die Fuhrhalterei auf, um sich ganz dem Handel mit Arbeitspferden, vorab für die Landwirtschaft, zu widmen. Während Jahrzehnten stellte er die Kutscher und die Zugpferde für die Paketfourgons der Post. Doch die einmännig bedienten, schnelleren Autos brachten 1956 das Ende dieses alten, romantischen Regiebetriebes. Heute betreibt die *Gotthard Styger GmbH* den Handel mit Reitpferden.

Die im Jahre 1917 von *Johann Dommen* gegründete Fuhrhalterei zog 1924 an die Tribschenstraße 18. Mit mehreren Fuhrwerken wurden die Transportaufträge ausgeführt, bis als Sensation des Jahres 1922 der erste mit Vollgummireifen ausgerüstete Motorlastwagen in Betrieb kam, dem bald stärkere und größere Lastautos folgten. 1929 fuhr die letzte Dommen-Droschke durch die Straßen. An ihre Stelle trat der benzinmotorgetriebene Taxi. Heute besitzt die vom Sohn Franz geführte Firma *Dommen & Co. AG* einen vielseitigen Wagenpark mit WE-LA-KI-Muldenkippern und solchen mit Ladekran sowie vier Taxis.

Von 1922 bis 1933 befand sich in den Gebäulichkeiten der ehemaligen Tintenfabrik Siegwart am Imfangring das Fuhrhalterei- und Transportgeschäft Neumeyer & Hochstraßer, welches bis 1938 unter dem Namen *Hochstraßer & Co.* weitergeführt wurde. 1938 übernahm *Josef Rothensflub* das Transportgeschäft. Das später an seinen Sohn übertragene Geschäft erlosch im Jahre 1973.

Nach dem Konkurs der Firma J. Willi & Co., Farbenfabrikation und Transportgeschäft, Bundesplatz 3, Luzern, wurden die beiden Geschäftszweige anfangs 1933 getrennt. *Franz Gut* erwarb aus der Konkursmasse den Transportbetrieb und gründete am 1. März gleichen Jahres die *Transportus AG Luzern*. Drei auf dem Areal der Schreinerei Wobmann & Müller gemietete Einstellboxen und die Werkstätte des an die hintere Tribschenstraße übersiedelten Steinhauergeschäfts Arnet waren ihre ersten Garagen. 1940 erfolgte der Umzug in die Rößlimatt, und 1958 konnte zusätzlich das neugebaute Garagegebäude an der Werkhofstraße be-

zogen werden. Für den immer größer werdenden Wagenpark wurden die Einstellräume an der Werkhofstraße bald zu klein. Aus diesem Grund erwarb die Transportus AG im neuen Industriequartier Ibach eine große Parzelle. Die darauf erstellten Lager, Werkstätten, Büros und Einstellhallen sind im Sommer 1969 bezogen worden. Seither haben die grünen Transportus-Lastwagen ihre «Herberge» an der Reußeggstraße 7.

Die Transportunternehmen *Thöni* und *Wermelinger Söhne AG* besitzen auf Rößlimatt Garagen für ihren Wagenpark.

15 Firmen sind Anlieger an einem Industriegeleise und können so auf die rationellste Weise die Güter ohne Zwischentransport umladen. – Im ganzen Tribtschen- und Langensandquartier finden gegen 3500 Personen Arbeit und Verdienst. Dar- aus kann gerade aus der Sicht des Arbeitnehmers die große wirtschaftliche Bedeu- tung dieses Gebietes abgelesen werden. Von hier weg gehen Qualitäts- und Prä- zisionsartikel in alle Teile der Welt. Diese regen in- und ausländischen Geschäfts- beziehungen zeigen, daß die Luzerner nicht nur die touristischen Belange ihrer Stadt zu nutzen verstehen, sondern auch zu unternehmungsfreudiger Tätigkeit befähigt sind.

Schaden durch Feuer und Wasser

Nebst den bereits erwähnten Bränden in der Nähmaschinenfabrik Helvetia und den Firmen Eggstein und Roelli sind u. a. noch folgende Brandfälle zu ver- zeichnen:

1932 Transportgeschäft Dommen, 1942 Schreinerei Wobmann, 1953 Ver- nicklerei Flückiger, 1965 Glas- und Porzellan-Handelshaus Ferdinand Hurni.

Die Topographie des Tribtschengebietes bringt es mit sich, daß bei starken Gewitterregen die wenig Gefälle aufweisenden Kanalisationsleitungen bald über- lastet sind und der Rückstau jeweils zu Kellerüberflutungen führt. Viele Betriebe sind dadurch schon oft zu großem Schaden gekommen.

Zur Geschichte der Schiffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees

Emil Herzog

Am 17. Dezember 1835 erteilte der Große Rat von Luzern Casimir Friedrich Knörr und Martin Josef Ronca die Konzession zur Gründung einer Dampfschiffgesellschaft. Diese nahm am 24. September 1837 mit der «Stadt Luzern», dem ersten Schiff von Escher Wyß, den Betrieb auf. Auf einer Lithographie von 1857, die die linksseitige Luzerner Seebucht (heute: das Gebiet des südlichen Seebrückenkopfes) zeigt, sieht man von links nach rechts die Knörrsche Werft bei der Fröschenburg und das Haus Nager-Knörr mit dem Dampfschiff «St. Gotthard» davor. Weiter rechts ist ein Holzlagerplatz sichtbar, auch er in Knörrs Besitz. (Ein Brand dieses Lagers brachte einmal die Kapellbrücke in große Gefahr.)

Am 3. November 1869 fusionierte die Postdampfschiffahrtsgesellschaft mit Knörrs Dampfschiffgesellschaft, wobei das «beidseitige Material der früheren Unternehmen zusammengeworfen und das Actien-Capital behufs Vermehrung des Betriebsmaterials und zum Zwecke allgemeiner Beteiligung auf 1 Million frk. in 2000 Actien von je 500.— erhöht wurde». Gewissermaßen als Mitgift brachte die Postdampfschiffahrtsgesellschaft ihr Werftgelände hinter dem Inseli (Kohlen- und Holzplatz mit Werkhütte) mit einem Buchbetrag von 35 000 Franken in die neue Vereinigung. Dazu kam anno 1870 noch die Dampfschiff-Gesellschaft Luzern, welche sich im Sommer zuvor mit der Dampfschiff-Gesellschaft vom Küssnachtersee verschmolzen hatte. Somit gilt das Jahr 1870 als Beginn des Gesamtbetriebes eines einheitlichen Transportunternehmens. Dieses Geschäftsjahr war aber kein erfreuliches; denn viele widerliche Umstände wirkten dabei mit. In erster Linie war es der im Sommer ausgebrochene Deutsch-Französische Krieg, der auf die Frequenzen einen sehr ungünstigen Einfluß ausübte. Im weiteren hatte sich die durch den Krieg gedrosselte Steinkohleneinfuhr aus den Saargruben auf die Materialkosten negativ ausgewirkt.

Die Veränderungen im Areal hinter dem Inseli. Im Geschäftsbericht 1871 wird ein Kohlenplatz «samt Wohnhaus und Werkhütte» aufgeführt. Bereits 1872 hat die Dampfbootverwaltung den Bau einer «definitiven Werft sammt Magazin» in Aussicht genommen. 1873 kann man lesen: «Sowohl die Liegenschaft neben dem Landungsplatz in Flüelen als namentlich diejenige beim Inseli in Luzern erlitten

während dem Betriebsjahr Veränderungen, wodurch deren Werth für die Gesellschaft erheblich gesteigert wurde. Auf der Liegenschaft in Luzern wurden die bereits bestandenen geräumigen Gebäulichkeiten zu vollständigen, bequemen Werkstätten mit Dampftrieb sowohl für die Eisenarbeiten als für die Schiffschreinerei und Malerei eingerichtet. Bisher war es uns bloß möglich, den Holzbau der Dampfboote selbst besorgen zu können, während die nöthigen Einrichtungen für Besorgung der Maschinenreparaturen so ziemlich fehlten. Durch die Herstellung der jetzigen Werkstätte, die zwar nur in bescheidenem Maaße eingerichtet ist, sind wir jedoch in Stand gesetzt, die laufenden Reparaturen selbst durch unser Personal auszuführen. Dadurch werden die Arbeiten nicht nur prompter geliefert werden, sondern die Gesellschaft wird sich auch in finanzieller Beziehung unstreitig besser als bisher stellen. Die auf den Bau der Werkstätten sammt Transmissionen etc. verwendeten Kosten von Fr. 10000.— haben wir zum Inventarwerth der Liegenschaft geschlagen.»

1876: «Wir fanden uns auch im abgewichenen Jahre nicht veranlaßt, den Bau einer definitiven Werfthe, wozu wir Vollmacht besitzen, in Angriff zu nehmen, da uns die bestehende für die dermalen vorliegenden Arbeiten noch genügen muß.»

1879: «Die Liegenschaft in Luzern, worauf unsere Werkstätten erstellt sind, wurde im Laufe des Monats December durch Ankauf von 4762 qm daran stoßendem, sehr günstig gelegenem Riedland vergrößert, indem es wahrscheinlich ist, daß durch die in Aussicht stehende Erweiterung des hiesigen Bahnhofes eine Entfernung unserer bisherigen, immer noch provisorisch gewesenen Werfthe nothwendig werden wird. Es erschien uns daher angezeigt, bei Zeiten das nöthige Terrain für Verlegung, resp. Neubau, wofür seinerzeit die Generalversammlung bereits den nöthigen Credit ertheilt hatte, zu sichern, abgesehen davon, daß eine Vereinigung von Werfthe und Werkstätten im Interesse einer besseren Controlle schon längst wünschenswerth gewesen wäre. Um eventuell nicht eine einzige Jahresrechnung zu sehr belasten zu müssen, haben wir bereits durch die diesjährige Betriebsrechnung einen Posten von Fr. 25000.— für einen Werftbaufond ausgeschieden.»

1880: «Nach neuesten Plänen betreffend Erweiterung der hiesigen Bahnhofanlage soll das von uns seit einer Reihe von Jahren miethweise innegehabte und provisorisch als Werftplatz benutzte Terrain expropriert und für Bahnzwecke verwendet werden. Wir beabsichtigen nun, für den in diesem Falle nicht mehr aufschiebbarer Neubau einer definitiven Werft, wofür seinerzeit die Generalversammlung bereits den erforderlichen Credit ertheilt hatte, das neuabgekaufte, für diesen Zweck äußerst günstig gelegene Terrain neben unserer Werkstätte zu verwenden.»

1881: «In Luzern wurde vorerst zum Zwecke der Herstellung geeigneter, in unmittelbarer der Reparaturwerkstatt befindlicher Stationsplätze auf die ganze

Breite unseres Terrains der Seegrund durch Ausbaggern auf ca. 2 m Tiefe gelegt, ein entsprechender Landungssteg mit Rollbahn zur Werkstätte erstellt und den größeren Theil der Liegenschaft selbst durch Auffüllen über Hochwasserstand erhöht.» – «Werkstätte sammt Kessel- und Maschinenhaus waren am Schluß des Betriebsjahres nahezu vollendet und konnten Ende Januar abhin bezogen werden.»

1882: «Hinsichtlich der Besetzung in Luzern haben wir zu bemerken, daß im Laufe des Berichtsjahres der Bau der neuen Werfthalle durchgeführt und vollendet wurde.» (Diese Werfthalle steht heute noch.)

Nun besaß die DGV in Luzern hinter dem Inseli folgende Liegenschaften und Ausrüstungen: «11025 m² Terrain mit 4 Gebäuden (Werfthalle, Werkstätte für Holzarbeiter sammt Wohnhaus und Magazin, Werkstätte für Eisenarbeiter, Kessel- und Maschinenhaus), nebst 2 Vorrathsschuppen und einem Portierhäuschen.»

«Die Werft begreift in sich:

1. Einen 60 m langen, 15,3 m breiten Werftschuppen sammt Anbau für das Vorgelege.
2. Eine zum Aufziehen der Dampfschiffe unter 5% geneigte Bahn von 100 m Länge, bestehend aus 4 Schienengeleisen und einer gußeisernen Zahnstange.
3. Einen hölzernen auf ca. 600 Pfählen ruhenden Unterbau.
4. Einen zum größten Theil aus Eichenholz gebauten und als Unterlage zum Aufziehen und Lanciren der Schiffe dienenden Wagen auf 140 gußeisernen Rollen laufend.
5. Eine Gelenkkette aus 20 Gelenken von je 3,25 m Länge zum Aufziehen und eine Gliedkette zum Ablassen des Wagens.
6. Eine Aufzugvorrichtung (Vorgelege), bestehend aus 2 mit Drehachsen versehenen Kettenrädern, einer Gall'schen Kette, einem Stirnrad, einem Schneckenrad sammt Schnecke und Welle, sowie den nöthigen Lagern mit Stuhlung etc.
7. Eine als Motor für die Aufzugvorrichtung dienende Dampfmaschine sammt Kessel.»

«Im Monat Juli 1882 konnte das erste Schiff ans Land gezogen werden, dem dann bis Ende des Jahres weitere 6 Dampfer folgten, die alle untersucht, und deren Schaaalen gereinigt und angestrichen wurden.»

In den Jahren 1889, 1890 und 1895 kaufte die DGV bei der Werft hinter dem Inseli angrenzendes Riedland, so daß die Liegenschaft 15 310 m² Land umfaßte. Anno 1904 vermehrte sich der Landbesitz der DGV nochmals um 15 290 m², weil dazu eine Landparzelle (ausgefülltes Riedland) erworben werden konnte. Dieses Land befand sich im Gebiet des heutigen Alpenquais und stellte mit dem Werftareal zusammen einen Inventarwert von 190000 Franken dar. Im Jahre 1905 gab die DGV der Firma Sulzer, Winterthur, Auftrag für ein neues Schwimmdock

im Wert von 165 000 Franken. 1910 verpachtete sie das Grundstück am Alpenquai an die Genossenschaft «Aero» für den Luftschiffpark, bis dann sechs Jahre später ein Teil dieses Gebietes dem Eidgenössischen Oberkriegskommissariat für die Anlage von Getreideschuppen pachtweise überlassen wurde.

1919, nach dem Ersten Weltkrieg, waren die Geldmittel der Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees äußerst knapp geworden. Diese sah sich deshalb genötigt, die 15 290 m² Gelände beim Tribschenmoos für 86 000 Franken zu verkaufen. Bis anfangs der dreißiger Jahre dienten die Werftanlagen vorwiegend dem Unterhalt der stattlichen DGV-Flotte, die *im Jahre 1930* total 17 Dampf-, 6 Motor- und 5 Lastschiffe umfaßte. Das Platzangebot betrug 12 660 Plätze. – In jenem Jahr hat die DGV mit dem *Eigenbau der Schiffe* begonnen und als erstes das Motorschiff «Mythen» hergestellt. Aber erst nach Krise und Krieg konnte 1946 wieder an den Ersatz und die Modernisierung des veralteten, personalintensiven Schiffsparks gedacht werden. Es war das Bestreben der damaligen Direktion, mit modernen und rationellen Schiffen das Unternehmen auf eine gesunde finanzielle Basis zu stellen. In eigener Konstruktion und Regie entstanden in der DGV/SGV-Werft in Luzern nacheinander die Schiffe «Waldstätter», «Titlis», «Rigi», «Schwyz», «Winkelried», «Pilatus» und «Gotthard». Ein 1200-Personen-Schiff befindet sich zurzeit noch in Arbeit. Als einzige schweizerische Werft ist die SGV in der Lage, derart große Personenschiffe bauen zu können. – *Die heutige SGV-Flotte*, deren Schiffspark um sechs Schiffe und deren Platzangebot um 1740 Plätze geringer ist als vor 45 Jahren, besteht aus fünf Dampf- und elf Motorschiffen, die mit wesentlich weniger Personal die gleiche Fahrplanleistung erbringen wie 1930. Mit Jahresfrequenzen von über 2 Millionen Fahrgästen steht die SGV, in bezug auf Europas Binnenseeverkehr, an erster Stelle.

Obwohl in den vergangenen Jahren immer wieder von einer Verlegung der Schiffswerft beim Inseli gesprochen wurde, scheint sich doch die Ansicht durchgerungen zu haben, daß eine – wohl erneuerte – Schiffswerft mit dem schönen Schiffspark zum Stadtbild gehört, ja ihm sogar ein eigenes Cachet verleiht. Dieses Cachet dürfte nicht wenig zur Begünstigung Luzerns durch den internationalen Tourismus beigetragen haben und noch weiter beitragen.

Die St.-Niklausen-Schiffsgesellschaft

Edy Renggli

Ein Blick auf die Karte der Zentralschweiz zeigt, daß die Enden der vier Arme des Vierwaldstättersees von größeren Ortschaften eingeschlossen sind. Dieselben entstanden aus Ansiedlungen von Fischern, die nebenbei Botendienste für ihre nicht am See wohnenden Talbewohner leisteten. Bis ins 16. Jahrhundert war der See – abgesehen von schmalen, über schwindelnde Höhen führenden Fußpfaden – der einzige größere Verbindungsweg in das von beinahe senkrecht abfallenden Felsen eingesäumte Land Uri, sowie auch nach den ebenfalls von Bergzügen eingebetteten Halbkantonen Ob- und Nidwalden. Dem Personen- und Warentransport auf dem Wasserweg kam daher große Bedeutung zu. Um das wichtige Gewerbe der Seeschifffahrt bemühten sich seit dem 13. Jahrhundert verschiedene Gesellschaften. Unter diesen wußten sich die Schiffsleute zu St. Niklausen eine Vormachtstellung zu erkämpfen. Ihnen war, wie übrigens den meisten andern Gesellschaften, eine Bruderschaft angegliedert (hier die St.-Niklausen-Bruderschaft, so benannt, weil sie den hl. Nikolaus von Myra als Patron der Seeleute verehrt).

Das älteste Zeugnis dieser Bruderschaft geht auf das *Jahr 1357* zurück. Im 17. Jahrhundert erhielt die Gesellschaft das Postmonopol. Sie führte zweimal in der Woche die Post über den See. Die Bedeutung der Gesellschaft und ihrer Schifffahrt war so groß, daß ihre Knechte vom Kriegsdienst befreit waren. In einer im Jahre 1587 erlassenen Verordnung des Rates von Luzern heißt es, daß die Ruderknechte fleißig rudern sollen, damit die Schiffe «zu guter Zeit» am Ort anlegen, um entladen zu werden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung hatte der Rat einen Schiffsmeister bestimmt. 1798 brach mit dem alten Staat auch jene zunftähnliche Vereinigung zusammen; die St.-Niklausen-Gesellschaft galt im Prinzip als aufgelöst. Aber schon am Anfang des 19. Jahrhunderts fand der nun selbständig gewordene Kanton mit den Schiffsleuten eine erträgliche Regelung. Man verpachtete die Schifffahrt gegen einen Wasserzoll. In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts drängte die neue Dampfschiffsgesellschaft die uralte Zunft aus der jahrhundertlang innegehabten Stellung. Im Jahre 1836 wurde die St.-Niklausen-Gesellschaft neu organisiert. 26 Männer wagten den Sprung in die neue Gesell-

schaft. Seit 1836 hat sie zweimal ihre Verfassung geändert. Die Zunahme des Fremdenstromes führte zu veränderten Verkehrsverhältnissen, und neuere Anschauungen gaben Anlaß zu einer Statutenrevision. Die Mitgliederzahl wurde auf 50 erhöht. Seither ist die St.-Niklausen-Gesellschaft nicht mehr ausschließlich eine Erwerbsgesellschaft, sondern vor allem auch ein Treffpunkt ererbten Luzerner Geistes.

Die SNG im Jahre 1975

Der älteste Betriebszweig in der St.-Niklausen-Schiffsgesellschaft ist bis auf diesen Tag erhalten geblieben. Für die Feriengäste und Reisefreudigen steht heute eine Flotte moderner Gesellschaftsboote bereit. Die beiden größten Motorboote, «Föhn» und «Nixe II.», können 29 Personen aufnehmen. Ihnen folgt «Nicolas» (Fassungsvermögen 21 Personen), ein Veteran aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Außerdem unterhält die Gesellschaft einen gutorganisierten Betrieb für Bootsbau und -reparaturen.

Die St.-Niklausen-Gesellschaft hat ihren Platz im Schifffahrtsgewerbe der Zentralschweiz behaupten können und wird auch in Zukunft ihrer gesunden und aktiven Tradition treu bleiben.

Geschichtliches über die Bootswerft Herzog

Rudolf Herzog jun.

Im Jahre 1856 baute mein Urgroßvater, Kunstschreinermeister Siegfried Herzog, die ersten Gondeln und eröffnete beim heutigen Luzernerhof eine Schiffsvermietung. Dort wuschen damals die Luzerner Frauen noch ihre Leintücher. An Siegfried Herzog dachte Franz Josef End (1850–1927) im Luzerner Hauskalender (Meyer-Brattig) 1972 in seinen «Erinnerungen eines alten Luzerners». F. J. End schrieb u. a. folgendes: «Der am 1. Juni 1859 eröffnete Bahnhof stand mit dem rechten Ufer einzig durch die alte Reußbrücke in Verbindung. Auf die rechte Reußseite hinübergehend, erinnere ich mich an den Bau des Hotels Luzernerhof. Es war das Mitte der sechziger Jahre. Außerhalb desselben stand noch die Schiffhütte von Siegfried Herzog, sowie die Ladenhütte von Drechsler Pfister.»

Der Standort der ersten Schiffhütte meines Urgroßvaters mußte um 1885 verlegt werden. Sie wurde in der Umgebung der heutigen SGV-Werft neu gebaut. Im Jahre 1921 mußte dieser Standort infolge Erweiterungen der SGV-Anlagen aufgegeben werden. Die Kantonsregierung gestattete uns, am heutigen Alpenquai das (jetzt noch bestehende) Bootshaus Herzog zu erstellen. Es diente von 1922 bis anfangs der dreißiger Jahre für die Unterbringung der Mietboote. Zeitgemäße Überlegungen machten eine technische Umstellung nötig: Anno 1934 wurden Holzbearbeitungsmaschinen angeschafft, das Werkzeuginventar erneuert und der Wasserungskran verstärkt. Darauf begann man mit dem Bau von neuen Booten. Nachdem jahrzehntelang kein neues Boot mehr gebaut worden war, verließen die ersten Fischerboote die Werft am Alpenquai.

Gegen Ende der Kriegszeit konnte mit der serienmäßigen Herstellung von Fischerbooten begonnen werden, und zwar nicht ohne Aussicht auf guten Verkauf. Später verließen schöne Motorboote aus feinstem Mahagoniholz die Werft. Ein Musterstück unter ihnen war das später weithin bekannt gewordene SLA-Boot, das manchen Sport- und Fischerfreund hoch begeistert hat. Noch heute schwimmen zahlreiche der damals am Alpenquai gebauten Boote auf den Schweizer Seen, ja zum Teil sogar auf deutschen, italienischen und österreichischen Gewässern.

Infolge Platzmangels mußte für die Bootsbauerei mehr Raum gefunden werden.

So kam es, daß sie mit ihren Werftanlagen nach Alpnachstad zügelte. Das im Jahre 1974 gründlich erneuerte Bootshaus in Luzern dient heute der Unterbringung von Wasserfahrzeugen und als Servicestation der Werft Herzog AG. Aufs Ganze gesehen, enthält die Geschichte der Bootsbauerei Herzog auch einen Teil Luzerner Handwerksgeschichte.

Das Gewerbegebäude – einst und jetzt

Arnold Stockmann

Im Jahre 1886 beschloß die Korporationsgemeinde Luzern, bei der Spreuerbrücke ein großes Zweckgebäude zu errichten, um dem Kleingewerbe preisgünstige und zweckmäßige Arbeitsräume zur Verfügung zu stellen. Die gleichzeitig beabsichtigte Ausnützung der Reuß-Wasserkraft sollte eine billige und konstante Antriebsenergie für die Arbeitsmaschinen liefern.

Mieter im Gewerbegebäude waren Schreiner, Maler, Drechsler, Schlosser sowie Inhaber zweier mechanischer Werkstätten, je einer galvanischen Anstalt, Buchdruckerei, Vergolderei, Kleiderfabrik und Diamantschleiferei. Ein 1926 errichtetes eigenes Elektrizitätswerk ermöglichte den Antrieb der Maschinen durch leistungsfähigere Elektromotoren.

In der Nacht vom 16. auf den 17. September 1932 zerstörte ein Großbrand dieses stolze korpulente Gebäude und die darin befindlichen Werkstätten vollständig. Die von diesem Brand schwer geschädigten Handwerker bemühten sich sofort um Notunterkünfte, damit sie ihre Betriebe, wenn auch reduziert, weiterführen konnten. Mehrere der «ausgebrannten» Mieter fanden aber keine auf die Dauer genügenden Werkstätten. Sie schlossen sich zusammen, um auf genossenschaftlicher Basis ein neues, moderneres Gewerbegebäude zu planen. Aufgrund erfolgreicher Verhandlungen mit der Stadt Luzern konnte an der Tribschenstraße zu günstigen Bedingungen eine passende Parzelle erworben werden. Überdies war die Stadt bereit, sich an den Baukosten mit einem Darlehen zu beteiligen.

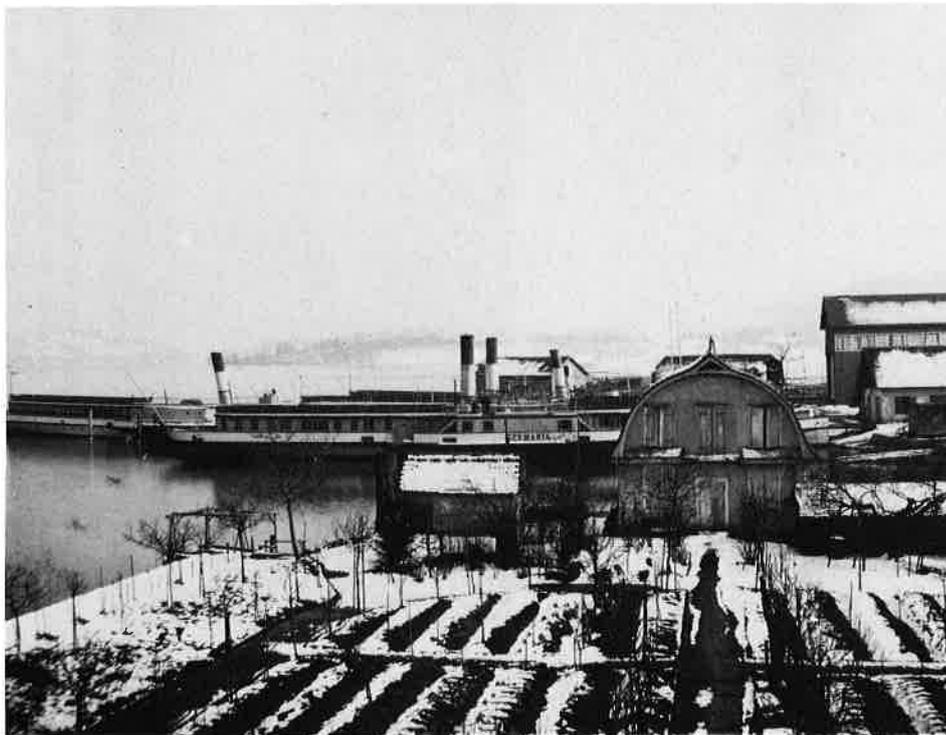
Im Frühjahr 1933 wurde die «Genossenschaft Gewerbegebäude der Stadt Luzern» gegründet. Erster Präsident war Mechanikermeister Josef Koller. Als Vizepräsident stellte sich Architekt Carl Moßdorf, welcher auch die Pläne angefertigt hatte, zur Verfügung. Das Amt des Aktuars übertrug man Dr. Hermann Heller. – Das ursprüngliche Projekt sah einen Bau in der doppelten Länge des heutigen Gebäudes vor. Da der Bau in die Krisenzeit der dreißiger Jahre fiel, war nicht mehr mit der Vollbesetzung des großzügig disponierten Hauses zu rechnen, weshalb man sich mit dem Bau nur der vorderen Hälfte begnügte. Die Genossen-schafter an der Tribschenstraße sind wieder Schreiner, Maler und Inhaber metall-



Blick vom Schweizerhofquai gegen das Gebiet des heutigen Bahnhofplatzes, um 1857. Das Haus Nager-Knörr in der Bildmitte, hinter dem Dampfboot «Gotthard», wurde beim Bau der Hauptpost (um 1885) abgebrochen und bei der Pferdehandlung Styger auf der Rößlimatt als Rekonstruktion errichtet. Östlich des Hauses Nager-Knörr liegen die Hirzenmatt und die Spitalriedmatte. Ausschnitt aus einer kolorierten Lithographie von Lemerrier Paris, nach einem Bild von W. Scheuchzer (1803–1866) im Besitz von Herrn G. Schwerzmann. (Klischee Keller & Co. AG)



Das nach 1823 von Fridolin von Balthasar-zur Gilgen erbaute Herrenhaus mit Gärtnerhaus und Hühnerhütte auf dem Inseli. 1924 ging das Inseli vom letzten privaten Besitzer, Nationalrat Dr. Philipp Anton von Segesser an die Stadt über, welche es in eine öffentliche Anlage umgestalten ließ. Aufnahme um 1890.
(Klischee QV Hirschmatt-Neustadt-Biregg)

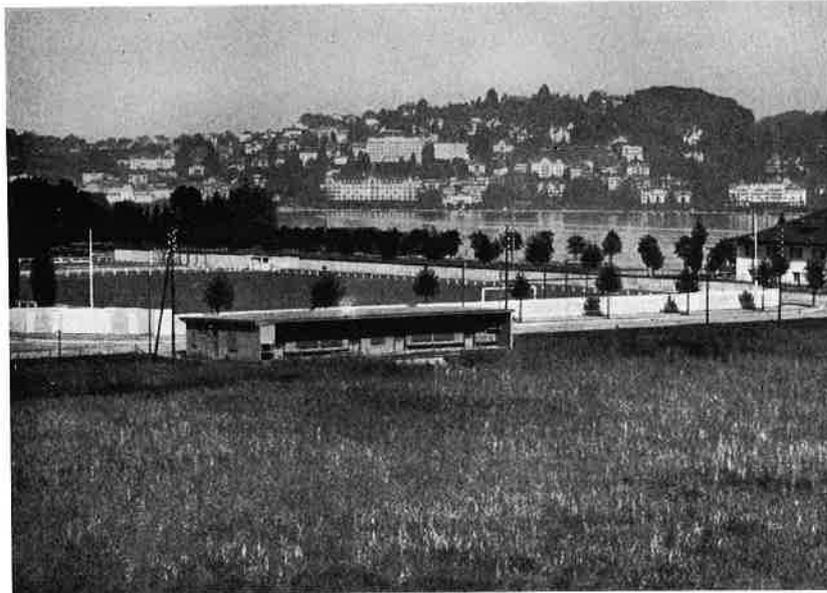


Blick vom Herrenhaus gegen die Werfte der damaligen DGV. Von links nach rechts sieht man die Kamine der Dampfschiffe «Viktoria», «Germania», «Italia», «Stadt Mailand». Im Hintergrund erkennt man die beiden Bootshäuser der St.-Niklausen-Gesellschaft.
(Photo Bildarchiv SGV)



199

Blick von Dreilinden gegen den Bahnhof und das Tribschenmoos.
In der Mitte der linken Bildseite erkennt man die ersten großen Häuser an der vorderen Tribschenstraße. Zwischen dieser Häusergruppe und der Schiffs-
werft ist auf der Rößlimatt der Trassebogen der ursprünglichen Brünigbahn-Linienführung sichtbar. Aufnahme um 1900. (Photo in Privatbesitz)



Das letzte Überbleibsel des ehemaligen Tribschenricdes diente von 1928 bis 1960 als Natureisbahn. Bildmitte Betriebsgebäude des Eisklubs Luzern, in den Jahren 1961 bis 1964 noch Unterkunft einer städtischen Oberschulklasse. Im Hintergrund Spielfelder des Fußballclubs Kickers, in Betrieb 1935 bis 1962. (Bild Zentralbibliothek)



Freihandzeichnen mit Zeichenlehrer Gutersohn bei der Gaß. Da wo die Schüler sitzen, beginnt heute die Treppe zur Weinberggirippe. Die Bezeichnung Gaß stammt von dem durch den Nagelfluh- und Sandsteinfels der Tribschenhornrippe herausgehauenen Durchgang, der zweimal erweitert wurde. Seit der letzten Verbreiterung in den sechziger Jahren überspannt eine Fußgänger-Betonbrücke die Gaß, welche die Grenze zwischen der Tribschen- und der Langensandstraße bildet. Aufnahme um 1898. (Bild Zentralbibliothek)

verarbeitender Betriebe. Seit einigen Jahren ist auch der Filialbetrieb einer großen Wäschefabrik eingemietet.

Im Hinblick auf die stark gestiegenen Transportkosten darf die stadtnahe Lage des Gewerbegebäudes als ideal bezeichnet werden. Gerade durch die leidige Tatsache, daß in letzter Zeit schon manches Kleingewerbe aus der Stadt vertrieben wurde, rückt die weitsichtige Entschlußkraft jener Männer, die den Bau des Gewerbegebäudes ermöglicht haben, in ein besonders helles Licht. Wir hoffen, daß die gegenwärtige Baupolitik, die das Abwandern von Gewerbe und Handwerk beschleunigt, geändert werde. Mögen doch die Kleinbetriebe aller Branchen unserer Stadt und ihren Bewohnern erhalten bleiben!

Die Gaststätten im Tribschengebiet

Adolf Käch

Gaststätten beleben ein Siedlungsgebiet und fördern die Kontakte zwischen den Bewohnern, was früher noch mehr der Fall war als heute. Die ganz alten Gaststätten sind in den Jahrhunderten des Zunftwesens als sogenannte Ehehaften entstanden. Wie handwerkliche Gewerbe waren auch die Wirtsrechte mit einer Liegenschaft verbunden. Solche Rechte waren im Kern der Stadtgemeinde schon früh recht zahlreich. Sie wurden später gesetzlich als Realrechte anerkannt. Für die Erteilung von neuen Wirtsrechten in Form von Patenten ist jeweils das Bedürfnis maßgebend.

Im Tribschengebiet bestehen keine Realwirtsrechte. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war Tribschen ein kleines Bauerndorf mit etwa 15 größeren und kleinern Betrieben. Als größere bäuerliche Liegenschaften galten Rößlimatt, Unterlachen, Imfang, Schönbühl, Blätzigen, Matthof, Studhalden, Bodenhof, Hirtenhof, Löchlimatt, Weinbergli, Untergeissenstein, Zur Tiefe usw. Der Boden dem See entlang und in der Tribschenebene war vielfach Riedland, sumpfig und öfters überschwemmt. Die Tribschenbetriebe, soweit sie nicht «Amtshöfe» des Stiftes St. Leodegar waren, kamen sukzessive an regimentsfähige Bürger der Stadt, die sie verpachteten oder zu Landsitzen ausbauten. Diese Besitzer hatten kein Bedürfnis für eine Wirtschaft. Von einzelnen Höfen aus wurde am Hang der benachbarten Höhen bereits im 15. Jahrhundert Wein angebaut, der – nach einer Schilderung von Theodor v. Liebenau in «Das alte Luzern» – sich durch vorzüglichen Säuregehalt ausgezeichnet haben soll. Der Name «Weinbergli» hat sich bis heute erhalten. Es ist aber nirgends festzustellen, daß in diesem Weinberg irgendeine Weinschenke vorhanden war. Dieser Wein diente offenbar der Selbstversorgung der Hofbesitzer.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Gebiet «In den Lachen» namentlich von der dort domizilierten Baufirma Gebr. Keller zum Teil zu einer Art Industriezone ausgebaut. Dies brachte etwas mehr Betriebsamkeit in die Gegend. Damit entstand auch das Bedürfnis für eine Gaststätte. So bewilligte der Regierungsrat im Jahre 1878 das Restaurant *Unterlachen*. Familie Huez, die Besitzerin des Hofes «In der niedern Lachen», hat damals das Bauernhaus zu einem

Landhaus mit Wirtschaft umgebaut. Diese erste Gaststätte blieb bis Mitte Juni 1933 unter dem Namen «Unterlachen» bestehen. Dann übertrug man das Wirtschaftsrecht in den Neubau an der Kellerstraße 25a unter dem Namen Restaurant *Tribschen*. Dasselbe wird heute von W. Lyrer-Lehni betrieben.

Einen weiteren Aufschwung des vorderen Tribschengebietes brachte der Bahnbau. Im Jahre 1889 wurde die Brünigbahn mit einem eigenen Bahnhof (gegenüber dem Inseli) eröffnet. Fünf Jahre später mußte der alte Bahnhof der Schweizerischen Centralbahn einem neuen Platz machen. Die Geleise für den Güterverkehr und den Güterbahnhof wurden gegen die Tribschen hin verlegt. Die Beschäftigten der Bahn und der Schiffswerft fanden in diesem Gebiet eine Wirtschaft für nötig. So wurde im Jahre 1896 das Restaurant *Schönegg* an der Güterstraße, direkt am Bahnübergang und gegenüber der Werft, bewilligt und eröffnet. Dieses Restaurant war recht gut frequentiert. Eine geräumige Gartenwirtschaft ermöglichte auch Unterhaltung an Sommerabenden. Es sei noch erwähnt, daß dieses Restaurant während einiger Jahre vor dem Ersten Weltkrieg unter der fachtüchtigen Leitung der Familie Richli stand, der spätern Pächterin des «Merkur» und des Kunsthausrestaurants. Im Jahre 1968 ist die «Schönegg» eingegangen. Das renovierte Gebäude wird heute von der Verwaltung der SBB benutzt. Ebenfalls gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich an der vordern Tribschenstraße eine rege Bautätigkeit. Es entstanden gewerbliche Betriebe und Wohnbauten. Der Regierungsrat hat im Jahre 1896 noch eine weitere Wirtschaft bewilligt, und zwar an der Tribschenstraße 20 unter dem Namen Restaurant *Unterlachenhof*. Dieses typische Quartierrestaurant ist heute noch in Betrieb und wird von Walter Stehli geführt.

Einen weiteren Aufschwung im Tribschengebiet erwartete man, als dieses eine gesamtschweizerische Bedeutung für den Luftschiffverkehr erhielt. Im Jahre 1910 wurde mit viel Initiative von seiten der Hotellerie die Luftschiffhalle erstellt. Das Luftschiff «Ville de Lucerne» startete von der Tribschen aus zu Flügen über Stadt und See. Tribschen sollte ein Zentrum der Flugbegeisterten aus aller Welt werden. Die Gäste erhielten die Verpflegung in den Hotels, und für ein Flugplatzrestaurant wurde kein Bedürfnis geltend gemacht. Einzig im Winter 1910/11 durfte in der *Luftschiffhalle* eine Eisbahn mit *Restaurant* und Nachtbetrieb eingerichtet werden. Das Hallenrestaurant existierte bloß vorübergehend; sein Betrieb basierte auf einer sogenannten Festwirtschaftsbewilligung. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an ein großes Fest, das am 10. August 1913 aus Anlaß des hundertsten Geburtstages von Richard Wagner in der Luftschiffhalle stattfand. Die Durchführung eines Monsterkonzertes verlangte den Einbau einer Bühne und die Schaffung von 500 Sitzplätzen für eine mondäne Gesellschaft. – Bei Ausbruch des Krieges ging der Traum des Flugzentrums leider zu Ende. Die Halle, die als Heu- und Strohdépot für die Armee diente, wurde 1923 abgebrochen.

Im Matthof- und Schönbühlgebiet stellte sich nach 1960 ein eigentlicher Bau-boom ein. Dazu kam im vorderen Teil von Tribtschen die Erstellung der Kunst-eisbahn und der Kantonsschule. Schönbühl, Matthof und Studhalden wurden zu einer ansehnlichen Wohnsiedlung. Dies brachte neue Bedürfnisse für Wirtschaft-ten. Gestützt auf eine regierungsrätliche Bewilligung konnte am 15. Dezember 1962 das Restaurant *Kunsteisbahn* eröffnet werden. Am 28. Oktober 1966 wurde das Restaurant *Matthof* (Matthofring 62) in Betrieb genommen. Dieses steht heute unter der Leitung von A. und L. Peyer-Krähenbühl. Im Jahre 1967 entstand das Einkaufs-Center Schönbühl. In Verbindung damit wurde eine Wirtschaft mit Alkoholausschank als wünschbar befunden. Der Regierungsrat konzessionierte deshalb das Restaurant *Schönbühl*, mit Betriebsaufnahme am 16. März 1968. Die Familie A. Albisetti-Bernasconi betreut es gegenwärtig.

Immer größere Bedeutung erhalten die alkoholfreien *Tea Rooms* und *Cafés*, wobei zu sagen ist, daß man auch in den konventionellen Wirtschaftsbetrieben alkoholfreie Getränke genießen kann. Für die Eröffnung von alkoholfreien Gast-stätten gilt nach dem kantonalen Gesetz über das Wirtschaftsgewerbe die so ge-nannte Bedürfnisklausel nicht. Sogleich auf die Eröffnung des Einkaufs-Centers am Schönbühlring 39 wurde die *Imbiß-Ecke der Coop* gestattet, die seit 16. No-vember 1967 in Betrieb ist. Auf 1. Februar 1972 wurde an Elisabeth Neeracher das Patent für den Tea Room *Pavillon* an der Tribtschenstraße 78a erteilt. Der be-willigte Tea Room *Wartegg* war vom 12. Oktober 1973 bis zum 30. November 1974 in Betrieb. Schließlich sei noch erwähnt, daß in der *Kantonsschule* am Alpen-quai eine *Kantine* besteht. Die Kantinen werden nach dem Wirtschaftsgesetz als besondere Wirtschaftskategorie behandelt; sie können nicht als öffentliche Re-staurants bezeichnet werden. Die Augen des Schriftleiters Carlo glänzen, wenn von Pollo und Risotto con funghi bei Mutter Zamboni in der Cantina Rößlimatt die Rede ist. Solche Betriebskantinen sind auch für die Butterzentrale an der Eis-feldstraße, für die Firma Schurter AG an der Werkhofstraße, für die ABM (au bon marché) und für das Atelier der Firma Bucherer im Schönbühl bewilligt worden.

Kostgebereien, die Kostgänger halten, waren früher nicht bewilligungspflichtig und sie sind demnach auch nicht amtlich registriert. Dies ist wohl ein Vorteil für die Inhaber, aber ein kleiner Nachteil für die Geschichtsschreibung. Es gab aber auch im Tribtschengebiet sicherlich manche recht gute Kostgeberei oder Cucina. Mit dem Wirtschaftsgesetz von 1910 wurden Kostgebereien mit mehr als fünf Kostgängern der Bewilligungspflicht unterstellt. Im Tribtschengebiet bestehen keine solche Bewilligungen mehr. Abschließend sind noch die Clubwirtschaften zu erwähnen. Besonders bekannt ist diejenige der Boccia-Sektion des FC Kickers an der Tribtschenstraße. Hier treffen sich die Mitglieder und ihre Angehörigen offenbar nicht nur zum Bocciaspiel, sondern auch zum Nostrano, Barbera und

Chianti, unterlegt mit Spaghetti und Salami. Der Fußballclub Kickers hat seine Klubwirtschaft an der Eisfeldstraße. Vereinsinterne Verpflegungsmöglichkeiten führen auch der Schwimmklub Tribschen und der Ruderklub «Reuß» am Alpenquai.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß das Wirtschaftsgewerbe und das Wirtschaftswesen in der Geschichte des Tribschengebietes eine sehr untergeordnete und eher bescheidene Rolle spielten. Aber dennoch verdient dies der Vollständigkeit wegen geschichtliche Beachtung.

Literatur

Theodor von Liebenau, Das alte Luzern.
Robert Strobi, Die Anfänge der Luftfahrt in Luzern.
Angaben des Volkswirtsch.-Dep., Abteilung Wirtschaftswesen.

Tribschen und die Schlachthausfrage

Edgar Rüesch

Schlachthausprobleme sind in erster Linie Entwicklungsprobleme. Sie beschäftigen eine Gemeinde vor allem dann, wenn sie wächst, und sind umso schwerer zu bewältigen, je dichter sie besiedelt ist. Luzern mit seinem kärglich bemessenen Territorium hat dies besonders kraß erfahren müssen.

Nach einem zermürbenden Vorspiel ist 1901 die alte Schlachthausanlage an der Militärstraße im Quartier Untergrund durch eine neue, zeitgemäßere ersetzt worden. Sie galt während zehn Jahren als die modernste ihrer Art. Doch wer da glaubte, das Schlachthausproblem sei damit auf lange Zeit von Luzerns politischer Bühne verbannt, irrte sich. Bereits zu Beginn des Jahres 1919 tauchten Schwierigkeiten auf, die das einst vielgerühmte Werk in Frage stellten.

Neubau – neue Probleme

In weiten Teilen Europas grassierte die Viehseuche. Der Bund erließ strenge Schutzbestimmungen. So durfte gemäß Art. 92 der Vollziehungsverordnung zum Bundesgesetz betreffend die Bekämpfung von Tierseuchen vom 30. August 1920 in der Schweiz nur noch dann Fremdvieh geschlachtet werden, wenn Schlachthöfe über einen Geleisanschluß, besondere Verladerampen und Stallungen für Fremdvieh verfügten.

Luzern hatte weder das eine noch das andere. Es war aber auf Fremdvieh angewiesen, zumindest aber an den Fremdviehschlachtungen wirtschaftlich interessiert. 1920 hatte die Fleischzufuhr einen bisher nie erreichten Umfang angenommen. Sie betrug rund 1317 Tonnen, woran das Ausland mit rund 330 Tonnen partizipierte.¹ Die Metzgerschaft ließ ihre Sorgen am 7. Januar 1919 über den städtischen Schlachthausverwalter an den Stadtrat herantragen. Bereits zwei Tage danach setzte der Stadtrat eine Kommission ein, die beförderlich Bericht und Antrag darüber stellen sollte, ob das Schlachthaus zu verlegen oder ob eventuell nur

¹ Verwaltungsbericht des Stadtrates 1919/20, S. 23/24.

ein besonderes Fremdviehschlachthaus mit Geleiseanschluß zu erbauen sei.² Damit begann der Leidensweg eines Sachgeschäftes, der in der jüngern Stadtgeschichte seinesgleichen sucht und der sieben Polizeidirektoren während fünfzig Jahren nicht zur Ruhe kommen ließ.

Dem Stadtrat eilte es anfänglich nicht sonderlich, weil er, wie üblich, vor einer leeren Stadtkasse stand. Das Desinteresse ärgerte die Metzgermeister. Sie geißelten 1920 das Verhalten des Stadtrates mit bissigen Worten.³ Darauf hauchte der Stadtrat der von ihm 1919 bestellten Kommission neues Leben ein. Er verlangte von der Metzgerschaft eine genaue Renditenberechnung, ersuchte das Eidgenössische Veterinäramt um eine Ausnahmegewilligung für Fremdviehschlachtungen und prüfte in der Folge mehrere Standorte. Die Wahl bereitete Schwierigkeiten, da Terrain mit Geleiseanschluß auf Stadtgebiet rar war. Der Schlachthauskommission bot sich die Gegend des alten Brünigbahnhofes, das Tribschenmoos und ein Grundstück südöstlich des Eichwaldes, zwischen Brünigbahn und Eichwäldli gelegen, als Bauplatz an. Daß das Schlachthaus auf Gemeindegebiet zu stehen kommen mußte, war außer Zweifel. 1926 gab der Stadtrat Bau- und Polizeidirektion Auftrag, die Frage zu prüfen, «ob schließlich die Verlegung des Kontumazschlachthaus (Fremdviehschlachthaus) und die spätere Dislokation der gesamten Schlachthausanlage ins Tribschenmoos möglich wäre, wobei darauf Bedacht zu nehmen wäre, die Abfälle und die Kanalisation der Anlage auf keinen Fall in den See, sondern direkt in die Reuß zu leiten».⁴ Im Stadtrat waren die Meinungen über den Standort Tribschen geteilt. Nach Auffassung von Stadtpräsident Dr. Zimmerli konnte das Tribschengebiet für das neue Schlachthaus kaum ernstlich in Frage kommen. Dessenungeachtet erwarb der Stadtrat 1928 rund 37000 Quadratmeter Tribschenmoosland, wobei er dem Großen Stadtrat erklärte: «Der Stadtrat macht heute hinsichtlich der Verwendung dieses Terrains keine bestimmten Vorschläge. Es soll . . . ohne bindende Bestimmungen für die Zukunftsaufgaben der Gemeinde bereitgestellt werden. Wir gestatten uns immerhin, darauf zu verweisen, daß die Erstellung einer neuen Schlachthofanlage nicht mehr sehr lange hinausgeschoben werden kann und daß, sofern die Anlage nicht außerhalb des Gemeindegebietes errichtet werden soll, die Verlegung desselben ins Tribschengebiet ernstlich in Frage kommen wird.»⁵ 1932 erweiterte der Stadtrat mit dem Ankauf des Grundstückes 1432 von 18683 Quadratmetern den zusammenhängenden Bodenbesitz der Gemeinde auf Tribschen auf 145659 Quadratmeter.⁶

² Stadtratsprotokoll vom 9. Januar 1919.

³ Stadtarchiv Fasz. Kontumazschlachthaus. Brief des hiesigen Metzgermeisterverbandes an den Stadtrat vom 5. August 1920.

⁴ Stadtratsentscheid 2507 vom 11. November 1926.

⁵ Bericht und Antrag des Stadtrates an den Großen Stadtrat vom 13. April 1928.

⁶ ebd. vom 11. Juni 1932.

Dieser Kauf wurde ausdrücklich im Hinblick auf den Schlachthausbau getätigt, schrieb doch der Stadtrat im Bericht und Antrag an den Großen Stadtrat: «Der Kauf des Terrains zuhanden der Gemeinde erfolgt vorsorglich für die Erstellung einer neuen Schlachthofanlage in Verbindung mit dem Viehmarkte.» Der Kaufbetrag wurde denn auch dem Rückstellungskonto für den Schlachthofneubau entnommen. Metzgerschaft und Polizeidirektion waren sich einig: Der Schlachthof *mußte* auf Tribschen zu stehen kommen. Die Polizeidirektion drängte 1929 auf einen endgültigen Entscheid. Nach ihrer immer wieder bekräftigten Auffassung könnte es die Gemeinde nicht verantworten, «ein Unternehmen von der wirtschaftlichen Bedeutung eines Schlachthaus mit Viehmarkt irgend einer Nachbargemeinde zu überlassen».⁷ Der Stadtrat entschied im Sinne der referierenden Direktion und gab Auftrag, ein generelles Projekt auszuarbeiten.

Zurückhaltende Metzgerschaft – optimistischer Stadtrat

Dann zog die Krise der dreißiger Jahre ins Land; an einen Schlachthausneubau war sogleich nicht zu denken. Als Polizeidirektor Kurzmeyer, auf bessere Zeiten hoffend, die Schlachthausdiskussion zu Beginn des Jahres 1933 wieder in Gang bringen wollte, stieß er, entgegen allen Erwartungen, bei der Metzgerschaft auf Opposition. «Obwohl die Verhältnisse im bestehenden Schlachthaus unhaltbar sind, ist bei der schlechten Geschäftslage an einen Neubau nicht zu denken.»⁸ Der Stadtrat teilte diese Auffassung nicht. Nach seiner Meinung war mit einer baldigen Normalisierung der Wirtschaftslage zu rechnen. Er setzte seinen Optimismus in Taten um und beauftragte Architekt Adolf Vallaster, ein Vorprojekt auszuarbeiten. Das Projekt lag 1934 vor. Der Schlachthausneubau hätte 3 763 000 Franken gekostet und rund 36 000 Quadratmeter Land belegt. – Die Initiative des Stadtrates erfreute vor allem die Sozialdemokraten. «Wir hoffen», erklärte ein Interpellant im Oktober 1933 im Großen Stadtrat, «daß es dem Polizeidirektor gelingen werde, entgegen allfälliger Intrigen der Metzgerschaft den Bau durchzusetzen.»⁹ Die Sozialdemokraten sahen im Schlachthausneubau willkommene Gelegenheit, in einer brotlosen Zeit Arbeit und Verdienst zu schaffen. Die Metzgerschaft, ohne deren Unterstützung der Neubau nicht zu bewerkstelligen gewesen

⁷ Stadtratsbeschluß Nr. 1187 vom 8. Juni 1929 und Nr. 339 vom 13. Februar 1930. – Protokoll der Schlachthauskommission vom 10. Juni 1930. Votum Metzgermeister Kauffmann: «Es ist ausgeschlossen, daß das Schlachthaus anderswo als im Tribschengebiet erstellt werden kann. Die Rößlimatt wäre ebenfalls günstig gelegen, aber sie befindet sich nicht auf Gebiet der Stadt.»

⁸ Protokoll Schlachthauskommission vom 1. Februar 1933. Votum Metzgermeister Schwarz: «Dagegen müssen wir uns gegen den Bau eines Schlachthaus im jetzigen Zeitpunkt wehren.»

⁹ Protokoll Großer Stadtrat vom 9. Oktober 1933, Votum Franz Stocker.

wäre, zeigte keine Gegenliebe. Sie forderte den Stadtrat im Mai 1934 ausdrücklich auf, «die Erstellung einer neuen Schlachthofanlage auf bessere Zeiten zu verschieben, mindestens aber auf solange, bis die wirtschaftlichen Verhältnisse sich wieder besser überblicken und sicherer beurteilen lassen würden».¹⁰ Ein Jahr danach erklärte der städtische Baudirektor selbst, daß ein Schlachthausneubau für 3,5 Millionen Franken in Anbetracht der gewaltigen Schuld zu unabträglichen Zwecken und der Defizite der Verwaltungsrechnung zur Zeit nicht zu verantworten wäre. Anderer Meinung waren Polizeidirektor Kurzmeyer und die Sozialdemokraten: «Nachdem der Bauplatz festgelegt ist, sollte mit der Verwirklichung des neuen Schlachthauses Ernst gemacht werden.»¹¹ Die Beratungen schleppten sich ergebnislos dahin. Es verging kein Jahr, ohne daß die Schlachthausfrage im Großen Stadtrat nicht mehrere Male zu Sprache gekommen wäre. Dabei trat immer offener zutage, daß der Stadtrat sowohl in bezug auf die Dringlichkeit wie auf den Standort der Neubauten geteilter Meinung war. Dr. Zimmerli, Stadtpräsident und neuer Polizeidirektor, äußerte sich im Dezember 1936 im Großen Stadtrat dahin, daß die Situierung des Schlachthauses im Tribschengebiet kaum als eine vorbehaltlos glückliche bezeichnet werden könne. Das Tribschengebiet solle für Kleingewerbe und Kleinindustrie reserviert bleiben. Zudem sei der Bau des Schlachthauses ohnehin nicht dringlich.¹²

Ein wichtiger Vorentscheid fiel am 11. Dezember 1936 in der Schlachthauskommission, als Dr. Zimmerli berichtete, daß ein Fremdviehschlachthof nach den neuesten Entscheiden des Eidgenössischen Veterinärarnes nicht mehr nötig sei, und als Metzgermeister Kauffmann namens des Metzgermeistervereins folgende Erklärung abgab: «Mit Rücksicht auf die hohen Kosten, den schlechten Geschäftsgang mit einer Gewinnmarge, die so klein ist, daß kaum die Betriebskosten herausgewirtschaftet werden können und die eine Mehrbelastung des Metzgers mit Gebühren unmöglich macht, sowie angesichts des starken Rückganges der Zahl der Schlachtungen ist vom Neubau eines Schlachthauses abzusehen. Auf das Kontumazschlachthaus ist ebenfalls zu verzichten, weil die Gemeinde damit zu stark belastet würde. Sollte aber der Neubau des Schlachthauses auf Drängen der Bürgerschaft als Arbeitsbeschaffungsprojekt ernstlich erwogen werden, müßte darauf Bedacht genommen werden, daß der Standort Tribschen nur dann gut und richtig ist, wenn man auch den Viehmarkt in der Gemeinde behalten will.»¹³ Jetzt wußte der Stadtrat Bescheid. Das Schlachthausprojekt verschwand für acht Jahre in der Schublade, und als es 1944 wieder ans Tageslicht

¹⁰ Stadtratsbeschluß 1322 vom 30. Mai 1934.

¹¹ Protokoll Großer Stadtrat vom 16. Dezember 1935.

¹² ebd. vom 4. Dezember 1936.

¹³ Protokoll Schlachthauskommission vom 11. Dezember 1936.

gezogen wurde, galt es als zu groß dimensioniert und als technisch überholt. Bau- und Polizeidirektion beschlossen, den ganzen Fragenkomplex unter Zuzug privater Fachleute gründlich zu überprüfen.¹⁴ Sie setzten jedoch voraus, daß der Kanton die Projektierungsarbeiten subventionieren werde. Der Kanton lehnte dies jedoch mit dem Hinweis ab, daß die Frage der Situierung des neuen Schlachthofes im Rahmen der Regionalplanung studiert und gelöst werden müsse. Aufgrund dieser Antwort nahm der vom Stadtrat bestellte Arbeitsausschuß seine Arbeit gar nicht erst auf.

Das Tribschenprojekt unter Beschuß

Im Laufe der Jahre, vor allem 1939, verkaufte der Stadtrat sukzessive Land ab seinen Reserven im Tribschenmoos, so daß sich die Genossenschaft Metzgermeisterverein der Stadt Luzern 1946 gezwungen fühlte, das für einen Schlachthausneubau erforderliche Terrain sicherstellen zu lassen. Dabei bezeichnete er seinen Schritt als reine «vorsorgliche Maßnahme», da die Verhältnisse im Schlachthof an der Militärstraße mit Ausnahme des Geleiseanschlusses nicht als unhaltbar bezeichnet werden dürften und ein Neubau auch nicht dringlich sei.¹⁵ Der Stadtrat entsprach dem Wunsch der Metzgerschaft und kündigte in der Budgetdebatte des Großen Stadtrates im Dezember 1948 eine entsprechende Vorlage an. Die Polizeidirektion erhielt dann am 11. Februar 1949 vom Stadtrat Auftrag, einen Bericht und Antrag auszuarbeiten, woraus hervorzugehen hatte, daß der Stadtrat dem Großen Stadtrat als Standort für das Schlachthaus definitiv das Tribschengebiet beantrage.¹⁶ Der Stadtrat ahnte, daß der Standort Tribschen umstritten war. Er wollte aber einen Entscheid erzwingen, bevor er größere Beträge für Projekte ausgab. Der Beschluß des Stadtrates wurde am Schmutzigen Donnerstag, 24. Februar 1949 in der Tagespresse publiziert. Verabschiedet jedoch wurde der Bericht und Antrag im Stadtrat erst am 29. April 1949. Bevor der Große Stadtrat die Vorlage in Händen hatte, geriet der Stadtrat unter Beschuß. Als Erster griff Architekt Carl Moßdorf zur Feder. «Der Boden ist zur Mangelware geworden, und er verschafft nur noch einem Prozent der Bevölkerung den Lebensunterhalt in der Urproduktion. Dieser Umstand zwingt uns dazu, für gewisse Anlagen, die mit dem übrigen Organismus unserer Stadt nicht mehr in Einklang gebracht werden können, den Standort außerhalb der politischen Gemeindegrenzen zu suchen ... Ein Blick auf den Stadtplan genügt, um zu sehen, daß auf diesem engen Raume

¹⁴ Stadtratsbeschluß 1211 vom 25. Mai 1944.

¹⁵ Brief vom 12. Juli 1946 an Stadtpräsident Dr. Wey.

¹⁶ Stadtratsbeschluß 332 vom 11. Februar 1949.

Industrien und Anlagen, die eine nachteilige Beeinflussung der Umgebung durch Rauch, Lärm, Abwasser usw. erbringen, keinen Platz mehr haben . . . Die Erstellung des Kühlhauses und der Butterzentrale in diesem Gebiet war bereits ein schwerer Fehler, der sich auch durch die baulich bestmögliche Gestaltung der ausgedehnten Bauanlage nicht rechtfertigen läßt. Diesen Fehler durch einen noch schwerwiegenderen zu wiederholen, hieße die kulturellen und landschaftlichen Werte unserer Stadt schwer schädigen . . . Feststeht, daß auf dem engen Gemeindeboden von Luzern im Hinblick auf die divergierenden Anforderungen an die Nutzung keine Anlagen mehr Platz finden dürfen, die andere Erwerbszweige und die Stadt selbst als wirtschaftlichen und kulturellen Organismus schädigen. Die Abklärung der Standortfrage für ein Schlachthaus ist dem Arbeitsausschuß der interkommunalen Planung zu übertragen.»¹⁷

Auf diese Zeitungseinsendung entgegnete der Sekretär des Metzgermeistervereins im Luzerner Tagblatt u. a. folgendes: «Weiter haben nach eidgenössischer Fleischschauverordnung die Gemeinden mit öffentlichen Schlachthäusern, Schlachthauszwang und Organisationsvorschriften auch die Pflicht, der Metzgerschaft zeitgemäße Schlachthöfe mit Geleiseanschluß zur Verfügung zu halten. Das stellt die Stadtbehörden vor die rechtliche Notwendigkeit, einen öffentlichen Schlachthof wiederum auf Gemeindegebiet zu errichten. Ist die Gemeindebehörde nicht in der Lage, diese Forderung zu erfüllen, so müßte von der Metzgerschaft der Stadt Luzern der Bau eines eigenen Schlachthofes auf genossenschaftlicher Basis, ohne Rücksicht auf die Gemeindegrenzen, in Erwägung gezogen werden. Architekt Moßdorf macht nämlich die Frage des Gemeindegebietes zum Kerngedanken seines Artikels und findet es selbstverständlich, daß man in der freiheitlichen Schweiz einen ganzen Gewerbestand zur Verrichtung eines Teils seiner Arbeit, ohne die besonderen Bedürfnisse und örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen, irgendwohin disponiert. Solange aber die Metzgerschaft, heute 37 Stadtmetzger, für sämtliche Kosten eines öffentlichen Schlachthofes aufzukommen haben, ohne Beachtung, ob sie diese Kosten auf das Produkt abwälzen kann oder selber zu tragen hat, glaubt sie ihre Meinung vertreten zu dürfen . . . Als einziges brauchbares Gelände mit schlankem Bahnanschluß bleibt nur das Tribschengebiet. Wird die neue Schlachthofanlage außerhalb der Stadt erstellt, was aus wirtschaftlichen, steuerpolitischen, administrativen und verwaltungsrechtlichen Gründen bestimmt abzulehnen ist, dann folgen diesem mit Sicherheit auch der Viehmarkt und verschiedene weitere Geschäftszweige.»¹⁸

Am 29. April 1949 verabschiedete dann der Stadtrat den im Februar angekündigten Bericht und Antrag betreffend die Sicherstellung eines Bauplatzes für eine

¹⁷ Luzerner Tagblatt Nr. 61 vom 14. März 1949.

¹⁸ ebd. Nr. 73 vom 28. März 1949.

neue Schlachthofanlage und einen Fremdviehschlachthof. Darin beantragte er dem Großen Stadtrat, das Tribschengebiet endgültig als Standort für eine neue Schlachthofanlage zu bezeichnen und die Parzelle 2343 (am östlichen Ende der Tribschenstraße), umfassend 24200 Quadratmeter, für einen Neubau zu reservieren. Der Stadtrat führte u. a. folgende Argumente ins Feld: «Der Wunsch und die Einsicht in die Notwendigkeit, den zu knapp und unzureichend gewordenen Schlachthof (an der Militärstraße) durch einen an die *Peripherie der Stadt* verlegten neuen zu ersetzen, sind begründet . . . Die Erstellung eines neuen Schlachthofes ist dringlich geworden, vor allem zufolge der Unmöglichkeit, das für die Stadt Luzern so sehr benötigte Fremdvieh (jährliches Importbetreffnis 1500 Stück Großvieh) in Luzern schlachten zu können . . . Nach allseitiger Prüfung und Begutachtung ist er in Übereinstimmung mit den Organen der Schweizerischen Bundesbahnen zur Überzeugung gelangt, daß einzig im Tribschengebiet eine zeitgemäße Schlachthofanlage mit kurzem ungehindertem Geleiseanschluß auf Stadtgebiet erstellt werden kann. Bahnanschlüsse ließen sich in verschiedenen Außengemeinden wohl realisieren, doch brächten sie der Stadtgemeinde derartige finanzielle und wirtschaftliche Ausfälle, zusätzliche Belastungen und steuer- und verwaltungsrechtliche Schwierigkeiten, daß der Stadtrat keinen dahingehenden Antrag stellen und verantworten kann. In der Nähe des Schlachthofes findet der Markt statt. Auf ihn könnte die Stadt Luzern schon aus wirtschaftlichen Gründen nie verzichten. Notgedrungen muß der Stadtrat deshalb auf seinen früheren Platzvorschlag an der Tribschenstraße zurückgreifen . . . Ein moderner Schlachthofbau bringt dem bestehenden Gewerbekomplex von Butterzentrale und Kühlhaus die wünschbare Abrundung.»

Am 3. Juni 1949 versammelte sich die Vereinigte Bau- und Finanzkommission des Großen Stadtrates zur Vorberatung der stadträtlichen Vorlage. Den Standpunkt des Stadtrates vertrat dabei vor allem Schlachthausverwalter Dr. Kink. «Für die Belassung des Schlachthofes auf Stadtgebiet sind vor allem seuchenpolizeiliche Gründe bestimmend. Die sehr weitgehenden Einschränkungen des eidgenössischen Tierseuchengesetzes untersagen eindeutig die Aufstellung einer Schlachthofanlage mit Fremdviehschlachtungen in der Nähe landwirtschaftlicher Betriebe. Der Kantonstierarzt hat am 25. Mai 1949 endgültig festgelegt, daß ein Schlachthof mit Fremdviehschlachtbewilligung aus seuchenpolizeilichen Gründen nicht in eine Außengemeinde . . . verlegt werden dürfe . . . Es gibt also für die Einwohnergemeinde (Luzern) nicht ein Entweder-Oder, sondern der Schlachthof *muß* auf Stadtboden erstellt werden. – Zu wenig beachtet wird die enge Verbindung des Marktes mit dem Schlachthof. Luzern ist die einzige Stadt der Schweiz mit einem regelmäßigen wöchentlichen Groß- und Kleinviehmarkt. Dieser Markt ist von wesentlicher wirtschaftlicher Bedeutung für unsere Stadt. Es wurde errechnet, daß dadurch wöchentlich 70000 bis 100000 Franken in die Stadt fließen.

Verlassen wir das Stadtgebiet, dann ist zu befürchten, daß nicht nur der Viehmarkt, sondern damit auch die Obst-, Getränke-, Futtermittel- und Getreidebörse, der Landmaschinen- und Autohandel usw., und mit diesen ein wirtschaftlich bedeutungsvoller Faktor verloren geht.»

Auf kritische Bemerkungen eingehend, erklärte Baudirektor Schwegler, daß «der eigentliche Kampf um den Charakter des Tribschengebietes mit der Erstellung des Kühlhauses und der Butterzentrale, entgegen der damaligen Ansicht der Baudirektion, entschieden worden ist», und Polizeidirektor Kopp gab zu verstehen, daß «der Stadtrat verpflichtet war, die Frage der Verwendung der 24000 Quadratmeter, die seit siebzehn Jahren für den Schlachthof reserviert sind, einmal definitiv entscheiden zu lassen, weil diese wertvolle Terrainreserve (heute Areal des Fußballclubs Kickers) nicht mehr länger brachliegen darf». Die vorberatende Kommission beschloß stillschweigend Eintreten auf die Vorlage, wollte aber bis zur definitiven Beschlußfassung weitere Abklärungen vornehmen.

Die Meinung der Hoteliers und Architekten

Inzwischen nahm eine Reihe interessierter Vereine zum stadträtlichen Vorschlag Stellung, insbesondere der Hotelierverein Luzern, die Sektion Waldstätte des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins sowie der Quartierverein Unterlachen-Tribtschen. Am 8. Juni 1949 schrieb der Hotelierverein dem Stadtrat, «daß die Erstellung eines Schlachthauses auf Tribtschen, gegenüber dem durch die internationale Kundschaft am meisten frequentierten Quartier mit seinen größten Fremdenetablissemments von außerordentlichem Nachteil wäre ... Die großen Nachteile aber, die der zukünftige Standort des Schlachthauses für den Fremdenverkehr mit sich bringen würde, sind unverkennbar, und die Hotellerie von Luzern hegt gegenüber diesem Projekt äußerst schwere Bedenken ... Wir sind überzeugt, daß es auch die moderne Baukunst nicht wird verhindern können, daß bei bestimmten Witterungsverhältnissen die Ausdünstungen von den Ställen und Verarbeitungsgebäuden und die Unruhe der Tiere auf der Quaiseite deutlich wahrnehmbar sein werden ... Wenn das Stadtbild Luzerns durch das neue Schlachthaus mit all den zitierten Nachteilen einmal verunstaltet ist, dann wird die intensivste und kostspieligste Propaganda nutzlos.»¹⁹

Ein eisiger Wind pfiß aus den Kreisen der Architektenschaft. Unter dem Titel «Schlacht am See» geißelte sie in der Tagespresse das Vorhaben des Stadtrates mit scharfen Worten. «Inmitten der neuesten Wohngebiete, gegenüber dem Quai, den Hotels und den schönsten Villenquartieren sollen Schlachthallen, ausgedehnte

¹⁹ Stadtarchiv Fasz. Projekt Schlachthof Tribtschen.

Stallungen, Geleiseanlagen, der unentbehrliche Hochkamin und die Viehmarkthalle entstehen. Und dies alles nur auf Grund monopolistischer Begehren einiger städtischer Metzgermeister . . . Die in jeder Hinsicht großen Nachteile städtebaulicher, hygienischer und verkehrstechnischer Art verlangen ein kritisches und von Einzelinteressen unabhängiges Studium der Platzfrage . . . Der An- und Abtransport des einheimischen Schlachtviehs erfolgt heute größtenteils per Camion, während die Bahntransporte im Abnehmen begriffen sind. Es ist deshalb erstes Erfordernis, neue Anlagen nicht nur an die Bahnlinie, sondern vor allem an eine wichtige Ausfallstraße der Stadt anzuschließen. Da schlechte Ausdünstungen von den Ställen und Verarbeitungsgebäuden ohne sehr kostspielige Vorkehrungen nicht unterdrückt werden können und die Tiere beim Auslad, in den Stallungen und auf dem Weg zur Schlachtbank unruhig sind, gehört ein Schlachthaus nicht in die Nähe der Siedlungen. Da im weiteren der Fremdviehschlachthof nicht nur der Stadt, sondern der Zentralschweiz zu dienen hat, ist nicht einzusehen, wieso ausgerechnet eines der wenigen noch freien Stadtgebiete das Opfer für diesen Neubau sein soll. Die falsche Situierung des Kühlhauses und der Butterzentrale darf nicht den Grund zu neuen Fehldispositionen bilden, umso weniger als ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen Betrieben heute nicht mehr erforderlich ist.»²⁰

Diesem Artikel folgte am 10. Juni 1949 eine außerordentliche Mitgliederversammlung der Sektion Waldstätte des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins im Kunsthaus, zu der auch die Behörden und Metzgermeister geladen waren. Sie gipfelte in einer Eingabe an den Stadtrat, die zur Hauptsache folgendes enthielt: «Für Luzern und vor allem für den Fremdenplatz Luzern bedeutet die Ansiedlung größerer Industrieanlagen in Tribschen wirtschaftlich, verkehrstechnisch und kulturell eine Fehlentwicklung, der unverzüglich Einhalt geboten werden muß. Eine wirtschaftliche Besserstellung unserer Stadt kann nur durch die Bereitstellung entwicklungsfähiger Industriezonen in den Nachbargemeinden in die Wege geleitet werden. Die im Gange befindliche Verkehrs- und Nutzungsplanung von Luzern und den Nachbargemeinden wird diese Industriezonen, in die auch ein neuer Schlachthof gehört, festlegen. Die Industrialisierung des Tribschengebietes, dieser einzigartig schönen Uferzone im Weichbild der Stadt entwertet Luzern als Wohn-, Fremden- und Festspielstadt dermaßen, daß von einem fiskalischen Äquivalent nicht mehr gesprochen werden kann. Anstatt aus den Planungen anderer Städte die Nutzenanwendung zu ziehen, steht Luzern im Begriff, einen schwerwiegenden städtebaulichen Fehler zu machen, für dessen Folgen wohl spätere Generationen aufkommen sollen.»²¹ Schließlich nahm noch der Quartierverein Unterlachen-Tribschen zur Schlachthausfrage Stellung. In einer

²⁰ Luzerner Tagblatt Nr. 130 vom 7. Juni 1949.

²¹ ebd. Nr. 135 vom 13. Juni 1949.

bis Mitternacht wogenden Versammlung legte er den anwesenden Mitgliedern des Großen Stadtrates ans Herz, sich bei ihrer definitiven Stellungnahme zum Problem von staatsmännischer Weitsicht leiten zu lassen.²²

Am 25. Oktober 1949 trat die Vereinigte Bau- und Finanzkommission des Großen Stadtrates nochmals zur Beratung des stadträtlichen Berichtes und Antrages zusammen. Hierbei wurde ihr vom Stadtratstische aus mitgeteilt, daß das für Luzern benötigte Fremdvieh wahrscheinlich in Zug geschlachtet werden könne. Auch sei ein weiteres Argument gegen die Verlegung des Schlachthofes in eine Nachbargemeinde dahingefallen; die Finanzdirektion habe nämlich festgestellt, daß eine Besteuerung des Schlachtbetriebes durch Außengemeinden nicht in Frage komme. Damit war das Schicksal der stadträtlichen Vorlage besiegelt. Selbst ein Votum von Großstadtrat Adolf Käch, der noch einmal die enge Verquickung von Schlachthaus und Viehmarkt, des größten Schlachtviehmarktes in der Schweiz, hervorhob, vermochte den Gang der Dinge nicht mehr zu beeinflussen. Die Kommission beschloß auf Antrag von Dr. Anton Muheim mit sieben zu drei Stimmen, auf die Vorlage zur Zeit nicht einzutreten und den Stadtrat zu beauftragen, binnen einem Jahr die Frage weiterer Standorte zu prüfen und dem Großen Stadtrat hierüber Bericht und Antrag zu erstatten. Damit waren die Würfel endgültig gefallen. Es brauchte keine große Fantasie, den Ausgang der Verhandlungen im Großen Stadtrat zu prophezeien. Dieser stimmte denn auch am 12. Dezember 1949 dem Antrag der vorberatenden Kommission mit dreiundzwanzig Stimmen zu. Das Gegenmehr wurde gar nicht erst ermittelt.

Kriens-Rößlimatt als Lösung

Die Planungsgruppe Luzern und Nachbargemeinden (PLUNA) befaßte sich alsdann eingehend mit dem Schlachthofproblem und reichte dem Stadtrat am 21. November 1950 ihre Vorschläge zur Standortfrage ein. Sie gelangte unter Hinweis auf die Verhältnisse in andern Städten zum Schluß, einen Neubau in Anbetracht der geringen Ausdehnung des Gemeindegebietes in eine Außengemeinde zu verlegen, und unterbreitete Vorschläge in den Gemeinden Kriens, Emmen, Littau, Ebikon und Rothenburg. Gleichzeitig suchte die Polizeidirektion selbst nach weiteren Möglichkeiten für Landerwerbungen. Ohne Tribtschen wurden insgesamt fünfunddreißig Standorte auf ihre Eignung hin geprüft, wobei dem Verlangen der Metzgerschaft, einen Neubau nicht in allzugroßer Entfernung von der Stadtgrenze zu erstellen, Rechnung getragen werden wollte.

Als in jeder Hinsicht sehr geeignet erwies sich die Liegenschaft Rößlimatt in

²² Luzerner Tagblatt Nr. 137 vom 15. Juni 1949.

Kriens.²³ Mit Beschluß vom 17. Juni 1957 stimmte der Große Stadtrat dem Kauf einer Parzelle Rößlimattland im Ausmaß von 27 221 Quadratmetern zu. Als dann die Aktivbürgerschaft am 3. Dezember 1967 das Kreditbegehren für den Bau eines neuen Schlachthofes in Kriens mit überwältigendem Mehr gutgeheißen hatte, konnten die Tablare füllenden, mit «Schlachthof Tribschen» etikettierten Akten endgültig archiviert werden.²⁴ Im Herbst 1970 hat der Schlachthof Luzern in Kriens seinen Betrieb aufgenommen, womit ein Kapitel Stadtgeschichte seinen Abschluß fand, das Behörden, Metzgerschaft und Bevölkerung über fünfzig Jahre im Banne hielt.²⁵

²³ Bericht und Antrag des Stadtrates an den Großen Stadtrat Nr. 1154 v. 24. Mai 1957.

²⁴ ebd. Nr. 1881 vom 21. September 1967.

²⁵ Geschäftsbericht des Stadtrates 1969/70, S. 180.

Mit dem ...



Das Restaurant Unterlachenhof, Tribschenstraße 20. Zustand vor dem Umbau 1931. (Bild Stadtarchiv)



Das Wohn- und Geschäftshaus Voney an der Kreuzung Tribschenstraße/Werkhofstraße war ursprünglich als Eckhaus einer ringförmigen Überbauung, die nie realisiert wurde, geplant. Die Verbreiterung der Werkhofstraße erforderte 1970 den Abbruch dieses stolzen Hauses. (Bild Stadtarchiv)

Die mit Tribschen verbundenen ehrenfesten Zunftmeister zu Safran



Joseph Willman-Ronca
1862–1943
Eisenhändler
Zunftmeister 1918



Joseph Hug-Schmid
1879–1962
Hauptgründer Pistor
Zunftmeister 1922



Joseph Schumacher-Bühler
Landbesitzer im Tribschengebiet
Zunftmeister 1929



Louis Schumacher-Degen
Landbesitzer im Tribschengebiet
Zunftmeister 1932



Dr. Jul. Richli-Luschka
ehemaliger Kunsthaus-Restaurateur
Zunftmeister 1959



Walter Gübelin-Fischer
Verwaltungsratspräsident der
Gübelin-Fabrikation AG
Zunftmeister 1960



Alfred Schätzle-Renner
1907-1965
Verwaltungsratspräsident der
Schätzle AG und Seckag
Zunftmeister 1961



Paul Hug-Brun
Verwaltungsratspräsident der Pistor
Zunftmeister 1968



Marco Dreyer-Frey
Techn. Direktor der BOA AG
Zunftmeister 1969



Lothar Thöni-Felten
Inhaber der Transportfirma Thöni
Zunftmeister 1972



Anton Sticher-Inwiler
Teilhaber der
Buchdruckerei Mengis+Sticher
Zunftmeister 1974

Die Wey-Zunftmeister von Tribtschen



Hans Keiser
Kaufmann
1963



Karl Schaber
Dipl. Baumeister
1964



Alfred Gleichauf
Bautechniker
1966

Die PTT im Tribschengebiet

Robert Sigrüst

Auf Wunsch des Quartiervereins Unterlachen-Tribtschen wurde im März 1956 die Frage der Schaffung einer Postfiliale im Tribtschengebiet geprüft. Die Generaldirektion PTT genehmigte im Juli 1956 den Bedürfnisnachweis der Kreispostdirektion Luzern. Unverzüglich wurden geeignete Lokale gesucht und auch ein Anbau an die bestehende TT-Garage geprüft. Leider blieben diese Bemühungen erfolglos, und auch der Wunsch um Entlastung der Paketannahmestelle Tribtschen, die seit dem 1. Juni 1944 im Haus Tribtschenstraße 30 untergebracht war und vom Paulusverlag betrieben wurde, konnte nicht erfüllt werden. Es blieb daher nichts anderes übrig, als eine kostspielige PTT-Holzbaute zu erstellen. Sie konnte am 9. Dezember 1957 auf dem Areal der Firma Frigorex AG in Betrieb genommen werden. Als Architekt Hodel auf dem Grundstück Tribtschenstraße 70 einen Neubau projektierte, beteiligten sich die PTT-Betriebe mit einem Kostenbeitrag. Sie konnten sich so das Lokal sichern, das seit 13. Juli 1959 die Postfiliale *Luzern 12 Tribtschen* beherbergt. Als Leiter der Filiale amtierte bis 31. August 1971 Pius Meyer, zuerst als Posthalter und vom 1. April 1963 an als Verwalter. Am 15. August 1971 übernahm Josef Mattli die Verwaltung der Filiale. – Seit der Eröffnung hat sich der Verkehr wie folgt entwickelt:

	1959	1973
Briefpostsendungen, Aufgabe	124 000	479 000
Pakete aller Art, Aufgabe	60 000	99 000
Einzahlungen	133 000	146 000

Im August 1959 gelangte Felix von Schumacher mit der Anfrage an die KPD, ob ein Interesse für eine Postfiliale im projektierten Shopping Center bestehe. Das mußte im Hinblick auf die kurz vorher bezogenen Räume der Filiale Tribtschen verneint werden. Im Mai 1963 konnte auch die Generaldirektion von der starken Bautätigkeit in den Außengebieten der Stadt überzeugt werden. Sie bewilligte im Quartier Matthof-Studhalden eine neue Postfiliale. Inzwischen hatte auch die Planung des Einkaufszentrums Schönbühl Fortschritte gemacht, so daß die Kreispostdirektion mit der Verwaltung Schönbühl einen Stockwerkeigentumsvertrag

für eine Postfiliale abschloß. Am 16. November 1967 konnte die erste Postfiliale in einem geschlossenen Einkaufszentrum eröffnet werden. Die Leitung der neuen Filiale *Luzern 14 Schönbübl* wurde Paul Weiß übertragen, bis aufgrund der Verkehrszahlen die Poststelle als Amt eingestuft werden konnte. Auf den 1. September 1971 übernahm Otto Hunkeler als Verwalter die Amtsleitung. – Die Entwicklung des Verkehrs zeigt folgende Zahlen:

	1968	1973
Briefpostsendungen, Aufgabe	169 000	239 000
Pakete aller Art, Aufgabe	31 000	41 000
Einzahlungen	204 000	248 000

Zur Sanierung der äußerst prekären Platzverhältnisse der Paketausgabe im Ostflügel des Bahnhofs wurde an der Tribschenstraße 56 ein als Provisorium gedachter Elementbau erstellt. Seit dem 16. März 1964 wird die gesamte Paket- und Geldzustellung der Stadt von der *Paketausgabe Tribschen* besorgt. 39 Paketboten-Bezirke werden mit 38 Motorfahrzeugen und einem Elektrohandwagen bedient. Zudem sind sechs Kassenboten für die Geldzustellung im Einsatz. Die Pakete werden in 20 bis 30 Fahrten mit Einsatzfourgons vom Bahnhof nach Tribschen transportiert, wo die Einsatzrollwagen mittels der an den Fourgons angebrachten Hebevorrichtung rasch zu den Förderanlagen gebracht und die Pakete auf die Botenbezirke verteilt werden können. 1973 sind über 2,5 Millionen Pakete und fast eine Viertelmillion Geldsendungen zugestellt worden.

Bei der Briefausgabe im Bahnhof waren die Platzverhältnisse für die Briefboten, die wegen der starken Zunahme der Haushaltungen laufend vermehrt werden mußten, ebenfalls untragbar geworden. Die Erstellung des EGW-Gebäudes bot Gelegenheit, ein ganzes Stockwerk zu mieten und *die ganze Briefzustellung für die Stadt* dorthin zu verlegen. Die neuen Räume konnten am 26. August 1972 bezogen werden. 62 Briefboten haben 1973 in über 30 000 Haushaltungen 34,5 Millionen Briefpostsendungen zugestellt.

Die Fernmeldedienste PTT im Tribschenquartier

Robert Huber

Luzerns erste Telefonzentrale wurde am 1. August 1883 im obersten Stock des alten Schulhauses am Sternenplatz in Betrieb genommen. Das Abonnentenverzeichnis aus dieser Zeit – ein achtseitiges, postkartengroßes Heftchen, das damals für 20 Rappen (1) zu haben war – führte die ersten Telefonbesitzer in der Stadt Luzern auf: 41 an der Zahl. Deren dreizehn waren auf dem linken Reußufer, also in der «Kleinstadt», ansässig, doch keiner davon im Tribschenquartier.

Dreißig Jahre später, im Jahre 1913, waren in der Stadt Luzern bereits 2048 Telefonstationen in Betrieb und an die seit 1891 im Dachstock des Postgebäudes am Bahnhofplatz montierte, handbediente Zentrale angeschlossen. Nur 36 Anschlüsse, darunter zum Beispiel Nr. 1766 der Aero-Luftschiffahrtsgesellschaft, waren im Tribschenquartier (bis Haslihorn) installiert. Auch aus dieser Tatsache darf auf die damals noch geringe Besiedlung des Stadtteils südlich der Langensandbrücke geschlossen werden.

Zu Beginn der sechziger Jahre war aber der Bestand an Telefonanschlüssen im Einzugsgebiet der heutigen Zentrale fast auf 4000 gestiegen. Die Errichtung einer Quartierzentrale drängte sich auf. Die Eidgenössischen Räte bewilligten 1963 aufgrund einer Botschaft des Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartements einen Objektkredit von 1 215 000 Franken für die Erstellung eines Telefongebäudes an der Tribschenstraße 54, das dann in den Jahren 1965/66 unter der Leitung der Eidgenössischen Bauinspektion Zürich durch Architekt J. Thomkins, Luzern, erstellt wurde. Am Abend des 16. Februar 1968 wurde die automatische Telefonzentrale Tribschen, ein Werk der Firma Hasler AG in Bern (Typ HS 52), in Betrieb genommen und das ganze Ortskabelnetz im Bereich Schiffswerft–Bahnaerial SBB–Sternegg–Bireggghof–Bireggwald–Mättliwil–Schiffsteg St. Niklausen auf die Hauptverteileranlage der neuen Zentrale umgeschaltet. Im Zeitpunkt der Inbetriebnahme war die Telefonzentrale mit etwa 4500 Teilnehmeranschlüssen belegt; die Anlage kann bis auf maximal 20000 Anschlüsse erweitert werden.

Die Fernmeldedienste PTT sind im Tribschenquartier aber noch durch eine weitere, in jeder Beziehung wichtigere und gewichtigere Anlage vertreten. Das auf dem Areal der ehemaligen Nähmaschinenfabrik Helvetia an der Tribschen-

straße mit einem Baukostenaufwand von ungefähr 28 Millionen Franken (ohne übermäßige technische Ausrüstungen!) im Ersten begriffene Fernbetriebszentrum 2 von Luzern wird zusammen mit dem ersten Fernbetriebszentrum an der Bahnhofstraße (chemals Hotel Du Lac) recht eigentlich die Drehscheibe des zentralschweizerischen Telefonverkehrs bilden. Diese beiden Anlagen vermitteln den größten Teil des automatischen Telefon-Fernverkehrs der zentralschweizerischen Netzgruppen 041 bis 045, den gesamten Netzgruppenverkehr 041 sowie den Verkehr zu den manuellen und mechanisierten Diensten (zum Beispiel Nr. 11 bzw. Nr. 167). Die Anlage an der Tribschenstraße – erbaut unter der Oberleitung der Hochbauabteilung PTT nach einem Projekt und unter der Leitung von Architekt H. Gübelin, Luzern – mußte erstellt werden, weil die Anlage an der Bahnhofstraße vollständig ausgelastet ist und nicht mehr erweitert werden kann. Damit diese Neuanlage in das Fern- und Bezirkskabelnetz PTT integriert werden kann, waren auch neue Kabelwege zu konstruieren. Zusammen mit dem Zentralengebäude mußten daher im Tribschengebiet auch neue Kabelrohranlagen erstellt werden, bei welcher Gelegenheit neue, in unserer Gegend noch nie praktizierte Tiefbauverfahren zur Ausführung gelangten (zum Beispiel Einspülen von 12 Kunststoffrohren durch ein deutsches Wasserbauunternehmen quer durch den See zwischen Lido und Kantonsschule Tribschen sowie die Unterstoßung des SBB-Areals durch ein Betonrohr von 1,5 m Durchmesser bei der Langensandbrücke).

Die Präsenz der Fernmeldedienste PTT im Tribschenquartier bleibt aber nicht nur auf vermittlungs- und übertragungstechnische Anlagen beschränkt. So wurde in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre in gemieteten Lagerhallen der Firma Schätzle, Kohlenhandlung an der Rößlimattstraße, die erste Garage des Bauamtes Luzern (so hieß damals die nachmalige Kreistelefondirektion) eingerichtet. Ihr Fahrzeugbestand umfaßte zwei Lastwagen, je einen Kleinlast- und Personwagen sowie ein Motorrad.

Zu Beginn des Jahres 1928 wurde auch das Linienmagazin (Kabel und Baumaterial) von der Kasimir-Pfyffer-Straße (Hofgebäude Hotel Klosterhof) ins Tribschenquartier (Haus Fuhrhaltereie Dommen) verlegt. Der Lagerplatz für Telefonstangen befand sich zu diesem Zeitpunkt aber schon sehr lange Zeit am vordern Alpenquai. Diese bescheidenen Räumlichkeiten genügten den stets wachsenden Ansprüchen an Lager- und Parkierfläche bis 1943. Im Spätherbst jenes Jahres konnten das Apparatemagazin (bisher im TT-Anbau hinter dem Hauptpostgebäude), das Linienmagazin (bisher Haus Dommen, Tribschenstraße 18) und der Garagetrieb in die neuerstellten Gebäude an der Tribschenstraße 62 verlegt werden. Das benötigte Land hierfür (etwa 14 133 m²) wurde 1941 durch die Schweizerische Eidgenossenschaft von der Erbgemeinschaft am Rhyn erworben. (Teile davon dienten früher dem FC Kickers als Fußballplatz.) Erbaut

wurden die Gebäude durch die Architekten W. Schaad (Garagetrakt) und Heinrich Auf der Maur (Magazintrakt). Im Jahre 1966 wurde ein wiederum von Architekt Auf der Maur erstellter Erweiterungsbau zum Magazintrakt bezogen, der vorerst hauptsächlich zur Aufnahme der zentralisierten Betriebswerkstätte zu dienen hatte. Die übrigen Lokale dienten der Bauabteilung der Kreistelefondirektion als provisorische Unterkunft bis zum Frühjahr 1974, um dann anschließend ihrer eigentlichen Zweckbestimmung als Lagerräume zugeführt zu werden.

Der Geschäftsumfang der Material- und Transportdienste und der PTT-Garage hat sich im Laufe der Jahre derart vergrößert (Fahrzeugbestand KTDL 1973: 251 PW, 20 LW, dazu kommen noch ca. 250 Fahrzeuge der Kreispostdirektion), daß für diese Dienste und die PTT-Garage Luzern ein neuer Standort in der Gemeinde Kriens bestimmt werden mußte. Dieses Projekt sollte zu Beginn der achtziger Jahre realisiert werden können.

Wenn einmal diese Dienste das Areal an der Tribschenstraße 62 verlassen haben werden, dann werden die Voraussetzungen für den Bau des geplanten Verwaltungsgebäudes für die Kreistelefondirektion Luzern geschaffen sein. Die heute an sieben verschiedenen Standorten in der Stadt (zwei davon an der Tribschenstraße, einer an der Unterlachenstraße) domizilierten Dienste der Direktion werden dann – Ende der achtziger Jahre? – unter einem Dach und im Tribschenquartier vereinigt sein.

Die Tribschen-Schulhäuser

Fredy Schwander

Eines ist sicher, beim Sichten der Akten im Zusammenhang mit der Entstehung und Entwicklung der Schulen im Gebiet Tribschen-Langensand bekommt man keine staubigen Hände – denn die ersten Schriftstücke datieren nach 1940, genauer gesagt ab 1943. Damals bewilligte der Große Stadtrat einen Kredit von 75 000 Franken für die Einrichtung eines Kleinschulhauses in der *Schröderschen Villa* – jener Sommerresidenz auf dem Tribschenhügel, die 1939 von Frau Witwe Isabella Schröder-Mendoza in den Besitz der Stadt Luzern überging.

Im Frühjahr 1944 konnte das erste Tribschen-Schulhaus von rund 100 Schülern bezogen werden. Für die Eltern im Tribschengebiet war dies sicher ein Freudentag, da ihre Kinder nicht mehr den langen Schulweg in das Moosmatt-Schulhaus antreten mußten. Der Vertreter des Quartiervereins, Dr. Bendel, war von der herrlichen Lage des Schulhauses sicher beeindruckt, als er an der Einweihungsfeier erklärte, dies sei «das schönste Schulhaus der Stadt Luzern, ja der Schweiz!» Administrativ blieben die drei ersten Lehrer im Schulhaus «Villa Schröder» vorläufig noch dem Vorstand des Moosmatt-Schulhauses, Hans Brun, unterstellt; es waren dies der heutige Vorstand des Wartegg-Schulhauses, Peter Hunkeler, Hanny Frey und Josef Zumbühl, die je eine erste Knaben-, eine erste Mädchen- bzw. eine gemischte zweite Klasse führten. Im Schuljahr 1945/46 gesellte sich zum Lehrertrio Primarlehrer Alfred Leuthard, weil eine weitere Primarklasse geführt werden mußte; in diesem Jahre wurde aber auch der erste Kindergarten eröffnet, geführt von der Kindergärtnerin Lisel Gränicher.

Mit dem Einsetzen der Überbauung des Gebietes «Hinter der Gaß» nahm die Schülerzahl laufend zu. Bereits 1948 mußten sieben Primarklassen geführt werden, was die Schuldirektion veranlaßte, auf dem Tribschenhügel einen Holzpavillon zu erstellen und gleichzeitig mit der Ernennung des Primarlehrers Peter Hunkeler zum Schulhausvorstand die «Tribschen-Schule» zu verselbständigen. Gleichzeitig aber mußte die Planung und Verwirklichung eines weiteren Schulhauses vorangetrieben werden. Ende 1948 kaufte die Stadt rund 20 000 m² Geißenstein- und Tiefeland, und die Einwohner der Stadt Luzern bewilligten im selben Jahr einen 2-Millionen-Kredit für den Bau des *Geißenstein-Schulhauses*. Das schön

gelegene Schulhaus konnte im April 1951 festlich eingeweiht und seiner Zweckbestimmung übergeben werden. Auch an dieser Feier durften die Behörden den Dank der Quartierbewohner, erstattet durch Dr. Louis Bendel, entgegennehmen.

Für die Schuldirektion gab es keine Verschnaufpause – bereits 1955 wies der damalige Rektor der Primarschulen, Robert Blaser, auf die «ungeahnt rege Bautätigkeit» hin und verlangte die Planung neuen Schulraumes im Tribtschenquartier. Erhebungen in den Jahren 1956 und 1957 ergaben, daß im Gebiet Tribtschen rund 24 Klassen geführt werden müßten – dagegen standen nur die sieben Klassenzimmer Tribtschen und die neun Klassenzimmer Geißenstein zur Verfügung. Provisorien, wie sie zum Beispiel im Fabrikgebäude am Grimselweg eingerichtet werden mußten, durften nur als vorübergehende Notlösung akzeptiert werden. So beschloß der Stadtrat die Ausschreibung eines Projektwettbewerbes, der im Sommer 1960 abgeschlossen werden konnte. Die Jury empfahl, die Verfasser des erstprämiierten Projektes, Hans Eggstein/Alois Anselm, mit der Weiterbearbeitung der Bauaufgabe zu betreiben. Obschon sich auch kritische Stimmen zum Projekt mit den «verstreuten Pavillon-Bauten» äußerten, erteilte die Einwohnerschaft im Juli 1971 den angebotenen 5-Millionen-Kredit für die Schulanlage und die Doppelturnhalle Wartegg. Nicht unbedingt erfreut über den Standort der Doppelturnhalle waren die Familiengärtner, denn sie mußten rund 15 000 m² ihres Pflanzlandes aufgeben. 1964 zogen die Schulkinder in die neue *Wartegg-Schulanlage* ein. Die Einweihungsfeier im September 1964 entwickelte sich unter dem initiativen Präsidenten des Quartiervereins, Jean Lipp-Renggli, zu einem eigentlichen Quartierfest.

Während südlich der Warteggrippe gefeiert wurde, ratterten auf der Nordseite die Baumaschinen. Auf dem Boden des früheren Eisfeldes und des Kickers-Fußballplatzes entstand die *Kantonsschule Alpenquai*; das Tribtschengebiet änderte während der Bauzeit der Kantonsschule, in den Jahren 1963 bis 1967, fortwährend sein Aussehen.

Die Überbauung der Landreserven Langensand, Studhalden, Schönbühl und Hirtenhof war in vollem Gang, und die Wohnbauten schossen wie Pilze aus dem Boden. Im Bericht und Antrag für den Bau des Wartegg-Schulhauses wies der Stadtrat darauf hin, daß mit einer baldigen Erweiterung dieser Schulanlage zu rechnen sei. Im Februar 1967 beantragte er den Bau des *Tribtschen-Schulhauses*, das 14 Klassenzimmer, die notwendigen Nebenräume sowie eine weitere Turnhalle und zusätzliche Sportanlagen umfassen soll. Wegen der Dringlichkeit des Bauprojektes beantragte der Stadtrat, den Architekten des Wartegg-Schulhauses mit der Projektierung zu beauftragen. Er legte Wert darauf, das neue Schulhaus nicht mehr im Pavillonsystem, sondern als geschlossene Anlage zu erstellen. Am 2. Juli 1967 bewilligte die Einwohnergemeinde den Bau der Schulanlage, die nach verhältnismäßig kurzer Bauzeit bereits im Herbst 1969 der Schule übergeben werden

konnte. Die Quartierbewohner hatten erneut Gelegenheit, an einer Schulhaus-einweihung zusammenzukommen. Nach der Schlüsselübergabe durch Baudirektor Dr. H. Ronca an den Schuldirektor Dr. H. R. Meyer gab der Präsident des Quartiervereins Tribschen-Langensand, Arnold Stockmann, seiner Freude über das gelungene Werk namens der Anwohnerschaft Ausdruck. Er schloß, zu den Kindern gewendet: «Mir sind uf euch stolz, es isch halt jungs Tribscheholz!» Wenn eine Zeitung als Überschrift über den Einweihungsfeierbericht schreibt: «Ein Platz für Schüler im kinderreichsten Stadtquartier», dann ist dies nicht übertrieben. In den Schulanlagen Wartegg, Tribschen und Geißenstein gehen heute rund 25% aller Primar- und Oberschüler der Stadt Luzern zur Schule. Die drei Schulanlagen umfassen 47 Klassen mit insgesamt 1765 Buben und Mädchen. Auch die ganz Kleinen wollen wir nicht vergessen: in den neun Kindergärten der Tribschenstraße, in Wartegg, Matthof, Studhalden und Hirtenhof werden rund 230 Kinder betreut, in drei Kindergärten im Gebiet Geißenstein weitere 80 Kinder.

Viele Eltern werden das Tribschenquartier erst noch kennen und schätzen lernen, denn die Wohnbautätigkeit ist noch nicht abgeschlossen. Auch die Schule wird, mit der Erstellung eines Oberstufenzentrums, einen weiteren, neuen Akzent setzen. Die Bürgerschaft der Stadt Luzern hat am 8. Juni 1975 den Kredit für die Erstellung des *Oberstufenzentrums Tribschen* erteilt, womit die Verwirklichung der Oberstufenreform in der Stadt Luzern überhaupt ermöglicht wird. Mit dem Bau eines zusätzlichen Schultraktes und der Umfunktionierung der Schulanlage Tribschen soll das Zentrum im Jahre 1977 19 Oberschul- und Sekundarschulklassen aufnehmen können. Tribschen wird gleichzeitig aber auch in den Besitz der zweiten *Dreifachturnballen* in der Stadt Luzern kommen. Der Spatenstich für diese wahrscheinlich letzte große Schulbau-Etappe im Tribschengebiet erfolgte am 29. September 1975.

Das Tribschenquartier erlebte in den vergangenen 30 Jahren im Schulhausbau wie auch im Wohnungsbau eine stürmische Entwicklung. Es wird sicher kein Nachteil sein, wenn nun eine gewisse Beruhigung eintritt und die Quartierbewohner endlich die Möglichkeit und die Zeit erhalten, sich gegenseitig vermehrt kennenzulernen, um so zu einer Einheit – zur Gemeinschaft des Tribschenquartiers – heranzuwachsen.

Die Entwicklung der Verkehrsbetriebe in unserm Quartier

Josef Burri

Es hat sich erwiesen, daß sich ein Quartier nur entwickeln kann, wenn es durch die öffentlichen Verkehrsmittel erschlossen ist. Bereits im Jahre 1927 war es ein großes Anliegen des damaligen noch «jungen» Quartiervereins Unterlachen-Tribschen, daß das Industrie- und Wohnquartier Tribschen durch die Verkehrsbetriebe der Stadt Luzern bedient werden sollte. Mit einer Eingabe vom 12. April 1927 richtete der Verein das Gesuch an den Stadtrat, eine Autobuslinie ab Bahnhof über die Langensandbrücke in das Tribschenquartier einzuführen. Der Stadtrat lehnte aber dieses Gesuch mit der Begründung ab, daß zuerst Erfahrungen mit den damals neuen Autobussen auf den Linien Horw und Friedental gemacht werden müßten, bevor die Erfüllung einzelner Quartierwünsche berücksichtigt werden könne. Trotz zähen Verhandlungen und mehreren Eingaben der Quartiervereine Unterlachen-Tribschen und Hirschmatt-Neustadt-Biregg an den Stadtrat sowie verschiedenen Motionen von Großstadträten aus den beiden Quartieren dauerte es noch über 20 Jahre, bis das Tribschenquartier durch die VBL erschlossen wurde.

Am 3. November 1948 war es endlich so weit, daß die langersehnte Autobuslinie Nr. 7 ab Bahnhof via Bundesplatz-Tribschen-Wartegg nach Obergeißenstein eröffnet werden konnte. Die Freude bei den Quartiervereinen und ganz besonders bei der Bevölkerung war überaus groß, so daß bereits vor der Eröffnung, am Leodegarstag 1948, eine offizielle Einweihungsfeier stattfand. Beim Eintreffen des ersten Autobusses auf dem Dorfplatz Obergeißenstein wurden Lieder gesungen, und die Vertreter der Behörde sowie der Quartiervereine fanden nur lobende Worte für die neue Autobuslinie. Die Schulkinder hatten Gelegenheit, in den blumengeschmückten Autobussen auf der neuen Kursstrecke Gratisfahrten zu machen. Rasch nahmen die Frequenzen von Jahr zu Jahr zu, so daß die Fahrpläne verbessert werden mußten. Bereits im Jahre 1956 gelangten die neuen FBW-Autobusse mit einem Fassungsvermögen von 100 Personen zum Einsatz. An der Volksabstimmung vom 5. Mai 1957 wurde ein Kredit von 12,6 Millionen Franken für die Umstellung von Tram- auf Trolleybusbetrieb sowie für die Erstellung eines neuen Garage- und Verwaltungsgebäudes (1. Etappe) zwischen der Trib-

schen- und der Bürgenstraße bewilligt. Bereits im Dezember 1960 konnten die VBL die neuerstellte Garage im Tribschenquartier beziehen. Dadurch, daß tagsüber viele Busse in die Garage fahren und sie verlassen, haben die Anwohner des Tribschenquartiers eine noch bessere Verbindung mit dem Stadtzentrum erhalten. Gleichzeitig wurden aber Tribschenstraße und Langensandbrücke in den Verkehrsspitzen durch die Großraumfahrzeuge der VBL wesentlich mehr belastet.

Im Gebiet Wartegg–Langensand nahm die Bautätigkeit sehr stark zu, so daß am 13. November 1960 die Autobuslinie Nr. 6 ab Bahnhof via Bundesplatz–Wartegg–Matthof eröffnet wurde. Auch im Geißenstein- und im Bireggquartier wurde in den folgenden Jahren sehr intensiv gebaut, so daß sich eine Verlängerung der Linie 7 bis Bireggghof aufdrängte; seit 15. November 1964 ist nun auch der Bireggghof mit dem VBL-Netz verbunden. Leider verursachten die eingesetzten Busse auf den Linien 6 und 7 nicht nur Freude, sondern es häuften sich Beschwerden über Nachtruhestörung und Luftverschmutzung in den Wohngebieten. So wurde von den Quartiervereinen das Begehren eingereicht, die beiden Autobuslinien auf Trolleybusbetrieb umzustellen. Dieser Wunsch konnte aber nur wieder realisiert werden durch Beschaffung von neuen Trolleybussen. Erfreulicherweise stimmte die Stadtbevölkerung am 16. Mai 1965 der Anschaffung von 14 neuen Gelenk-Trolleybussen für die Linien 1 und 2 zu, so daß eine größere Anzahl Normal-Trolleybusse für die Umstellung der Linien 6 und 7 frei wurden. Bereits am 9. April 1966 konnte die Linie 7 und am 15. Mai 1966 die Linie 6 mit Trolleybussen geführt werden, was bei allen Quartierbewohnern nur begrüßt wurde. Durch die Großüberbauungen im Raume Schönbühl–Hirtenhof mußten in den letzten Jahren die Fahrpläne immer wieder den Bedürfnissen angepaßt werden. Aus diesem Grunde verkehrt heute auf der Strecke Bahnhof–Wartegg in den Verkehrsspitzen alle drei Minuten und nach Matthof und Bireggghof alle sechs Minuten ein Kurswagen.

Immer wieder bemüht sich die Betriebsleitung der VBL, die Fahrzeuge möglichst produktiv einzusetzen und auf allen Linien die Bedürfnisse der Fahrgäste zu berücksichtigen. Dies beweisen folgende Zahlen: Im Jahre 1950 transportierten die VBL 15 Millionen Fahrgäste bei einem Personalbestand von 250 Angestellten, und 1973 waren es bereits 35,5 Millionen, oder etwa 100000 Personen im Tag – bei einem Personalbestand von nur 273 Personen! Praktisch bei gleichem Personalbestand wie vor 25 Jahren transportieren die VBL heute mehr als das Doppelte an Fahrgästen. Damit aber so große Personaleinsparungen auch realisiert werden konnten, mußten Großraumfahrzeuge angeschafft, Billettautomaten eingeführt und moderne Revisions- und Wartungswerkstätten gebaut werden. Um alle diese weitsichtig geplanten Rationalisierungsmaßnahmen auch durchzuführen, brauchte es mehrmals das «Ja» des Stimmbürgers der Stadt Luzern. In dieser Hinsicht konnten die VBL immer wieder auf seine gute Gesinnung zählen. Nicht zuletzt

ist dies sicher auch ein Verdienst des gesamten VBL-Personals, das bei solchen Betriebsumstellungen großes Verständnis für die damit verbundenen Probleme zeigte. Heute dürfen die VBL als ein sehr zeitgemäß geführtes Verkehrsunternehmen in unserem Quartier bewertet werden.

Die Wohnbaugenossenschaften im Quartier Tribtschen-Langensand

Josef Troxler

Die einzigartige Wohnlage vor und hinter der Gaß einerseits, und andererseits das Bedürfnis nach vermehrtem Wohnraum haben verschiedene Wohnbaugenossenschaften veranlaßt, im Quartier Tribtschen-Langensand den Wohnbau zu tätigen und zu fördern. Licht, Luft und Sonne, verbunden mit einem herrlichen Blick auf See und Berge, bildeten die Voraussetzungen für eine begehrte Wohnlage. Aber auch die soziale Einstellung zum Mitbürger und dadurch der Bau billiger Wohnungen waren nicht zuletzt Anlaß, die noch vorhandenen Landreserven den spekulativen Einflüssen zu entziehen. Viele zufriedene Wohnungsinhaber sind heute dankbar für den Mut und den Einsatz ihrer Genossenschaftsorgane, die ihnen zu annehmbaren Mietzinsen ein schönes Domizil geschaffen haben. Folgende Wohnbaugenossenschaften sind im Quartier Tribtschen-Langensand (voll oder teilweise) beheimatet:

Die Allgemeine Baugenossenschaft am Weinbergli und auf Studhalden

Bereits ein Jahr vor der Gründung des Quartiervereins Unterlachen-Tribtschen entstand die Allgemeine Baugenossenschaft Luzern (ABL). Ihr Bestreben, die Lage auf dem Wohnungsmarkt mit dem Bau preisgünstiger Wohnungen zu verbessern, war von Erfolg gekrönt, konnten doch im Quartier Himmelrich innert kurzer Zeit über 500 Wohnungen erstellt werden, die einen sehr guten Absatz fanden.

Dies und die große Zahl weiterer Wohnungssuchenden gaben der Genossenschaft Veranlassung, nach zusätzlichem Bauland Ausschau zu halten. Im Jahre 1932 konnte im Weinbergli Land erworben werden, um mit Hilfe der Stadt eine erste Etappe von 58 Wohnungen zu drei und vier Zimmern zu erstellen. Die kurz darauffolgende zweite Etappe umfaßte 12 Häuser mit insgesamt 90 Drei- und Vier-Zimmer-Wohnungen sowie sechs Einfamilienhäuser. Eine gleichzeitig von der Genossenschaft erstellte Quartierkegelbahn gab einen willkommenen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben innerhalb der Wohnkolonie. Die Wohnun-

gen wurden im Laufe der Jahre den neuen Bedürfnissen angepaßt und mit Bad, Zentralheizung, Warmwasser und vollautomatischen Waschmaschinen versehen. Die Mietzinse liegen trotz Modernisierung auf sehr bescheidener Höhe. Wenn wir heute, in der Zeit der prekären Ölbeschaffung, einer Chronik entnehmen, daß den Mietern am Weinbergli während der Kriegs- und Krisenjahre 5000 Quadratmeter unbebautes Land zu Pflanzzwecken zur Verfügung gestellt wurden, daß die Zuteilung der Kohle noch 35% des Normalverbrauches betrug und Warmwasser nicht mehr täglich abgegeben werden konnte, muß man sich glücklich schätzen, diese Einschränkungen nur aus der Vergangenheit zu kennen.

Die wohl glücklichste Erwerbung in der Geschichte der ABL konnte diese mit dem Kauf der Liegenschaft Studhalden mit rund 50000 Quadratmetern im Jahre 1946 tätigen. Eine Engländerin, die dort ihren Sommersitz hatte, verkaufte ihr die Liegenschaft für 300000 Franken, was einem Quadratmeterpreis von 6 Franken (heutiger Wert mindestens 250 Franken) entspricht. Daß solche Geschenke zum Weitermachen animieren, ist selbstverständlich. Am 15. März 1957 konnte die ABL an 90 Mieter Neubauwohnungen an der Studhaldenstrasse übergeben. Mitte März 1963 waren gleichenorts weitere 45 Zwei- und Vier-Zimmer-Wohnungen bezugsbereit. Für die dritte und vierte Etappe wurden Kredite von rund 7 Millionen Franken benötigt. Sie wurden anstandslos genehmigt und ermöglichten die Erstellung weiterer 93 Wohnungen. Die fünfte Etappe erforderte einen Kredit von 7,5 Millionen Franken; realisiert wurden 62 Wohnungen und eine Einstellhalle für 60 Autos. Der Wohnungsbezug erfolgte 1974. Die rapide Steigerung der Baukosten brachte dem letzten Projekt Mietzinse, die sonst bei der ABL nicht üblich waren. So mußten im freien Wohnungsbau für eine Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung 700 Franken, für eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung 800 Franken eingesetzt werden. Diese letzten Neubauten kennen aber auch Wohnungen im sozialen Wohnungsbau mit Mietzinsen für die Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung von 430 Franken, für eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung ab 500 Franken und für eine Fünfeinhalb-Zimmer-Wohnung ab 590 Franken.

Eine besondere Leistung der Wohnsiedlung Studhalden bilden die 32 großzügig und modern ausgerüsteten ABL-Alterswohnungen. Sie sind an AHV-Rentner für folgende Mietzinse vermietet: Ein-Zimmer-Wohnungen ab 93 Franken, Zwei-Zimmer-Wohnungen ab 120 Franken und Zweieinhalb-Zimmer-Wohnungen ab 188 Franken. Diese äußerst günstigen Mietzinse konnten dank der Subventionierung von Bund, Kanton, Gemeinde, Bürgerrat und Sonderleistungen der ABL gewährt werden. Ein von der ABL erstellter Kindergarten mitten in der Siedlung ist an die Schuldirektion der Stadt Luzern vermietet.

Die 482 ABL-eigenen Wohnungen im Quartier Tribtschen-Langensand, mit ihren Bauten und Grünanlagen, haben nicht nur einen wesentlichen Anteil am Quartiergeschehen, sondern auch an der baulichen Struktur des Quartiers. Daß

die Leistungen der Verantwortlichen geschätzt und gewürdigt werden, zeigt die genossenschaftseigene Darlehenskasse, deren Einlagen in den vergangenen zehn Jahren von 6 auf 14 Millionen Franken angestiegen sind.

Gemeinnützige Holzbaugenossenschaft Luzern an der Wartegg- und Langensandstraße

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte einen weitgehenden Rückgang des Wohnbaus zur Folge. Bald trat eine Verknappung des zur Verfügung stehenden Wohnraumes ein. Am fühlbarsten wurden davon die kinderreichen Familien betroffen. Die Einwohnergemeinden waren und sind auch heute noch verpflichtet, für die Unterbringung obdachlos gewordener Familien zu sorgen. Von 1942 an mußten die städtischen Behörden für solche Familien Notwohnungen zur Verfügung stellen. Dies konnte in den später zum Abbruch bestimmten Hotels Rößli, Du Lac, Felsberg, Luzernerhof, in der Villa Sonnenhof u. a. m. realisiert werden. Die Unterbringung in Notwohnungen hatte nur den Charakter eines Provisoriums. Andere Mittel und Wege zur Unterbringung der obdachlos gewordenen Familien in normale Mietverhältnisse mußten gesucht werden. Dazu dienten zur Hauptsache folgende Maßnahmen:

- a) die Überlassung von 25% der von den Luzerner Baugenossenschaften im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues erstellten Wohnungen zur Vermietung an obdachlose Familien;
- b) der Bau geeigneter Wohnungen für kinderreiche Familien mit bescheidenem Einkommen.

Zur Erfüllung des letztern Zweckes konstituierte sich im Jahre 1945 die «Gemeinnützige Holzbaugenossenschaft Luzern» mit neun Genossenschaftsmitgliedern und einem bescheidenen, unverzinslichen Genossenschaftskapital. Sie plante den Bau der Wohnkolonien Wartegg und Gopplismoos mit 50 Fünf-Zimmer-Wohnungen. Für die Wohnkolonie Wartegg stellte die Einwohnergemeinde Luzern den Baugrund an der Langensand-/Warteggstraße für die Dauer von 30 Jahren zur Verfügung.

In den Jahren 1946/47 wurde die Wohnkolonie Wartegg mit 22 Einfamilienhäusern zu je fünf Zimmern erstellt. Jede Wohnung war mit Bad und Ofenheizung versehen; dazu wurde ein Waschhaus mit zwei Waschküchen zur Verfügung gestellt. Der anfänglich auf 100 Franken festgesetzte monatliche Mietzins erhöhte sich im Laufe der Jahre auf gegenwärtig 190 Franken. Als Mieter kamen und kommen heute noch nur Familien mit mindestens vier minderjährigen Kindern und bescheidenem Einkommen in Betracht. Die Mieter haben die Wohnung aufzugeben, wenn sich die Familie auf zwei Kinder vermindert. Über diese Bedingungen werden sie selbstverständlich vor dem Abschluß des Mietvertrages verständigt.

Seit der Erstellung im Jahre 1947 fanden in den mit freundlichen Gärten umgebenen Einfamilienhäusern der Wohnkolonie Wartegg 54 Familien mit insgesamt 320 Kindern eine schöne Heimstatt. Verschiedentlich erklärten austretende Mieter, daß ihnen nur dank dem bescheidenen Mietzins eine gute berufliche Ausbildung ihrer Kinder ermöglicht wurde. – Der Genossenschaft wurde eine Verlängerung des bis 1977 zugestandenen Baurechtes um weitere 20 Jahre in Aussicht gestellt. Dies gab Veranlassung und Rechtfertigung, um eine gründliche Renovation der Liegenschaften durchzuführen; sie wurde im Laufe des Jahres 1974 beendet. Der Weiterbestand dieser gediegenen Wohnkolonie dürfte noch mancher Familie ein schönes Heim und eine erfreuliche Zukunft bieten.

Bau- und Mietergenossenschaft Luzern am Primel- und Haselweg

Die Bau- und Mietergenossenschaft Luzern war die erste Genossenschaft, die es wagte, im Gebiet «Hinter der Gaß» serienweise Liegenschaften zu erstellen. Sie kaufte im Jahre 1947 das Grundstück Imfang mit einer Fläche von 11 600 Quadratmetern. Damals durften im Quartier noch keine Hochhäuser gebaut werden, denn der Bebauungsplan für dieses Gebiet sah nur zweistöckige Häuser mit ausgebautem Dachstock vor. Die Gegend wurde noch durch Landwirtschaft genutzt, und die Kühe der umliegenden Bauernhöfe weideten vor den wenigen Ein- und Zweifamilienhäusern. Weder Schule und Kirche noch Busverbindungen zur Stadt waren vorhanden.

Es brauchte daher nicht wenig Mut, als die Genossenschaft in den Jahren 1947/48 in einer ersten Etappe am Primel- und Haselweg sieben Häuser mit 42 Wohnungen und 156 Zimmern erstellte. Die zinsgünstigen Wohnungen in einer sehr schönen, wenn auch damals noch etwas abseitigen Lage fanden guten Absatz. Dies gab der Genossenschaft Impuls, in einer zweiten Etappe am Primelweg weitere drei Wohnhäuser mit 15 Wohnungen zu bauen.

Der Wagemut der Genossenschaft hat sich gelohnt. Sie bietet heute in einem zentralen und begehrten Wohnquartier vielen Mietern ein gefreutes Heim.

Liberale Baugenossenschaft Sternmatt-Tribschen an der Hirtenhofstraße, am Hirtenhofweg und Hirtenhofring

Die im Quartier jüngste Baugenossenschaft wurde im Jahre 1958 von einigen liberalen Bürgern der Quartiergebiete Sternmatt und Tribschen ins Leben gerufen. Ihr Grundgedanke war der Bau von neuzeitlichen Häusern mit zinsgünstigen Wohnungen, speziell für die Bedürfnisse des sozialen Wohnungsbaues. Man wollte Personen mit mittlerem und kleinem Einkommen dank den damals nicht besonders stark beanspruchten Subventionen von Bund, Kanton und Gemeinde

ein der Zeit entsprechendes, zinsgünstiges Heim bieten. Das Interesse an solchen Wohnungen war sehr groß.

An der Gründungsversammlung vom 11. November 1958 konnte bereits ein Bauvorhaben an der vordern Hirtenhofstraße unterbreitet werden. Vorgesehen war der Erwerb von sechs Parzellen Bauland mit total 4568 Quadratmetern zum Preise von 75 Franken je Quadratmeter. Geplant waren drei Doppelwohnhäuser mit 37 Viereinhalb-Zimmer-Wohnungen. Hiervon sollten zwölf Wohnungen im freien und 25 Wohnungen im sozialen Wohnungsbau erstellt werden. Der Vorschlag wurde von den Mitgliedern als gut befunden, worauf man dem Vorstand die nötigen Kompetenzen erteilte. Am 31. März 1959 konnte mit dem Bau des ersten Zwölffamilienhauses begonnen werden. Für dessen Restfinanzierung mußte ein Teil des Vorstandes durch persönliche Bürgschaft aufkommen.

Am 15. Oktober 1959 konnten die Wohnungen des subventionierten Baus Hirtenhofstraße 15/17 und am 15. März 1960 diejenigen des im freien Wohnungsbau erstellten Hauses Hirtenhofweg 10/12 bezogen werden. Die Mietzinse für eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung im sozialen Wohnungsbau betragen pro Monat zwischen 145 und 155 Franken, diejenigen im freien Wohnungsbau zwischen 230 und 250 Franken. Interessant ist in der Chronik festzustellen, daß die Mieter im sozialen Wohnungsbau ihre Kühlschränke selbst bezahlen mußten, weil dieser «Luxus» nicht für subventionswürdig befunden wurde!

Die stets steigende Zahl Genossenschaftsmitglieder (heute über 640) und der Ruf nach weiteren zinsgünstigen Wohnungen veranlaßten den Vorstand, nach weiterem Landerwerb Ausschau zu halten. In den Jahren 1963/64 erfolgte der Bau der Häuser Hirtenhofstraße 58 bis 64, im Jahre 1966 die Erstellung der Häuser Hirtenhofring 10, 12 und 14. Unter dem Motto «Alle zwei Jahre ein neues Doppelwohnhaus» folgten die Häuser Hirtenhofring 11/13, Hirtenhofring 1/3, Hirtenhofring 5/7 und Hirtenhofweg 8 und 2. Heute besitzt die Genossenschaft im Quartier Langensand 21 Mehrfamilienhäuser mit 154 Wohnungen, 48 Garageboxen, Autoabstellhallen für 36 Autos und eine Tiefkühlanlage mit 47000 Litern Nutzinhalt und über 400 Fächern diverser Größen. Leider konnten die letzten Wohnungen nicht mehr zu Mietzinsen von anno dazumal abgegeben werden, denn die Bauteuerung hat auch vor dem Quartier Langensand nicht haltgemacht, was sowohl bei Alt- wie bei Neuwohnungen zu einem erheblichen Mietzinsanstieg führen mußte.

Die Baugenossenschaft Pro Familia an Tribtschen-, Weinbergli- und Langensandstraße

Die Gründung der Baugenossenschaft Pro Familia geht ins Jahr 1930 zurück. Sie erfolgte aus dem Bedürfnis, für kinderreiche Familien zinsgünstige Wohnungen zu erstellen, um damit dem Wohnungsmangel, unter dem besonders kinder-



Ausschnitt aus einem Stadtpanorama in Aquatinta, gezeichnet von F. Schmid und gestochen von F. Hegi um 1835.
Südlich des schmalen Häuserstreifens zwischen der Fröschenburg und der Franziskanerkirche breitete sich die unberührte Landschaft vom
Inseli bis zum Obergrund und gegen den Biregghang aus. (Vorlage QV Hirschmatt-Neustadt-Biregg)



Blick vom Gütsch über die Kleinstadt gegen Südosten vor 1863. Im Hintergrund der bewaldete Biregg-Höhenzug. Als Kuriosum nähern sich (zum Glück nur auf der Zeichnung) zwei Dampfzüge auf der damals noch einspurigen Strecke Sentimatt-Bahnhof.
(Ausschnitt aus einer Lithographie) (Vorlage QV Hirschmatt-Neustadt-Biregg)



Auf dieser im Jahre 1927 vom rechten Ufer aus gemachten Aufnahme erkennt man das noch unbesiedelte Tribschenmoos und Weinbergli. Die am Ufer sichtbaren Gebäude sind die ersten Bootsbauwerkstätten.
(Photo Zentralbibliothek)



Aufnahme aus dem Jahre 1958 vom Seeblickweg auf die noch unbebauten Gebiete von Schönbühl und Matthof. Im Vordergrund die ersten Einfamilienhäuser an der Matthofstraße.
(Photo A. Stockmann)



Die zu einer Notkapelle umgebaute alte Bodenhofscheune (Bodenhofstraße 17) diente von 1950 bis zur Einweihung der neuen Kirche im Jahre 1954 als sonn- und werktägliches Gottesdienstlokal.



Aufzug der fünf in Aarau gegossenen Glocken in den Turm der St.-Antonius-Kirche am 14. Juni 1954 durch die Schuljugend.
(Photos Pfarreiarchiv St. Anton)

reiche Familien litten, wirksam zu begegnen. Im Gründungsjahr konnte die Genossenschaft an der Tribschenstraße Land erwerben, auf welchem drei Doppelwohnhäuser mit 34 Wohnungen erstellt wurden. Erfreulicherweise wurde in die Planung und in den Bau auch ein Kindergarten einbezogen. Die gesamte Bau- summe samt Kindergarten erreichte den Betrag von 602 000 Franken (was heute zwei Eigentumswohnungen entspricht!). Verständlich, daß die Nachfrage nach den einfachen, aber zweckmäßigen Wohnungen, die zu kaum 80 Franken pro Monat vermietet wurden, sehr groß war.

Gestützt auf das erfreuliche Ergebnis der ersten Etappe faßte der Vorstand im Jahre 1932 den Beschluß, das Bauprogramm zu erweitern. Bereits im März 1933 konnten an der Tribschenstraße weitere 36 Wohnungen bezogen werden. Die Gesamtkosten der zweiten Etappe beliefen sich auf 523 000 Franken; die Vier-Zimmer-Wohnungen wurden zu 950 Franken pro Jahr (l) und die Drei-Zimmer-Wohnungen zu 850 Franken vermietet.

Die große Nachfrage und der Erfolg der ersten und zweiten Etappe bewogen die Verantwortlichen, nach weiterem Bauland Ausschau zu halten. In den Jahren 1944/45 und 1946/47 konnten an der Weinberglistraße weitere Häuser mit total 28 Wohnungen gebaut werden. Sie wurden gegenüber der ersten und zweiten Etappe mit besserem Komfort versehen. Die Bausumme dieser dritten und vierten Etappe belief sich für die 28 Wohnungen auf 943 000 Franken; der Mietzins einer Vier-Zimmer-Wohnung betrug pro Jahr 1300 Franken.

Das letzte Bauvorhaben wurde 1959 mit einem 21-Familien-Haus an der Langensandstraße realisiert. Die Kosten für dieses im Generalunternehmervertrag erstellte Wohnhaus beliefen sich auf 900 000 Franken; der Jahresmietzins betrug für die Viereinhalb-Zimmer-Wohnung 2300 Franken und für die Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung 1950 Franken. – Die tiefen Mietzinse konnten nur dank Subventionen und Zinsverbilligungsaktionen gewährt werden. 119 Mieter der Baugenossenschaft Pro Familia wissen dies zu schätzen und anerkennen den gemeinnützigen Einsatz ihres Hausherrn.

*

Die Wohnbaugenossenschaften im Quartier Tribschen-Langensand besitzen heute 785 Wohnungen diverser Größen. Sie stellen einen wesentlichen Anteil an der Gesamtüberbauung des Quartiers dar. Dank ihren genossenschaftlichen Prinzipien werden ihre Geschäftsüberschüsse durchwegs für zinsgünstige Mietverhältnisse ihrer Mieter und für einen vorzüglichen Gebäudeunterhalt verwendet. Das stete Bestreben der Genossenschaften um eine vernünftige Mietzinspolitik dürfte sich für unser Quartier auch in Zukunft vorteilhaft auswirken.

Die Pfarrei St. Anton

Paolo Brenni

Das Gebiet unseres Quartiers gehörte bis in die fünfziger Jahre hinein seelsorgerlich zur Pfarrei St. Paul. Mit der Zunahme der Bevölkerung in Tribtschen und Wartegg, Hirtenhof und Matthof drängte sich die Errichtung einer neuen katholischen Pfarrei auf.

Von 1942 bis 1950 wurden bereits im ehemaligen Schlößchen Wartegg regelmäßig an Sonn- und Feiertagen Gottesdienste gehalten. Später wurde die Bodenhofscheune zu einer Notkapelle ausgebaut, die bis zur Einweihung der Pfarrkirche St. Anton gute Dienste leistete. Pfarrektor Paul Deschler wohnte schon damals, zusammen mit einem Vikar, im Quartier, so daß noch vor Bezug des neuen Pfarreizentrums eine lebendige Gemeinde bestand.

Von 36 Projekten, die in einem freien Wettbewerb eingereicht wurden, konnte im Januar 1950 Architekt Alois Anselm mit der Ausführung der Antoniuskirche betraut werden. Im Mittelpunkt der Längsachse Tribtschenstraße/Langensandstraße wurden nun Kirche und Kapelle, Pfarrhaus und Saal gebaut.

Am 3. Oktober 1954 weihte Bischof Dr. Franziskus von Streng die Antoniuskirche ein und setzte gleichzeitig Paul Deschler als ersten Pfarrer ein. Die Pfarrei mochte damals 3000–4000 Katholiken zählen. Dem Pfarrer standen meistens zwei Vikare als Mitarbeiter zur Verfügung; hinzu kamen – zum Teil allerdings viel später – Sakristan, Chordirigent, Fürsorgerin, Sekretärin und mit zunehmender Kinderzahl haupt- und nebenamtliche Katecheten. Dank lebendiger Mitarbeit von ungezählten Gläubigen entstand recht bald eine aktive Pfarrgemeinde, die auch bei rasanter Bevölkerungszunahme im Quartier den vielfältigen Aufgaben gewachsen war.

Der Ausbau des großen Pfarrsaales erfolgte in Fronarbeit durch Pfarreimitglieder. Anfangs der siebziger Jahre erst wurde der Pfarrei ein eigentliches Pfarreihaus geschenkt. Man hat es «Brüggli» genannt, weil es eine Brücke bilden soll zwischen jung und alt, zwischen evangelisch und katholisch – zwischen allen im Quartier. Mit Hilfe der Stadtbehörde und Unterstützung des Quartiervereins erbauten 1973 wackere Bewohner unseres Gebietes einen Kinderspielplatz, der weitherum Beachtung fand und ein Zeichen der Dienstbereitschaft einer christlichen Gemeinde sein will.

1970 beschloß der Kirchenrat von Luzern die Errichtung eines Pfarrektorates Matthof und erwarb dazu ein bis zur Zeit noch nicht überbautes Grundstück. Pfarrektor Othmar Eckert von der Schweizerischen Missionsgesellschaft Bethlehem hat seither die seelsorgerliche Betreuung des Matthofgebietes und eines Teiles von Schönbühl und der Hirtenhofstraße gewährleistet.

Nach dem Rücktritt von Pfarrer Deschler im Sommer 1971 wurde als Pfarrer Prof. Paolo Brenni, bis dahin Religionslehrer an der Kantonsschule, gewählt, der zusammen mit einem Team haupt- und nebenamtlicher Mitarbeiter und einer Reihe aufgeschlossener Frauen, Männer und Jugendlicher, aber auch in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit dem evangelisch-reformierten Pfarrer nicht nur die christliche Gemeinde weiteraufzubauen versucht, sondern auch im Sinn und Geist des Quartiervereins mithelfen will, gute zwischenmenschliche Beziehungen in unserem schönen Quartier zu verwirklichen. Denn die Christen sollen nicht in den Wolken schweben, sondern mit beiden Füßen in dieser Welt stehen und den Menschen dienen.

Der reformierte Pfarrkreis Weinbergli

Fritz Portmann

Als im Mai 1962 die Stimmberechtigten der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Luzern der Schaffung eines dritten Pfarramtes an der Lukaskirche mit Sitz im Gebiet Weinbergli–Hirtenhof zustimmten, erfüllten sie damit ein dringendes Bedürfnis. Die Betreuung der in der Gegend Langensand–Matthof–Hirtenhof zugezogenen Protestanten rief gebieterisch nach einer neuen Kraft. So hat im Oktober 1962 der Schreibende das Pfarramt Lukas-Süd (heute Weinbergli) angetreten. Zwei dringende Aufgaben standen im Vordergrund.

Der Wunsch nach Kontakten unter den häufig von auswärts zugezogenen Glaubensgenossen war nicht zu überhören. Hausbesuche, die Gründung der heutigen Frauengruppe Weinbergli im Jahr 1963, in einer späteren Phase dann die monatlichen Gottesdienste im Wartegg-Schulhaus sowie verschiedenartige Veranstaltungen trugen diesem Bedürfnis Rechnung. – Es zeigte sich bald auch die Notwendigkeit, eigene Räume zu schaffen, die nach längerer Planungsphase auf schon vor langen Jahren gekauftem Land auf Weinbergli in den Jahren 1969 bis 1971 erstellt wurden. Bis dahin hatte uns die Schuldirektion der Stadt Luzern in den Schulhäusern Geißenstein und Wartegg, die Katholische Kirchengemeinde in der Unterkirche von St. Michael Gastrecht gewährt. Das 1971 eingeweihte Zentrum auf Weinbergli, erstellt nach Plänen der Architekten Bruno Scheuner (Luzern) und Hanspeter Ammann (Zug), enthält Kirche, verschiedene Gemeinderäume und die Sigristenwohnung.

In den 13 Jahren seit der Schaffung unseres Pfarramtes hat sich die Zahl der reformierten Bewohner rund verdoppelt. Die Schülerzahlen für den Religionsunterricht sind noch mehr angestiegen. Ein Teilzeit-Pfarramt, mit dem von 1971 bis 1973 ein Versuch unternommen wurde, vermochte nicht zu genügen. So nahm im Frühjahr 1975 ein im Diakonenhaus Greifensee ausgebildeter Diakon als vollamtlicher Mitarbeiter des Pfarrers die Arbeit auf in Unterricht, Seelsorge usw. Als weitere Aufgaben stellen sich der Ausbau der Jugendarbeit im Rahmen der Kirche sowie die weitere Förderung der ökumenischen Kontakte zu den drei katholischen Pfarreien St. Michael, St. Anton und Matthof. Da die vorhandenen Kräfte nur einen schrittweisen Ausbau der Tätigkeit erlauben, wird je länger je

mehr das «allgemeine Priestertum der Laien», das heißt die aktive Mitarbeit möglichst vieler Gemeindeglieder nötig werden. Dies geschieht bereits im Rahmen der Protestanten-Vereinigung Weinbergli, die für die Gestaltung des Gemeindelebens verantwortlich zeichnet. Noch vermehrt wird dies in Zukunft nötig sein angesichts des Pfarrermangels, den auch die Luzerner Kirche allmählich zu spüren bekommt.

Aus der Geschichte des Quartiervereins Tribtschen-Langensand

Peter Spreng

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die bauliche Entwicklung Luzerns den Rahmen der mittelalterlichen Stadt zu sprengen: Eisenbahnanlagen entstanden, der Fremdenverkehr nahm zu, neue Hotels und Gewerbebauten wurden errichtet, Türme und Mauern des innern Befestigungsringes fielen, die Stadtgräben wurden eingedeckt, die Einwohnerzahl wuchs von 10000 auf 30000 an, und das Siedlungsgebiet dehnte sich fast nach allen Richtungen aus. Um bei dieser oft stürmischen baulichen Ausgestaltung neuer Stadtteile mitsprechen zu können, wurden Quartiervereine gebildet. Die Interessen des Gebietes südlich der Kleinstadt bis zur Grenze gegen Kriens und Horw nahm der 1899 gegründete Quartierverein Obergrund wahr. Die große Bautätigkeit gab aber schon 1906 Anlaß zur Gründung des Quartiervereins Hirschmatt-Neustadt, in dessen Aufgabenbereich auch das noch wenig überbaute Tribtschengebiet einbezogen werden konnte.

Gründung des Vereins

Die durch den Ersten Weltkrieg unterbrochene Überbauung des Unterlachengebietes und der Rößlimatt setzte sofort nach Kriegsende wieder ein. Da das Tribtschenmoos aufgrund eines Gutachtens von 1916 von den Stadtbehörden als Standort für die Industrie vorgesehen war, machten sich die Anwohner Sorgen über die Entwicklung des Gebietes, besonders nach der Explosion in der Sauerstoff- und Wasserstoff-Fabrik vom 2. Februar 1923. Nachdem sich am Samstag, 2. Mai 1925, auf Anregung von Großstadtrat Alfred Pfister einige Quartierbewohner zu einer Besprechung über die Notwendigkeit eines Quartiervereins getroffen hatten, fand bereits am Dienstag, 19. Mai 1925, im «Unterlachenhof» die Gründungsversammlung statt. Der Einladung, die auch in den Tageszeitungen erschienen war, leisteten 40 Personen Folge, während sich mehrere für ihr Fernbleiben entschuldigt hatten. Der Initiant betonte «die bittere Notwendigkeit eines Quartiervereins, damit durch gemeinsames Vorgehen die schon längst bestehen-

den Mängel wie Kanalisation, Straßenverbesserungen u. a. m. behoben werden können». Nachdem sich 33 der Anwesenden als Mitglieder in die zirkulierende Liste eingetragen hatten, wurde der Vorstand wie folgt bestellt: Präsident: Alfred Pfister, Großstadtrat, Tribschenstraße 20; Vizepräsident: Rudolf Zobrist, Baumeister, Brünigstraße 9; Aktuar: Josef Heß, Postbeamter, Kellerstraße 48; Kassier: Gottlieb Reinli, Bezirksaufseher, Mythenstraße 2; Beisitzer: Josef Ineichen, pensionierter Lokomotivführer, Gasstraße 7; Xaver Bösch, Bauamtsarbeiter, Tribschenstraße 20. Der Jahresbeitrag wurde auf 3 Franken festgesetzt. Der Vorstand erhielt den Auftrag zur Ausarbeitung von Statuten und zur Werbung weiterer Mitglieder. «Mit einem warmen Appell zur Agitation für den aus der Taufe gehobenen Quartierverein Unterlachen-Tribschen» konnte der Vorsitzende um 10 Uhr Schluß der Versammlung erklären.

Von den Teilnehmern dieser Gründungsversammlung leben noch: Johann Dommen, Fuhrhalter, Tribschenstraße 18 (geb. 1889), und Franz Marty, pensionierter SBB-Angestellter, Weinberglistraße 41 (geb. 1887). Der Vorstand entfaltete eine rege Tätigkeit, hielt bis zur ersten Generalversammlung vom 27. April 1926 ein Dutzend Sitzungen ab und führte fünf Vereinsversammlungen durch, von denen jene vom 17. November 1925 der Statutenberatung galt. Überdies fand am 30. Januar 1926 im Restaurant «Weißes Schloß» ein Familienabend statt, der aber nicht den erhofften Einnahmenüberschuß zugunsten der Vereinskasse abwarf. – Der Mitgliederbestand hatte auf Ende des Vereinsjahres den beachtlichen Stand von 108 erreicht, wobei es der Vorstand mit seinen Anträgen an die Vereinsversammlung sehr genau nahm. So wurde einem Angemeldeten «aus moralischen Gründen mit Einstimmigkeit die Aufnahme verweigert», während ein anderer «wegen Auszug aus dem Quartier und unsolidem Lebenswandel» vom Vorstand als aus dem Verein ausgetreten betrachtet wurde.

Statuten und Vereinsorganisation

Die Grundzüge der *Statuten* von 1925 haben die Revisionen überdauert. Mitglied konnte von Anfang an jeder Einwohner des Quartiers sowie jeder auswärtige Besitzer von Grundeigentum im Quartier werden. Neben der Förderung der Quartieranliegen waren stets auch Pflege der Geselligkeit und Veranstaltung von Vortragsabenden und andern Anlässen Zweck des Vereins, was ihm schon früh eine recht *große Mitgliederzahl* sicherte (1926: 101, 1935: 168, 1945: 320, 1955: 363, 1965: 412, 1974: 475).

Die *Statutenrevisionen* brachten lediglich Vereinfachungen und Anpassung an veränderte Verhältnisse. 1939 wurde die Aufnahme von Mitgliedern, die vorher der Vereinsversammlung zustand, dem Vorstand überlassen, dem nun statt 7 auch

9 Mitglieder angehören konnten. Die in den fünfziger Jahren stets zunehmende Bautätigkeit «hinter der Gaß» gab Anstoß zu einer Namensänderung. Aus dem «Quartierverein Unterlachen-Tribschen» wurde bei der Statutenrevision von 1957 der «Quartierverein Tribschen-Langensand», entsprechend den beiden Namen der Hauptverkehrsader, um die sich das Gebiet des Vereins gruppiert. Gleichzeitig wurde die Zahl der Vorstandsmitglieder auf 7 bis 13 festgelegt und ihre Amtsdauer von einem auf zwei Jahre erhöht.

Der *Vorstand*, der sich (mit Ausnahme des von der Generalversammlung zu wählenden Präsidenten) selbst konstituiert, bestand bis 1957 aus Präsident, Vizepräsident, Kassier, Aktuar und 3 bzw. 5 Beisitzern. Die Zahl der Vorstandsmitglieder wurde seither sukzessive erhöht, wobei die Arbeitsgebiete besser aufgeteilt wurden. Seit 1972 bestehen folgende Chargen: Präsident, 1. und 2. Vizepräsident, Kassier, 1. und 2. Sekretär, Protokollführer, Baufachmann, juristischer Berater und vier Beisitzer. Für besondere Aufgaben ernannte der Vorstand nach Bedarf *Kommissionen*. Als ständige Arbeitsgruppe besteht seit 1932 die *St.-Niklaus-Kommission*, während die *Bundesfeierkommission* von 1945 an in Funktion trat.

Die Präsidenten

Die Hauptbürde einer Vereinsleitung liegt bei den Präsidenten, weshalb wir sie hier besonders erwähnen wollen. Der Gründer und erste Vorsitzende, *Alfred Pfister*, trat nach einer vorstandsinternen Zwistigkeit bereits Ende 1926 zurück. Der bisherige Aktuar, *Josef Heß*, Postbeamter, leitete nun den Verein mit Geschick und Hingabe bis zu seiner Erkrankung im Oktober 1932. Er entschlief am 26. April 1933 im 58. Lebensjahr. An der außerordentlichen Generalversammlung vom 16. Juni 1933, die unter der Leitung von Vizepräsident Rudolf Zobrist, Baumeister, stand, wurde *Friedrich Moeri*, Bauführer, zum Präsidenten gewählt. Er versah das Amt bis Ende 1935, verblieb aber noch bis 1949 als Beisitzer im Vorstand. Im Jahre 1936 führte *Hans Wiget*, Wirt im «Unterlachenhof», die Geschicke des Vereins. Er gehörte dem Vorstand seit der Gründung an und diente ihm noch bis 1940 als Vizepräsident. Von 1937 bis 1951, also volle 15 Jahre, amtierte als Präsident *Dr. Louis Bendel*, Ingenieur und Geologe. Dem gewandten Verhandlungsleiter, arbeitsfreudigen Wissenschaftler und einflußreichen Mitglied des Großen Stadtrates und später des Großen Rates haben der Verein und das Quartier viel zu verdanken. Sein Nachfolger wurde *Otto Bolli*, Baumeister, ebenfalls Mitglied des Großen Stadtrates. Während seiner Amtszeit (1952–1956) begann die Großüberbauung im Bodenhof–Studhalden–Imfang-Gebiet, die oft das Urteil des versierten Fachmannes verlangte. Von 1957 bis 1966 lenkte *Jean Lipp-Renggli*, Kaufmann, das Vereinsschiff als nimmermüder Organisator. Auch er weilte wie

alle seine Vorgänger nicht mehr unter den Lebenden. Ehrend gedenken wir ihrer in Dankbarkeit für die Zeit und die Arbeitskraft, die sie zusammen mit ihren Vorstandskollegen dem Verein und damit dem Gedeihen des Quartiers geopfert haben. Am 16. März 1967 wurde zum neuen Präsidenten gewählt *Arnold Stockmann*, Fabrikant, der dem Vorstand seit 1961 als Sekretär angehört hatte. Mit unerhörtem Einsatz und großem Verhandlungsgeschick dient er dem Verein und ist auch Initiant des vorliegenden Quartierbuches.

Der Vorstand im Jubiläumsjahr

Präsident	Arnold Stockmann	Matthofstraße 24
1. Vizepräsident	Erwin Kißling	Studhaldenstraße 23
2. Vizepräsident	Roman Zbinden	Matthofstraße 20
Kassier	Bruno Rigert	Hirtenhofring 13
1. Sekretär	Marcel Bisch	Imfangstraße 27
2. Sekretär	Emil Herzog	Langensandstraße 82
Protokollführer	Josef Burri	Hirtenhofstraße 58
Baufachmann	Karl Tischer	Langensandstraße 85
juristischer Berater	Dr. Franz Winiker	Matthofring 44
Beisitzer	Theo Mathis	Hirtenhofstraße 3
	Werner Schnieper	Hirtenhofstraße 25
	Peter Sicher	Zentralstraße 38
	Kurt Zihlmann	Hirtenhofweg 12

Vereinsanlässe

Stets gut besucht waren jene *Generalversammlungen*, die neben statutarischen Geschäften Orientierungen durch Behördemitglieder über gesamtstädtische Probleme und Quartierfragen, oder Lichtbildervorträge und andere Referate brachten. Weitere *Vereinsversammlungen* fanden besonders in den ersten Jahren regelmäßig statt, in der letzten Zeit nur noch vereinzelt, wenn wichtige Probleme zur Diskussion standen. Ab und zu organisierte der Vorstand auch *öffentliche Versammlungen*, so 1937 wegen der Neuerstellung der Langensandbrücke, 1957 über das geplante Hochhaus im Matthofgebiet, 1959 für einen bessern Standort der Kantonsschule am Alpenquai und 1966 zur Frage des Einkaufszentrums und Hochhauses im Schönbühl.

Seit 1932 führt der Verein eine *St.-Niklaus-Bescherung* durch, organisiert von der bereits erwähnten Kommission. Prächtig kostümierte Samichlausgruppen be-

suchen die angemeldeten Kinder jeweils anfangs Dezember in ihren Stuben oder teilen die Geschenke anlässlich einer Saalfeier aus. – Von 1945 bis 1970 wurde fast alljährlich eine stimmungsvolle *Bundesfeier* gestaltet, wobei die «Zunft zu Tripschen» eng mit der Vereinskommision zusammenarbeitete. Nach den Musikvorträgen, der Verlesung des Bundesbriefes und einer Ansprache wurde regelmäßig ein riesiges Augustfeuer entfacht.

In früheren Jahren führte der Verein auch *Unterhaltungsabende*, Gartenfeste und Ausflüge durch, in neuerer Zeit finden *Besichtigungen* (zum Beispiel SGV-Werft, Autotunnelbau, Kläranlage) mehr Anklang. Gerne wurde und wird aber auch die Gelegenheit zu einer Neuerung im Quartier benützt, um ein *Fest* zu «bauen». 1941 fand anlässlich der Einweihungsfeier für die neue Langensandbrücke ein groß aufgezogenes Jugendfest statt. Am 2. Oktober 1948 gab die Eröffnung der Autobuslinie 7 (Bahnhof–Geißenstein) Anlaß zu einem Fest für jung und alt. Auch die Jungfernfahrt des Autobusses der Linie 6 (Bahnhof–Matthof) wurde 1960 in Zusammenarbeit mit der Direktion der Verkehrsbetriebe in ähnlicher Art gefeiert. Bei Glockenaufzügen, Schulhauseinweihungen, bei der Eröffnung von Sportanlagen, Postfilialen und Geschäften war der Quartierverein dabei, sei es als Gast oder Mitgestalter, als Schenkender oder Beschenkter.

Quartierfragen

Der Hauptzweck jedes Quartiervereins ist wohl die Wahrung und Förderung der Interessen des Quartiers in baulicher, sanitärischer und ästhetischer Beziehung. Daß dies für ein Gebiet wie Tripschen-Langensand, das lange Jahre ein Aschenputteldasein fristete, besonderer Anstrengungen des Vereins und seines Vorstandes bedurfte und bedarf, ist leicht verständlich. Ein Blick in die fünfzig Jahresberichte zeigt deutlich, wie oft und wie lange um Verbesserungen gekämpft werden mußte, und wie schwer es war und ist, die Interessen von Stadt, Quartier, Betrieben und Privaten in Einklang zu bringen. Etliche Postulate tauchen immer wieder auf, manche Probleme harren oft viele Jahre der Lösung; einzelne berechtigte Wünsche können wegen mangelnder Finanzen der Gemeinde nicht erfüllt werden, andere infolge rechtlicher Umstände oder aus fehlender Einsicht bei Instanzen oder Personen. Aus diesem bunten Strauß von Erstrebtem und Erreichtem, von Forderungen und Enttäuschungen greifen wir nur einige Blüten heraus, indem wir aus einzelnen Jahresberichten die Zusammenstellung über Quartierfragen – leicht gekürzt – wiedergeben. Sie liegen jeweils elf Jahre auseinander und zeigen auch die gewaltige Veränderung, die unser Quartier in diesem halben Jahrhundert durchgemacht hat.

1930: «Wenn auch nicht immer unseren Wünschen von Seiten der städtischen

Behörden restlos entsprochen wurde, so darf doch gesagt werden, daß die Arbeit des Vorstandes zum größten Teil von Erfolg gekrönt war.» Auf der Langensandbrücke wurden zwei neue Lampen angebracht. An der Brünig- und Unterlachenstraße wurden Trottoirs erstellt. Das Begehren um einen Teerbelag auf den Trottoirs der Keller- und Tribschenstraße wird noch bei einer Begehung mit Vertretern der Baudirektion geprüft. Die Korrektur der Langensandstraße soll im kommenden Winter als Notstandsarbeit von der Stadt ausgeführt werden. Die bereits letztes Jahr verlangte Neuerstellung der Langensandbrücke bedarf noch gründlicher Abklärungen. Der bereits 1927 geäußerte Wunsch um eine Autobusverbindung wurde erneut ausgesprochen, vom Stadtrat aber noch nicht behandelt. Der Vorstand ersuchte die Behörden um Errichtung einer öffentlichen Anlage auf dem Gelände neben der St.-Niklausen-Gesellschaft am Alpenquai, das durch die Demontierung der aus dem Weltkrieg stammenden eidgenössischen Getreideschuppen frei geworden ist.

1941: «Als Hauptereignis ist die Verkehrsübergabe der neuen Langensandbrücke und das damit verbundene, flott verlaufene Jugendfest zu verzeichnen. Die obersten Behörden der SBB und der Stadt Luzern, weitere Ehrengäste, eine Gesamtteilnehmerzahl von ca. 3000 Personen waren auf dem Festplatz versammelt.» In einer Besprechung mit der Trambahndirektion einigte man sich für die neue Trolleybuslinie nach der Allmend auf die Errichtung von Haltestellen an der Kreuzung Keller-/Brünigstraße und bei der Ecke Geißensteinring/Weinbergli-Verbindungsweg. Dem Verlangen nach einer Verlängerung des Ebeneggweges bis zum «Gaßhüsl» konnten die Behörden nicht entsprechen, doch wurde das Straßeninspektorat angewiesen, den «Prügelweg» (heute Treppe) bis zur Einmündung der Eisfeldstraße instandzuhalten. Der Anregung, Truppenaufgebotsplakate auch im Unterlachengebiet auszuhängen, wurde entsprochen. Das bereits 1933 gestellte Begehren um eine durchgehende Promenade vom Alpenquai zum Richard-Wagner-Haus wurde erneut eingereicht.

1952: «Das Quartier Unterlachen-Tribschen, ergänzt durch das Gebiet «hinter der Gaß», ist in voller Entwicklung begriffen. Nebst den entstandenen Neubauten sind noch wichtige Ereignisse zu verzeichnen.» Im Juni erfolgte der erste Spatenstich zum Neubau der St.-Antonius-Kirche. Gegen ein Bauprojekt am Höhenweg, direkt neben dem 1951 bezogenen Geißenstein-Schulhaus, erhob der Vorstand Einspruch. Der Vorstand beschäftigte sich auch mit den Projektstudien für ein durch Volksinitiative verlangtes Strandbad auf dem linken Ufer, dessen Erstellung der Quartierverein übrigens schon 1929 angeregt hatte. Dem Wunsche des Quartiervereins nach Errichtung von Kinderspielplätzen wurde zum Teil entsprochen, indem nun ein Projekt der Baudirektion zur Schaffung eines Spielplatzes an der Tribschenstraße, zwischen Heizamt und Gewerbegebäude, vorliegt, das 1953 zur Ausführung gelangt. Der bei Wartegg vorgesehene Robinson-Spielplatz

kann nicht erstellt werden, da das Terrain der Katholischen Kirchgemeinde verkauft wurde. Nachdem bereits 1950 ein Projekt vorlag, das städtische Schlachthaus im Tribschengebiet neu zu erstellen, wurde dieses Jahr vom Stadtrat der Vorschlag gemacht, den Viehmarkt von der Bruchstraße nach dem Tribschengebiet zu verlegen. Der Vorstand wird sich mit dieser Angelegenheit gründlich beschäftigen und gegebenenfalls an einer Vereinsversammlung darüber orientieren. Daneben bleiben ihm noch zahlreiche Postulate auf Verbesserung von Straßenzügen usw. zu behandeln, zum Beispiel Sanierung der Imfangstraße, Errichtung von Trottoirs auf der Südseite der Tribschen- und Langensandstraße, Verbreiterung des Straßeneinschnittes bei der Wartegg. «Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß die Mittel, die dem Stadtrat zur Verfügung stehen, eben beschränkt sind.»

1963: «Hinter der Gaß hat sich besonders in den letzten zwölf Jahren eine Bautätigkeit entfaltet, die jedermann in Erstaunen setzen könnte. Die Bevölkerung unseres Einzugsgebietes hat sich in dieser Zeit um rund 60% vermehrt. Waren 1950 im Gebiet zwischen Langensandbrücke und Stadtgrenze gegen Horw/Biregg in 270 Häusern etwas über 4000 Einwohner, so sind es heute in etwa 450 Häusern fast 6500. Von diesen leben rund 3000 im Imfang-Studhalden-Matthof-Gebiet, das 1950 ungefähr 600 Einwohner zählte. Welche Fülle an Problemen diese Entwicklung für Behörden, aber auch für den Quartierverein brachte, kann man ermessen. Gerade in einem solch aufstrebenden Gebiet ist die Tätigkeit eines wachen und lebendigen Quartiervereins nötig.» Auf seinen Wunsch wurde die Beleuchtung an der Tribschenstraße in kürzester Zeit verbessert. Die Verbreiterung dieser Straße von der 1959 erstellten VBL-Halle bis zur «Gaß» ist im Gange und die Sanierung dieses Engpasses steht bevor. Das von uns schon 1958 geforderte Wartegg-Schulhaus kann nächstes Jahr bezogen werden, so daß auf die nicht gerade idealen Schulräume am Grimselweg, im ehemaligen Eisfeldrestaurant und in zwei der vier Pavillons verzichtet werden kann. Bereits ist am Alpenquai mit der Errichtung einzelner Hochbauten für die neue Kantonsschule begonnen worden. Auch die Sportplatzanlage neben der 1960 eröffneten Kunstseilbahn macht Fortschritte. Das Hochhaus im Matthof, das den Vorstand seinerzeit stark beschäftigt hatte, wächst aus dem Boden. Die weitere bauliche Entwicklung wird zeigen, ob die Bedenken des Quartiervereins berechtigt waren!

Der Bebauungsplan über das Schönbühlgebiet ist nach langen Verhandlungen genehmigt worden. Die einbedungene Erstellung eines Uferweges muß uns mit Genugtuung erfüllen, wenn dessen Bau auch erst in einer spätern Phase der Überbauung vorgesehen ist. Erneut ist die Frage der Errichtung eines Strandbades im Areal des Wagnerparkes aufgetaucht, da durch den Bau der Kantonsschule die Freibadanlagen am Alpenquai aufgehoben werden mußten. Der Projektwettbewerb für eine reformierte Kirche auf Weinbergli ist abgeschlossen, so daß unser

Gebiet in Bälde eine weitere Kultstätte in dominierender Lage erhält. – «Gerne würden wir noch über eine erfreuliche Entwicklung in der Überbauung des Gebietes zwischen Tribschenstraße und Alpenquai berichten. Dies wird aber wohl einer kommenden Generation vorbehalten bleiben.»

1974: «Der Jahresbericht zeigt, daß jedes Jahr neue Probleme baulicher, verkehrstechnischer oder ästhetischer Natur bringt, die studiert und möglichst gut gelöst werden müssen. In einem Quartier existieren aber auch Probleme, die nach außen nicht so in Erscheinung treten wie eine falsch funktionierende Signalanlage oder ein morscher Baum.» Dieser Sorgenkratten enthält alle Spielarten menschlicher Nöte und Unzulänglichkeiten von der fehlenden Familienbindung über die Vereinsamung des Menschen bis zur Flucht in die Drogen. «Bemühen wir uns, auch diese menschlichen Probleme in unserer Umgebung zu erkennen, das Verständnis und den ehrlichen Willen zum Helfen aufzubringen.» Doch nun zu den vordergründigen Fragen des Quartiers! Die Verbreiterung und der Ausbau der Tribschenstraße gehen der Vollendung entgegen. Unserem Wunsche entsprechend werden die Signalanlagen wenigstens an Sonntagen auf Gelbblinken geschaltet. Der schon längst geforderte Verbindungsweg vom Alpenquai zum Richard-Wagner-Park ist im Bau und soll Mitte nächsten Jahres eröffnet werden. Auch für die Fortsetzung des Uferweges über das Schönbühl bis zum Matthof scheint sich endlich eine Lösung anzubahnen. Ein Einspruch gegen den vorgesehenen Werkkanal der Seekag, vom Quartierverein mitunterzeichnet, wurde vom Stadtrat und vom Regierungsrat abgewiesen.

Die vor über zwei Jahren mit Mitgliedern der «Luzerner Wanderwege» besprochene Markierung der Wege im Bireggwald ist kürzlich vollendet worden. Mitglieder des Quartiervereins hatten bei der Instandstellung der Wege ebenso mitgeholfen wie bei der 1973 erfolgten Erstellung des Kinderspielplatzes bei der Antoniuskirche, der auf Initiative von Pfarrer Paolo Brenni entstand und nun, schon prächtig begrünt, sich regen Zuspruchs erfreut. Die Projektierungsarbeiten für den Bau eines Schulhauses für die Oberstufe (Sekundar- und Oberschule) am Richard-Wagner-Weg, zwischen dem Wartegg-Schulkomplex und dem 1969 bezogenen Tribschen-Schulhaus, sind so weit gediehen, daß die Volksabstimmung darüber im Sommer 1975 stattfinden kann. Die Seeaufschüttung beim Alpenquai ist beendet, so daß im kommenden Jahr mit der Begrünung und mit der Anpflanzung von zum Teil großen Bäumen begonnen werden kann. Der zusammenhängende Uferweg von der Hermitage bis zum Matthof soll auf die 1978 stattfindende 800-Jahr-Feier der Stadt Luzern fertiggestellt sein.

*

Damit sind wir am Ende unserer Blütenlese. Franz Zelger schrieb 1931 in seinem Buch «An der Schwelle des modernen Luzern»: «Diese Gegend (das Trib-

schenmoos) befindet sich immer noch in einem embryonalen Entwicklungsstadium, und es besteht keine Aussicht, daß hier je ein Ausgleich gegenüber dem andern Ufer stattfinden wird.» Der Einblick in die Jahresberichte läßt uns erkennen, daß das Gebiet zwischen Güterbahnhof und Weinbergli-Warteggrippe nun offenbar ins Pubertätsstadium vorgerückt ist, während die Gegend «hinter der Gaß» innert 25 Jahren sogar vom Bauernland zur Satellitenstadt geworden ist. Der Ausblick auf die Jubiläumsfeier von Luzern zeigt uns überdies, daß alles, was zum Wohle des Quartiers getan wird, auch im Interesse der ganzen Stadt geschieht, deren Schönheit und Wohnlichkeit, deren Gedeihen und Wohlergehen jedem Quartierbewohner am Herzen liegt.

Das Vereinsleben im Tribschenquartier

Arnold Stockmann

Wer glaubt, aus obigem Titel schließen zu können, die Vereine im Tribschengebiet seien «reine Eigengewächse», täuscht sich. Wahr ist vielmehr, daß es hier nur wenige Vereine gibt, deren Mitglieder fast ausschließlich im Quartier wohnen. Öfterer arbeitsbedingter Domizilwechsel bringt es mit sich, daß ein Verein auch solche Mitglieder zählt, die ihren Wohnsitz außerhalb des Quartiers haben. Nicht selten sind es solche, die ihrem früheren Wohngebiet insofern treu geblieben sind, als sie weiterhin in diesem oder jenem Verein mitmachen wollen.

Entsprechend der Lage des Tribschengebietes ist die Zahl der städtischen Sportvereine, denen es Gastrecht gibt, ziemlich groß.

So können der *Ruderclub Reuß* und der *Kanuclub* von ihren Bootshäusern am Alpenquai aus direkt in See stechen.

Der *Schwimmclub Luzern* dislozierte nach der Aufhebung seines Badeplatzes am Alpenquai ins Strandbad Wartegg.

Der *Sportclub Obergeißenstein* spielt auf dem Sportplatz Wartegg.

In früheren Jahren führte der *Eisclub Luzern* den Betrieb der Natureisbahn Tribschen, und zwar dort, wo die Turnhallen der heutigen Kantonsschule stehen. Jetzt betreut der Club die Kunsteisbahn; er pflegt überdies den Eiskunstlauf und den Eistanz.

In seinem Trainingslokal am Geißensteinring 14 führt der *Judo-Club* seine Mitglieder in die vollendete Beherrschung dieser aus Japan stammenden Sportart ein.

Von vielen Vereinen sind mir ausführliche Berichte über deren Gründung und Entwicklung zugekommen, die ich hier, zum Teil stark gekürzt, weitergebe.

Die Zunft zu Tripschen

Die Auswirkungen der Krisenjahre waren noch zur Zeit des Ausbruches des Zweiten Weltkrieges im Tribschenquartier deutlich spürbar. Wenn auch für die Familien der einberufenen Wehrmänner besser gesorgt war als 1914/18, so brachte die veränderte Situation doch viele Familien in eigentliche Not. Weil das Lehr-



Kreuzung Kellerstraße/Unterlachenstraße. Im Hintergrund die Häuser Brünigstraße 7 bis 11, davor die alte Unterlachenscheune. Aufnahme um 1910. (Photo in Privatbesitz)



Ausbau der Langensandstraße im Gebiet Schönbühl in den Jahren 1931-1933. (Bild Stadtarchiv)



Die hintere Tribschenstraße im Winter 1933/34.

(Bild Stadtarchiv)

Die Gründer und Träger des Quartiervereins Tribschen-Langensand



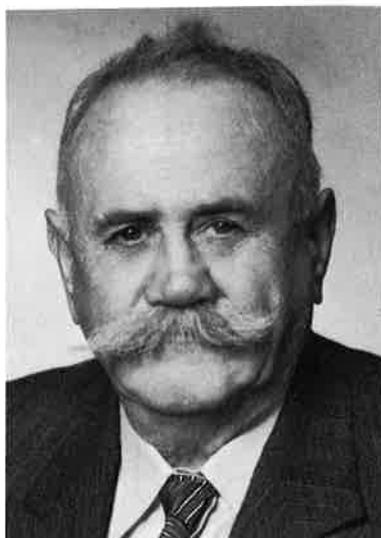
Alfred Pfister
1867-1935
Großstadtrat
Gründerpräsident 1925-1926



Josef Heß-Bättig
1875-1933
Postangestellter
Präsident 1926-1932



Friedrich Moeri
1901-1966
Bautechniker
Präsident 1932-1935



Hans Wiget
1881-1963
Wirt zum Unterlachenhof
Präsident 1935-1936



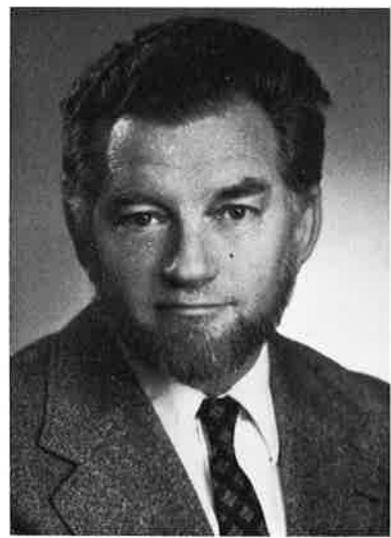
Dr. Louis Bendel
1897-1965
Ingenieur-Geologe
Präsident 1936-1951



Otto Bolli-Heß
1915-1967
Baumeister
Präsident 1951-1957



Jean Lipp
1914-1969
Kaufmann
Präsident 1957-1966



Arnold Stockmann
Fabrikant
Präsident seit 1967



Christian Grob
1897-1964
Magazinchef
Vorstands- und Ehrenmitglied



Ed. Scheidegger
1897-1967
Kaminfeger
Vorstands- und Ehrenmitglied



Rudolf Zobrist
1890-1939
Baumeister
Gründermittglied und langjähriger
aktiver Vizepräsident

Quartierverein Tribtschen-Langensand



Das «Hoheitsgebiet» des Quartiervereins Tribtschen-Langensand. Seine Grenze verläuft gemeinsam mit derjenigen des Quartiervereins Hirschmatt-Neustadt-Biregg, vom Inseli über Steghof-Untergeissenstein bis zur Bodenhof-Terrasse, von dort dem Bireggwaldrand entlang der Horwer Gemeindegrenze folgend bis zur Stadtgrenze am See, zwischen Matthof und Stutz. Bis zum Inseli bildet das Secufer die nordöstliche Grenze.

geld fehlte, mußten viele begabte Söhne und Töchter nach der Schule auf eine Lehre verzichten und als Hilfsarbeiter ihr Brot verdienen. Diese düstere Tatsache beunruhigte sieben aufgeschlossene Männer im Tribtschenquartier. Sie gründeten am 13. Februar 1943 die Zunft zu Tripschen. Bewußt wählten sie die alte Schreibweise von Tribtschen. Den wackern Männern im «Fähnlein der sieben Aufrechten» von Gottfried Keller vergleichbar, setzten sie sich kameradschaftlich zum Ziel, die Waisen- und Verdingkinder zu unterstützen, wie auch jede Notlage, wo immer sie sich zeigte, lindern zu helfen. Der Zweck der Zunft zu Tripschen liegt somit auf dem Gebiet der Wohltätigkeit. – Der Mitgliederbestand wurde auf dreißig Zünftler beschränkt. Sie entstammen allen Berufsgattungen, so zum Beispiel dem Handwerker-, Kaufmanns- und Akademikerstand. Beim Durchlesen alter Protokolle stößt man auf Namen wohlbekannter Luzerner, u. a. auf August am Rhyn, Dr. Louis Bendel, Dr. Erich Oberli, Otto Bolli, Jost Huber.

Zur Beschaffung der notwendigen Mittel wurde der «Tag der Jugend» ins Leben gerufen. Die Einkünfte aus dem Plaketten- und Abzeichenverkauf ermöglichten mit der Zeit die Ausrichtung von Lehrstipendien an Lehrlinge und Lehrtöchter. Diese Starthilfen zu einer gediegenen Berufsausbildung waren eine der edelsten Aufgaben und hoben das Ansehen der Zunft in einer Zeit, als noch selten öffentliche Stipendien ausgerichtet wurden, ganz beträchtlich. Der Gesamtbetrag dieser Beiträge übersteigt die Summe von 100000 Franken. – Durch die wirtschaftliche Hochkonjunktur und den gleichzeitigen Ausbau der öffentlichen Fürsorge hat der Aufgabenkreis der Zunft wiederum eine gewisse Änderung erfahren. Heute versucht sie, durch gezielte Aktionen dort zu helfen, wo bittere Armut und versteckte Not herrschen. Dazu trägt jedes Zunftmitglied seinen Obolus bei, da der «Tag der Jugend» mit dem Plakettenverkauf seit 1969 nicht mehr durchgeführt worden ist. – Im Jahre 1946 erhielt die Zunft ihre erste Fahne, und 1968 konnte man feierlich ein neues, farbenfrohes Banner einweihen.

In enger Zusammenarbeit mit dem Quartierverein Tribtschen-Langensand wurde während vieler Jahre die Bundesfeier auf Wartegg durchgeführt, und gemeinsam wirkte man auch bei Einweihungsfeiern von Schulhäusern und VBL-Linien mit. Auch wenn die Zunft zu Tripschen zu den Stillen im Quartier gehört, trägt sie doch wesentlich zum Quartierleben bei. Ihre Bemühung um die Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen im Quartier findet dankbare Anerkennung.

A. St.

Die Spielvereinigung der ABL

Die Genossenschafte der Überbauung Weinbergli gelangten im Jahre 1936 mit einer Unterschriftensammlung an die ABL mit dem Ersuchen um Erstellung einer offenen französischen Kegelbahn. Vorgesehen war der Platz des jetzigen

Wohngebäudes von Max Huber. Der Vorstand der ABL, unter dem Präsidenten Anton Muheim, dem Vater des jetzigen Regierungsrates, entsprach in der Folge dem Gesuch der Wohnkolonie Weinbergli. Man baute das Spielheim, das allen Genossenschaftlern der ABL zugänglich ist. Am 2. September 1936 wurde die Spielvereinigung der ABL gegründet. Laut Statuten bezweckt sie die Förderung verschiedener Spielgelegenheiten wie Kegeln, Jassen und Billard, sodann Geselligkeit und Kameradschaft. Das Bocciaspiel wurde damals auf der Allmend gepflegt, heute verzichtet man darauf. Auf den gepflegten Bahnen wird in der Hauptsache das Sportkegeln im Wettbewerb, daneben aber auch das Plauschkegeln betrieben. Die Mitgliederzahl der Spielvereinigung bewegt sich seit Jahren um 200. Ihr erster Präsident war Beni Heini; ihm folgten im Amt Hans Nußbaumer, Anton Peyer und Fritz Sigrist.

Fritz Sigrist

Der Schachclub Tribtschen

Als an den Gesangproben des Gemischten Chors Tribtschen einzelne Herren statt zu singen sich mit dem «königlichen Spiel» zu beschäftigen begannen, gründeten Josef Camenzind, Albert Heimann, Donat Schwegler und Hans Weber im Jahre 1944 den Schachclub Tribtschen. Gründermitglied und -präsident Donat Schwegler besaß an der Ecke Tribtschenstraße/Werkhofstraße einen Coiffeursalon. Er begann manchmal mit einem Kunden eine Schachpartie und stellte dann spät am Abend fest, daß dem Kunden die Haare noch nicht geschnitten oder die Bartstoppeln noch nicht rasiert waren.

Der Verein zählte schon wenige Jahre nach der Gründung um die 20 Mitglieder. Bis zum Jahre 1958 wurde stets im Restaurant Tribtschen, kurze Zeit auch im «Unterlachenhof» gespielt. Die Mitglieder stammen im wesentlichen aus dem Tribtschenquartier. Der Verein zeichnete für viele Organisationen, so für die Schweizerische Schachmeisterschaft 1969 in der Kantonsschule am Alpenquai: Während einer Woche kämpften über 300 Schachspieler aus der ganzen Schweiz auf den 64 weißen und schwarzen Feldern. – Heute ist der Verein Mitglied des Schweizerischen Schachverbandes; er weist einen Bestand von ungefähr 50 Aktivmitgliedern auf.

Franz Reiser

Der Gemischte Chor Tribtschen

Der im Mai 1942 gegründete Gemischte Chor Tribtschen widmet sich der Pflege des Volksgesanges. Er hatte zeitweise einen Mitgliederbestand von bis zu 70 Sängerinnen und Sängern. Der Gemischte Chor Tribtschen umrahmte während vieler Jahre die Quartierbundesfeier auf Wartegg mit gesanglichen Darbietungen.

Im April 1973 erfolgte die Umbenennung in *Luzerner Volksliederchor Tribtschen* mit einem derzeitigen Mitgliederbestand von 44 Damen und Herren. A. St.

Der Curlingclub Luzern

Curling ist in der Schweiz ein junger Sport. Als wir vor 50 Jahren in bestbekannten Wintersportplätzen Skirennen besuchten, konnten wir auf Eisfeldern solche Bettflaschenschieber, wie wir sie damals nannten, beobachten. Es handelte sich meistens um ältere Leute englischer Herkunft, beiderlei Geschlechts. Auch Einheimische begannen sich mit diesem Spiel zu befreunden. Es vergingen aber noch etwa zwei Jahrzehnte, bis einige Curlingclubs gegründet wurden.

Im Jahre 1952 gründeten einige Mitglieder des Skiclubs Alpina Luzern den Curlingclub Luzern. Da Luzern über keine Eisfläche verfügte, gehörten wir Luzerner dem Curlingclub Engelberg an. Wenn Föhn, Regen oder Neuschnee nicht den Spielverderber machte, konnten wir mit unseren Freunden in Engelberg hin und wieder den neuen Sport betreiben. Alljährlich besuchten wir nun einige Curling-Turniere in Wintersportplätzen oder bei unseren Freunden in Bern auf der offenen Kunsteisbahn. – Bei der Gründung der Luzerner Kunsteisbahn AG auf Tribtschen war der Curlingclub Luzern bei der Finanzierung sehr aktiv. Auf Tribtschen wurden zwei gedeckte Curlingbahnen erstellt. Damit wurde es einer großen Anzahl von Curlern möglich, diesen Sport zu betreiben.

In Luzern wurden fünf weitere Curlingclubs gegründet, so daß heute sechs Clubs mit annähernd 200 Mitgliedern die beiden Bahnen belegen. Dank der 1973 umgebauten Curlinghalle steht nunmehr eine moderne, geschlossene Anlage mit zwei guten Spielflächen zur Verfügung.

Der Curlingsport hat sich während der letzten fünfzehn Jahre in der Schweiz erfreulich entwickelt. Neben den vielen Turnieren finden Regional- und Landesmeisterschaften statt. Auch bei den Weltmeisterschaften dürfen sich unsere Schweizer Curler sehen lassen. Paul Affentranger

Der Schlittschuh-Club Luzern

Der heutige Schlittschuh-Club Luzern (SCL), hervorgegangen im Jahre 1966 aus der Fusion zweier Eishockey-Vereine mit großer Tradition – dem HC Breitlachen und dem EHC Luzern –, genießt auf der Luzerner Kunsteisbahn Tribtschen Gastrecht. Der Sportbetrieb und das übrige Vereinsleben spielen sich somit weitgehend im Tribtschenquartier ab, weshalb sich ein kurzer Blick auf die Vereinsgeschichte in diesem Rahmen rechtfertigt. Es würde aber zu weit führen, die Ge-

schichte der beiden Stammvereine, die bis in das Jahr 1931 zurückreicht, aufzurollen. Immerhin darf gesagt werden, daß die Begeisterung für das Eishockey im Laufe der Jahre dank den beiden guten Clubs immer größer wurde und auch das Publikumsinteresse stets wuchs. Ein großes Problem blieb hingegen immer der Kampf ums Natureis. Mit dem Bau der Kunsteisbahn im Jahre 1959 entfielen diese Sorgen. Die Mannschaft des neuen SCL konnte die Nationalliga-B-Zugehörigkeit des EHC Luzern im Jahre 1966 «erben», doch gelang ihr nur gerade in der ersten Saison eine überzeugende Gesamtleistung. In den folgenden Jahren mußte die Mannschaft um die Zugehörigkeit zur Nationalliga bangen und konnte schließlich in der Saison 1971/72 den Abstieg in die 1. Liga nicht mehr vermeiden. Diese sportliche Niederlage führte aber zur Einleitung eines Neuaufbaus mit dem Schwergewicht auf der Juniorenförderung auf breiter Basis. Die Bemühungen des SCL, dem Luzerner Eishockey eine neue, gesunde Grundlage zu geben, sind heute im vollen Gange. Die Anzeichen dafür, daß man sich dabei auf dem richtigen Wege befindet, sind deutlich erkennbar. Die Aktiven und Funktionäre des SCL sind gewillt, ihre hohen sportlichen Ziele mit großem Einsatz zu erreichen. Dabei hoffen sie auf Verständnis und Unterstützung der Bevölkerung des Tribschenquartiers.

Ulrich Fäßler

Der Fußballclub Kickers

Der am 4. Dezember 1907 gegründete Fußballclub Kickers fusionierte 1910 mit dem FC Fortuna und im August 1913 mit dem FC Stella. Bei der Gründung des Innerschweizerischen Fußballverbandes am 7. April 1918 in Schwyz und des ZUS (Zusammenschluß unterer Serien) am 9. Januar 1921 in Baden war auch der FC Kickers beteiligt. Ihm gehörten früher etliche Untersektionen an, so eine Gesangs- und Landhockeysektion sowie eine Leichtathletiksektion, deren Mitglied Sepp Imbach¹ an der Olympiade 1924 in Paris einen 400-m-Weltrekord aufstellte. Dem FCK ist auch eine Bocciasektion angeschlossen. Im Jahre 1921 konnte er neben der alten Nähmaschinenfabrik «Helvetia» einen neuen Spielplatz mit Tribüne beziehen. Im Mai 1935 übergab ihm die Stadt Luzern den Sportplatz Alpenquai, doch mußte dieser der neuen Kantonsschule weichen. Am 14./15. August 1965 fand die Übernahme des heutigen Sportplatzes Tribschen durch den FC Kickers statt. Zehn Jahre später, am 14. Juni 1975, weihte die Bocciasektion des FCK ihre neue Bocciahalle auf dem Sportplatz Tribschen ein.

A. St.

¹ Karl Zbinden: Josef Imbach, das internationale Laufwunder, in «Vom Gütsch zur Reuß», Quartiergeschichte Untergrund, S. 78ff. (Luzern 1965).

Der Fußballclub Luzern im Tribschengebiet

Der 1901 gegründete FC Luzern begann seinen Spielbetrieb auf der Allmend. Vor Matchbeginn wurden jeweils die Linien gezeichnet und die Pfosten in den Boden gerammt. Umkleidelokal war zuerst der «Militärgarten», von 1906 an der «Eichhof». Als «Dusche» diente entweder Frau Furrers Waschküche an der Taubenhausstraße oder der offene Krienbach. Diese improvisierten Verhältnisse taten der Begeisterung keinen Abbruch. Alle Versuche aber, 1908 auf der Schweizerhofmatte, auf dem Himmelrich, auf Tribschen, beim Großhof oder an der Friedentalstraße einen Platz zu bekommen, scheiterten.

Am 1. August 1909 stieg der FCL in die Nationalliga A, als oberste Spielklasse des Landes, auf. Spiele gegen berühmte Clubs standen auf dem Programm. Man konnte diese nicht auf der improvisierten Allmendanlage empfangen.

Mit den Erben des Dr. Eduard von Moos 1910 gepflogene Verhandlungen über einen Spielplatz auf Tribschen blieben erfolglos. Ein Jahr später stellte die Genossenschaft «Aero» bei der Luftschiffhalle (an der Stelle der heutigen Kunsteisbahn) dem FCL ein Terrain und die erforderlichen Umkleideräume in der Ballonhalle unentgeltlich zur Verfügung, verlangte aber, daß der Club selber das Terrain in spielfähigen Zustand zu bringen habe. Mehr als 4000 Franken und 5000 Fuder Auffüllmaterial verschwanden in diesem scheinbar grundlosen Sumpfland. Erst 1914 wurde der Boden trocken und tragfähig, doch dann brach der Erste Weltkrieg aus und die Militärverwaltung beanspruchte das Terrain und die Luftschiffhalle. Der FCL war wieder heimatlos.

Anfang August 1915 gelang es dem FCL endlich, von den genannten Erben von Moos jene Parzelle Tribschenland zu bekommen, um die schon fünf Jahre vorher verhandelt worden war.

Auch diesen Platz mußten die Mitglieder selber herrichten und einzäunen. Beim Eröffnungsspiel gegen die Grasshoppers (5:4 Sieg) am 29. August 1915 konnten sie ihn seiner Bestimmung übergeben. Dieser Spielplatz lag zwischen der Bürgenstraße und dem Alpenquai, ungefähr dort, wo sich heute die Zivilschutz-Übungsanlage befindet. Wenige Monate später kauften die SBB den Platz, überließen ihn aber dem sportlich erfolgreichen FCL weiter in Pacht. Der kriegsbedingte Bundesbeschluß zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion brachte den Tribschensportplatz in Gefahr, denn er sollte in einen «Pflanzblätz» umgewandelt werden. Dank einer von 3000 Bürgern unterschriebenen Petition an den Stadtrat durfte der FCL seinen Sportplatz behalten.

Von den insgesamt 19 Saisons, die der FCL auf Tribschen spielte, war diejenige von 1921/22 die erfolgreichste. Sie brachte ihm die Vizemeisterschaft und eine Tribüne. – Kostspielige Reparaturen und Ausbauarbeiten erforderten die Gründung einer Sportplatzgenossenschaft. Unter dem Vorsitz von Emil Meister wurde

ganze Arbeit geleistet. Der Sportplatz wurde ausgebaut, eine Rampe für Stehplatzbesucher erstellt, die Tribüne gesichert. Dazu kam die Verbesserung der Duschenräume. Mit den SBB schloß der Club einen neuen Pachtvertrag ab, und schließlich konnte er 30000 Franken Schulden zurückzahlen. – Die Firma «Omega» installierte 1929 die erste Platzuhr.

Trotz dem tüchtigen Wirken der Sportplatzgenossenschaft, die dem FCL sogar einen Beitrag von 10000 Franken übergeben konnte, drohte dem Sportplatz Tribschen eine neue große Gefahr. Wegen des unausrottbaren Glasvorkommens im ehemaligen Auffüllmaterial wurde der Boykott angedroht. Die 10000 Franken waren bald aufgezehrt, weshalb ohne Geld ein neuer Sportplatz gefunden werden mußte. Jetzt kam nur noch die Allmend in Frage. Stadtpräsident Dr. Zimmerli und Baudirektor Businger zeigten für das Anliegen der Fußballer Verständnis. Als auch Oberstdivisionär Sonderegger der Ansicht war, das Hubeli sei militärisch nicht mehr wichtig, stand der Platzübergabe nichts mehr im Wege. Die Sportler bekamen ihren Platz, aber nicht der FCL – der Luzerner Sportclub war der Glückliche.

Der FCL gründete eine Sonderkommission, die mit den Stadtorganen ein modernes, großzügiges Sportplatzprojekt ausarbeitete, das mit dem Landabtausch eine Bausumme von 1650000 Franken beanspruchte, wofür es einer Volksabstimmung bedurfte. Die in Sportkreisen herrschende Skepsis über den Abstimmungsverlauf war unberechtigt, denn die aufgeschlossenen Luzerner Stimmbürger gaben im Frühjahr 1932 mit 5237 Ja gegen 2640 Nein ihr Einverständnis zum Bau dieser dringend nötig gewordenen Sportanlage. Seit dem am 6. Mai 1934 gegen den VfR Mannheim ausgetragenen Eröffnungsspiel auf der Allmend gehört die «Ära Tribschen» endgültig der Vergangenheit an. Paul Fäh

Sportclub Obergeißenstein Luzern (SCOG)

Im Jahre 1920 im «Eisenbahnerdörfli» auf dem Geißenstein zur Pflege der körperlichen Ertüchtigung und der Kameradschaft gegründet, hat sich der Sportclub Obergeißenstein – der SCOG – vom reinen Quartierclub zum stattlichen Stadtverein mit 700 Aktiv-, Junioren-, Passivmitgliedern und Gönnern weiterentwickelt.

In den Gründungsjahren war der SCOG nicht nur regional, sondern auch national polysportiv tätig. In den letzten zwei Jahrzehnten wurde vor allem der Fußballsport gepflegt und eine angesehene Juniorenabteilung aufgebaut. Vor 10 Jahren wurde dem SCOG eine eigene Damenriege angegliedert.

Dem SCOG stehen für die Ausübung seiner rein amateursportlichen Tätigkeiten die Sportanlagen beim Schulhaus Wartegg zur Verfügung. Zur Zeit kämpfen neun Mannschaften in den verschiedenen Klassen der Fußballmeisterschaft.

Donatorentafel

Die nachstehend aufgeführten Behörden, Firmen und Baugenossenschaften haben uns an die Druckkosten dieses Buches mit großzügigen, finanziellen Beiträgen bedacht, wofür wir an dieser Stelle herzlich danken.

ABL Allgemeine Baugenossenschaft Luzern
Baugenossenschaft Pro Familia Luzern
BOA AG, Metallschlauchfabrik, Luzern
Brennstoff AG, Luzern
Buchecker AG Excelsiorwerk, Luzern
Bürgergemeinde Luzern
Butterzentrale Luzern
Cartonnagen AG, Luzern
Darlehens- und Immobilienbank AG, Luzern
Desserich & Funk, Ingenieurbüros, Luzern
Dommen & Co. AG, Transportgeschäft
Eggstein AG, Zimmerei und Foundationen
Finanzdirektion der Stadt Luzern
Frigorex AG, Luzern
Galliker-Automobile, Volvo-Vertretung, Luzern
Josef Gärtner, Architekturbüro
Gmür & Co. AG, Transportunternehmen
Handelsgenossenschaft des Schweizerischen Baumeisterverbandes, Luzern
Herzog AG, Bootswerft, Luzern
Holz- und Kohlen AG, Luzern
A. Huber AG, Schreinerei
Ferd. Hurni, Inhaber H. Schwaninger, Glas und Porzellan
Kalenderfabrik AG, Luzern
Katholische Kirchgemeinde Luzern
E. Kreienbühl & Co. AG, Clichéfabrik
Liberale Baugenossenschaft Sternmatt-Tribschen

LIMASOL AG, Unterlagsböden, Luzern
Luzerner Kantonalbank, Agentur Schönbühl
Mengis & Sticher, Buchdruckerei, Luzern
Arthur Näpflin, Brennstoffe
Pensionskasse der Stadt Luzern
PISTOR Einkaufsgenossenschaft, Luzern
Protestantenvereinigung Weinbergli
Gebr. Rigert, Baugeschäft
SABAG & Baumaterial AG Luzern
Sanitär-Material AG Luzern
Sauerstoff- & Wasserstoff-Werke AG, Kriens-Luzern
Schätzle AG, Brennstoffe
Schiffahrtsgesellschaft Vierwaldstättersee
Schurter AG Elektrotechnische Unternehmung, Luzern
Schweizerische Kreditanstalt, Luzern
Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Luzern
Schweizerische Volksbank, Luzern
Schweizerischer Bankverein, Luzern
Seeverlad- & Kieshandels AG, Luzern
Sulzer AG, Heizungs- und Klimatechnik, Luzern
Transportus AG Luzern
Verlagsbuchbinderei An der Reuß AG, Luzern
Verwaltung Schönbühl, Dr. Felix und Beat von Schumacher
Verzeri & Stirnimann AG, Bauunternehmung
von Vivis & Cie. AG, Getränkehandel
Volksbank Hochdorf, Filiale Luzern
Wobmann AG, Schreinerei
Wohnungsbau Tribtschen AG, Luzern
«Zürich» Versicherungen: Dr. René Häfliger, Luzern